

Predigten von  
H.H. Prälat Prof. Dr. Georg May

2015

Aufgezeichnet von Patricia Befard-Bitz

[www.glaubenswahrheit.org](http://www.glaubenswahrheit.org)

# Inhaltsverzeichnis

<i>Die Chronologie des Lebens Jesu (01.01.2015)</i> .....	4
<i>Die immervährende Jungfräulichkeit Mariens (04.01.2015)</i> .....	7
<i>Der zwölfjährige Jesus im Tempel (11.01.2015)</i> .....	10
<i>Die Ehe ist unauflöslich (18.01.2015)</i> .....	13
<i>Ehrfurcht (25.01.2015)</i> .....	17

## Die Begleiter der Passion

(1) Petrus (01.02.2015) .....	21
(2) Judas (08.02.2015) .....	24
(3) Kaiphas (15.02.2015) .....	29
(4) Pilatus (22.02.2015) .....	34
(5) Herodes Antipas (01.03.2015) .....	39
(6) Claudia und Herodias (08.03.2015) .....	43
(7) Jesus Barabbas (15.03.2015) .....	47

<i>Die Wundmale des Herrn (22.03.2015)</i> .....	51
<i>Der Herr ist in verkklärter Leiblichkeit auferstanden (Ostersonntag, 05.04.2015)</i> .....	55
<i>„Ich habe den Herrn gesehen!“ (Ostermontag, 06.04.2015)</i> .....	59
<i>Die Treue der Erstkommunikanten (12.04.2015)</i> .....	62
<i>Der Gute Hirt (19.04.2015)</i> .....	65
<i>Die kleine Weile (26.04.2015)</i> .....	69
<i>Die überführende und leitende Wirksamkeit des Parakleten (03.05.2015)</i> .....	73
<i>Im Namen Jesu bitten (10.05.2015)</i> .....	77
<i>Jesu Erhöhung und Himmelfahrt (Christi Himmelfahrt, 14.05.2015)</i> .....	80
<i>Das katholische Milieu (17.05.2015)</i> .....	83
<i>Wirkungen des Hl. Geistes (Pfingstsonntag, 24.05.2015)</i> .....	87
<i>Die Handauflegung (Pfingstmontag, 25.05.2015)</i> .....	91

## Das Dogma vom dreifaltigen Gott

(1) Der Weg zum nicänischen Bekenntnis (Dreifaltigkeitssonntag, 31.05.2015) .....	94
(2) Der dreieinige Gott in Schrift und Tradition und im Leben der Kirche (07.06.2015) ...	98
(3) Die immanente und die ökonomische Trinität (14.06.2015) .....	102
(4) Die Vernunft und das Dogma vom dreifaltigen Gott (21.06.2015) .....	105

## Das Christentum in Staat und Gesellschaft

(1) Wesen, Aufgaben und Schranken des Staates (28.06.2015) .....	109
(2) Unsere Aufgabe im Staat (05.07.2015) .....	113
(3) Unser Volk (12.07.2015) .....	116
(4) Das Recht Gottes (19.07.2015) .....	120
(5) Das Recht schützen und schaffen (26.07.2015) .....	123
<i>Die Leitung der Kirche durch den Heiligen Geist (02.08.2015)</i> .....	126
<i>Das Gewissen (09.08.2015)</i> .....	129
<i>Maria die neue Eva (Mariä Himmelfahrt, 15.08.2015)</i> .....	132

## Das Eigentum

- (1) Das Grundrecht des Privateigentums (16.08.2015) .....134
- (2) Die Notwendigkeit von Eigentum (23.08.2015) .....137
- (3) Die Verwendung des Eigentums (30.08.2015) .....140

<i>Gott lässt seiner nicht spotten</i> (06.09.2015) .....	143
<i>Erneuert euch</i> (04.10.2015) .....	146
<i>Er glaubte mit seinem ganzen Hause</i> (11.10.2015) .....	149
<i>Einig im Notwendigen, unterschiedlich im Erlaubten</i> (18.10.2015) .....	152
<i>Christus König kraft seiner Vereinigung mit der Gottheit</i> (Christkönigsfest, 25.10.2015) .....	156
<i>Die Seligpreisungen Jesu</i> (Allerheiligen, 01.11.2015) .....	159

## Was erwartet uns nach dem Tode?

- (1) Wir werden leben (08.11.2015) .....162
- (2) Wir werden lieben (15.11.2015) .....166
- (3) Wir werden schauen (22.11.2015) .....169

<i>Nicht in Schmausereien und Trinkgelagen</i> (1. Advent, 29.11.2015) .....	172
<i>Weibliche Kleider</i> (2. Advent, 06.12.2015) .....	175
<i>Die Religion der Freude</i> (3. Advent, 13.12.2015) .....	178
<i>Das dreifache Gericht</i> (4. Advent, 20.12.2015) .....	181
<i>Das göttliche Kind</i> (Weihnachten, 25.12.2015) .....	185
<i>Der erste Blutzzeuge des Krippenkindes</i> (26.12.2015) .....	188
<i>Die Hirten an der Krippe</i> (27.12.2015) .....	190
<i>Gott in Rechnung stellen</i> (01.01.2016) .....	193
<i>Der heilige Name Jesus</i> (03.01.2016) .....	196
<i>Die Wirklichkeit der Weisen aus dem Morgenland</i> (10.01.2016) .....	199

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Chronologie des Lebens Jesu

01.01.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Heute ist der erste Tag des neuen Jahres 2015. Unser bürgerliches Jahr ist die Zeitdauer des Umlaufs der Erde um die Sonne und beträgt 365 – oder im Schaltjahr 366 – Tage. Seit der Julianischen Kalenderreform, also seit Julius Cäsar, ist der 1. Januar der Jahresanfang. Papst Gregor XIII. führte im Jahre 1582 den Julianischen Kalender einer Reform zu. Er hinkte nämlich um zehn Tage hinter der astronomischen Zeit zurück, und seitdem sprechen wir vom Gregorianischen Kalender. Die Menschen pflegen sich am Beginn eines neuen Jahres Glück und Gelingen zu wünschen; das ist ja durchaus angebracht. Aber wenn diese Wünsche einen Sinn haben sollen, dann müssen wir sie als Bitten zu Gott emportragen. Was wir den Menschen wünschen, das müssen wir von Gott erleben. Und in diesem Sinne, meine lieben Freunde, wünsche ich Ihnen das Geleit und den Schutz Gottes für das neue Jahr. Es möge dieses Jahr für Sie ein Fortschritt zum Herrn und Heiland werden, in der Gesinnung und in den Werken. Er möge sie weiter auch in allen irdischen Unternehmungen schützen und segnen, dass Sie durchhalten können in den Fährnissen dieser Zeit.

Die Zeitrechnung und die Zeiteinteilung werfen viele Fragen auf. Sie können nur von der Wissenschaft beantwortet werden, und diese Wissenschaft ist die Chronologie. Chronologie ist die Wissenschaft und die Lehre von der Zeitrechnung, der Datierung und der zeitlichen Abfolge früherer Ereignisse, auch der Altersbestimmung von Gegenständen und des Kalenderwesens. Die Chronologie bemüht sich um die Erstellung einer Zeitskala und um die zeitliche Einordnung vergangener Ereignisse in diese Skala. In der Stadt Rom zählte man die Jahre nach ihrer Gründung. Als Schüler lernten wir: 7, 5, 3 – Rom kroch aus dem Ei. Im Jahre 753 vor unserer Zeitrechnung wurde Rom gegründet. Wir leben in der christlichen Zeitrechnung; sie setzt ein mit der zeitlichen Geburt unseres Herrn Jesus Christus. Sein Erscheinen und sein Leben sind uns überliefert in den vier Evangelien. Darin fehlt es allerdings oft an zeitlichen Angaben. Das einzige genaue Datum im Evangelium ist das 15. Jahr des Kaisers Tiberius, in dem Johannes der Täufer auftrat. Das 15. Jahr des Kaisers Tiberius läuft vom 19. August 28 bis zum 18. August 29 – vom 19. August 28 bis zum 18. August 29. Unsere heutige Zeitrechnung verdanken wir dem römischen Mönch Dionysius Exiguus; er lebte im 6. Jahrhundert. Nach seiner Berechnung – ich muss gleich dazusagen: nach seiner falschen Berechnung – nach seiner Berechnung fällt die Geburt Jesu in das Jahr 753 seit Gründung der Stadt Rom. Er setzte jedoch die Geburt Jesu um mehrere Jahre zu spät an, sodass das wirkliche Geburtsjahr Jesu vor dem Jahre 1 unserer Zeitrechnung liegt. Das Geburtsjahr Jesu ist nicht ganz einfach zu berechnen. Lukas stellt fest, dass Jesus, als er seine öffentliche Tätigkeit begann, ungefähr 30 Jahre alt war – ungefähr; es können also mehr oder weniger gewesen sein. Wenn man diese Zahl genau nähme, käme man in das Jahr 2 vor Chr., in dem Jesus geboren ist. Aber diese Auskunft genügt nicht. Von Matthäus erfahren wir, dass Jesus in den Tagen des Königs Herodes geboren wurde. Es handelt sich um Herodes den Großen. Er regierte sein Reich von 37 v. Chr. bis 4 v. Chr. – bis 4 v. Chr., also muss Jesus in diesem Zeitraum geboren worden sein. Jesus ist also in jedem Falle nicht im Jahre 1 unserer Zeitrechnung geboren. Diese Ansicht geht auf den erwähnten Dionysius Exiguus zurück. Er nahm das Datum des 25. Dezember 753 von der Gründung der Stadt Rom in Einklang mit dem liturgischen Kalender an als Geburtstag Jesu – leider irriger Weise. Jesus ist zu Lebzeiten des Königs Herodes geboren. Aber wann?

Wie lange vor seinem Tode im Jahre 4? Dazu ist die Angabe über den Besuch der Magier wichtig. Sie haben Herodes noch als Regenten angetroffen. Wieviel Zeit liegt zwischen der Ankunft der Magier und dem Tode des Herodes? Aus dem Verhalten des Herodes gegenüber den Magiern müssen wir annehmen, dass er noch nicht von der qualvollen Krankheit befallen war, der er dann zum Opfer fiel. Er sagte ja, er wolle selbst nach Bethlehem gehen – er muss also noch beweglich gewesen sein, nicht ans Lager gefesselt. Vom Eintreffen der Magier bis zum Tode des Herodes liegen mindestens mehrere Monate – wie ja auch für die Reise der Heiligen Familie nach Ägypten und dem Aufenthalt dort mehrere Monate angesetzt werden müssen. Jesu Geburt kann also kaum nach dem Frühjahr 6 v. Chr. geschehen sein – kaum nach dem Frühjahr 6 v. Chr. Dann ist weiter zu fragen: Wieviel Zeit liegt zwischen der Geburt Jesu und der Ankunft der Magier? Da ist ja auch noch allerhand passiert, wie wir aus dem Evangelium erfahren, nämlich die Geburt Jesu, die Beschneidung Jesu, die Darstellung im Tempel. Genaueres lässt sich aus dem Mordbefehl des Herodes erheben. Herodes ließ die Knaben von Bethlehem von 2 Jahren und darunter töten. Warum in diesem Alter? Entsprechend der Zeit, die er von den Magiern erfahren hatte. Er hat sich also bei den Magiern erkundigt: „Wann ist dieser König geboren, den ihr hier verehren wollt?“ Sie verwiesen auf das Erscheinen des Sternes. Sie müssen ihm geantwortet haben: „Der Stern ist vor einem Jahr oder vor anderthalb Jahren erschienen.“ Und damit ist die Frage beantwortet, wann Jesus geboren ist. Der Knabe Jesus ist, als die Magier ankommen, wenigstens eineinhalb Jahre alt. Also nicht, wie wir meinen, wenn wir die Könige an die Krippe stellen, 13 Tage nach der Geburt, sondern was die Magier uns lehren, ist, dass Jesus zur Zeit der Ankunft der Magier wenigstens eineinhalb Jahre alt war. Wir haben noch andere Möglichkeiten, um das Geburtsjahr des Herrn Jesus einigermaßen wahrscheinlich zu machen, so z.B. den Zensus des Quirinius. Quirinius war ja der Mann, der die Aufschreibung vornahm, deretwegen Josef nach Bethlehem kam. Und diese Aufzeichnung fällt in die Jahre 6 oder 7 n. Chr.

Jesus wird in dem Evangelium der Nazoräer oder der Nazarener genannt. Damit wird ausgedrückt, dass er aus Nazareth stammte. Die Familie Jesu ist ja nach der Flucht aus Ägypten nach Galiläa in den Ort Nazareth gegangen und hat sich dort niedergelassen. Galiläa ist der nördlichste Teil von Palästina. Matthäus spricht vom „Galiläa der Heiden“. Er will damit aussagen, dass in Galiläa eine gemischte, eine aus Juden und Heiden gemischte Bevölkerung lebte. Landesherr in Galiläa war Herodes Antipas, ein Sohn Herodes des Großen. Unter seinen Augen verlief das Leben Jesu; er hat ihn auch verhört im Prozess vor Pilatus. Um sich verständlich zu machen, musste Jesus die Sprache und die Begrifflichkeit seiner Zeit verwenden, d.h. Jesus und seine Jünger sprachen aramäisch, genauer: den galiläischen Dialekt des Aramäischen. Es ist durchaus denkbar, dass manche Apostel auch griechisch sprachen, eben weil Galiläa eine von Juden und Heiden gemischte Gegend war. Es ist sogar nicht unmöglich, dass Jesus Kenntnis der griechischen Sprache hatte. Die Evangelien sind in griechischer Sprache abgefasst. Das bedeutet, dass die Überlieferung die Worte Jesu übersetzt hat. Über Jesu Jugend, Erziehung und äußere Erscheinung erfahren wir aus den Evangelien nichts, abgesehen von dem Besuch in Jerusalem. Jesu übte den Beruf eines Tekton aus. Tekton besagt: Er verstand sich auf die Verarbeitung von Holz und Stein – wir würden heute sagen: ein Bauhandwerker. Die Evangelien übergehen das verborgene Leben Jesu; sie sind allein interessiert am öffentlichen Wirken Jesu. Es ist für uns schmerzlich, dass wir nicht mehr über Jesu vergangene dreißig Jahre wissen, aber was die apokryphen Schriften, die von der Kirche nicht anerkannt sind, darüber berichten, ist nicht beglaubigt; es ist unsicher. Es kann manches geschichtliche Element darin enthalten sein, aber insgesamt lehnt die Kirche diese Apokryphen – also diese verborgenen Schriften – ab.

Jesus begann sein öffentliches Wirken nach der Verhaftung Johannes des Täufers. Wie lange hat es gedauert? Aus dem Wort Jesu: „Jerusalem, Jerusalem, du mordest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind. Wie oft – wie oft! – wollte ich deine Kinder sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, ihr aber habt nicht gewollt“, aus diesem Worte Jesu können wir schließen, dass er mehrmals in Jerusalem gewirkt hat. Und das heißt, dass er nicht nur ein Jahr öffentlich gewirkt hat, sondern mehrere Jahre. Aber wie viele? Lukas berichtet, es kamen Leute zu Jesu und meldeten ihm, dass Pilatus in Jerusalem Galiläer habe niederhauen lassen am Altare – und das geschah während eines Passahfestes. Also haben wir schon zwei Passahfeste (Osterfeste), an denen Jesus in Jerusalem war. Das überschreitet also eine einjährige Tätigkeit. Aus dem Evangelium nach Johannes erfahren wir

von drei Passahfesten. An drei Passahfesten war Jesus in Jerusalem, d.h. er muss mindestens über zwei Jahre öffentlich gewirkt haben. Es gibt noch eine andere Angabe. Jesus hat ja gesagt, er werde den Tempel niederreißen, und da entgegneten ihm seine Feinde: „46 Jahre ist an dem Tempel gebaut worden.“ Aus dieser Angabe können wir berechnen, in welches Jahr die Auseinandersetzung Jesu mit den Gegnern erfolgte, denn der Tempelbau begann im Jahre 19 v. Chr. 46 Jahre später, also im Jahre 28, muss diese Begebenheit stattgefunden haben.

Aufgrund dieser Überlegungen können wir auch fragen: In welches Jahr nach unserer Zeitrechnung fällt der Tod Jesu? Als die früheste zusammenfassende Erzählung eines Teiles der öffentlichen Wirksamkeit Jesu gilt der Bericht über sein Leiden und Sterben. Vermutlich stand am Beginn der Leidensgeschichte Jesu ein Urbericht von der Kreuzigung. Daran gliederten sich dann die damit zusammenhängenden Begebenheiten: das letzte Abendmahl, die Gefangennahme Jesu, die Verleugnung des Petrus. Auf seinem letzten Zuge nach Jerusalem wurde Jesus von galiläischen Festpilgern jubelnd begrüßt – Einzug in Jerusalem. Sein Protest gegen den Missbrauch des Tempels führte zum Ergreifen. Sein Gegner waren die Hohenpriesterlichen Kreise, vor allem Kaiphas. Die Verhaftung erfolgte am Ölberg. Nach einer ersten Voruntersuchung durch Annas und nach der Verurteilung im Religionsprozess durch Kaiphas wurde er im Prozess von Pilatus zum Kreuzestode verurteilt. Das Urteil gründete auf einem politischen Vorwurf, wie man ja aus dem Titel sieht: „Jesus, König der Juden.“ Der Tod Jesu ist auch durch profane Schriftsteller beglaubigt. Der bedeutende römische Schriftsteller Tacitus spricht von „Christus, der unter der Herrschaft des Tiberius auf Veranlassung des Prokurators Pontius Pilatus hingerichtet worden war“ im 15. Buch seiner Annalen. Der Tag der Hinrichtung Jesu liegt fest: es war ein Freitag, aber welcher Freitag? Es muss ein Freitag gewesen sein, der auf den 14. Nisan (das ist der hebräische Monat), ein Freitag, der auf den 14. Nisan gefallen ist. Und das war der Fall im Jahre 30. Wir dürfen mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen: Die Hinrichtung Jesu erfolgte am 14. Nisan, am 7. April des Jahres 30.

Wir wüssten gern mehr, meine lieben Freunde, vom Leben Jesu, mehr, als unsere Quellen hergeben. Im Besonderen sind wir an Datierungen seines Lebens interessiert, aber wir müssen uns bescheiden. Die Schwierigkeiten bei der Bestimmung des zeitlichen Ablaufes des Lebens Jesu haben auf dessen geschichtliche Wirklichkeit keinen Einfluss; sie liegt fest. Dass wir so wenig wissen, hängt mit der Sorglosigkeit zusammen, mit der die Evangelisten über Jesus berichtet haben. Sie waren an Daten nicht interessiert, sondern an seinem Leben, an seinem Wirken, an seinem Heilswirken. Wir brauchen uns deswegen nicht besorgt zu zeigen, wenn wir chronologische Schwierigkeiten im Leben Jesu feststellen. Das Heilswirken Jesu liegt fest und ist unbezweifelbar. „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die immerwährende Jungfräulichkeit Mariens

04.01.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es ist ein Glaubenssatz unserer Kirche: Maria, die Mutter Jesu, war und blieb Jungfrau vor der Geburt, in der Geburt und nach der Geburt. Jesus ist nicht nur der erstgeborene, er ist auch der einziggeborene Sohn Mariens. Das Dogma enthält drei Aussagen:

1. Maria empfing ohne die Mitwirkung eines Mannes vom Heiligen Geiste.
2. Maria gebar ohne Verletzung ihrer jungfräulichen Unversehrtheit.
3. Maria lebte nach der Geburt jungfräulich.

Diese drei Sätze – und nur sie insgesamt – erschöpfen den Begriff der Jungfräulichkeit Mariens. Die Kirchenväter sprechen die drei Momente der Jungfräulichkeit Mariens in Formeln aus wie: *virgo concepit*, *virgo peperit*, *virgo permansit* – die Jungfrau hat empfangen, die Jungfrau hat geboren, sie ist Jungfrau geblieben. Das kirchliche Lehramt hat diese Wahrheiten festgehalten, deutlich ausgesprochen auf der Lateransynode im Jahre 649 unter Papst Martin I. Da werden die drei Elemente der Jungfräulichkeit Mariens eindeutig ausgesprochen. Die Synode lehrt, Maria habe ohne Samen vom Heiligen Geist empfangen, ohne Verletzung der Jungfräulichkeit geboren und ihre Jungfräulichkeit nach der Geburt unversehrt bewahrt – *virgo concepit*, *virgo peperit*, *virgo permansit*. Die Jungfräulichkeit Mariens erstreckt sich auf ihr ganzes Sein, auf Seele und Leib. Sie ist also eine solche des Geistes, d.h. sie hatte stets die jungfräuliche Gesinnung. Sie ist aber auch eine solche der Sinne, d.h. sie war frei von den ungeordneten Regungen der Sinnlichkeit. Und sie ist schließlich eine solche des Körpers, d.h. sie bewahrte die leibliche Unversehrtheit.

Es hat zu allen Zeiten der Kirchengeschichte Gegner der Jungfräulichkeit Mariens gegeben. Seit dem Auftreten des Protestantismus haben sie sich gemehrt. Luther selbst hielt an der Jungfräulichkeit Mariens fest, aber nicht seine Anhänger. Die meisten Protestanten bestreiten die immerwährende Jungfräulichkeit Mariens nach der Geburt. Manche Katholiken sprechen es ihnen nach, so die Tochter des ehemaligen Bundespräsidenten Gustav Heinemann. Ihr wurde im Jahre 1987 vom Bischof von Essen die kirchliche Lehrerlaubnis entzogen, weil sie die Jungfräulichkeit Mariens leugnete. Die Behauptung, Maria habe mehrere Kinder gehabt, wird hauptsächlich in der Absicht aufgestellt, die katholische Lehre von der Jungfräulichkeit Mariens um ihre Anerkennung zu bringen. Jede Häresie der Kirchengeschichte geht von der Bibel aus. Alle berufen sich auf die Bibel, aber es ist eben die Frage, wie man sie auslegt. An erster Stelle verweisen die Gegner der Jungfräulichkeit auf zwei Stellen, die scheinbar ihre Meinung zu stützen scheinen. Die beiden Stellen lauten: „Als Maria mit Josef verlobt war, fand es sich, ehe sie zusammenkamen – ehe sie zusammenkamen! –, dass sie empfangen hatte vom Heiligen Geist.“ Und die andere Stelle: „Er erkannte sie nicht, bis sie ihren Sohn gebar“ – bis sie ihren Sohn gebar! Daraus ziehen die Gegner der Jungfräulichkeit den Schluss: Nachher hätte Josef seine Frau erkannt, also mit ihr Kinder gezeugt. Aber sie übersehen ganz, dass die Redeweise der Heiligen Schrift eindeutig ist. Denn diese beiden zitierten Stellen besagen, dass bis zu einem bestimmten Zeitpunkt die Ehe nicht vollzogen wurde, nicht aber, dass sie nachher vollzogen wurde. Sie wollen erklären, was bis dahin nicht geschehen ist, um eben den Raum freizuhalten für das Wirken des Heili-

gen Geistes. Wir können eine Reihe von Stellen aus der Heiligen Schrift anführen, die diese Erklärung, die diese Interpretation untermauern. Da ist zum Beispiel die Tochter des Saul Michol. Sie bekam bis zu ihrem Tode kein Kind – und nach dem Tode ja sowieso nicht –, aber bis zu ihrem Tod, d.h. es wird angegeben, bis zu welchem Termin etwas nicht geschehen ist. Oder wenn der Herr sagt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“ Da wird eben ein Termin angegeben. Noch schlagkräftiger scheint den Gegnern der Jungfräulichkeit Mariens der Verweis auf die „Brüder Jesu“. An mehreren Stellen der Heiligen Schrift ist ganz unbefangen von Brüdern, auch von Schwestern Jesu die Rede. Johannes schreibt: „Von Kana – wo das Wunder geschehen war – von Kana zog Jesus hinab nach Kapharnaum, er, seine Mutter und seine Brüder und seine Jünger.“ In der Apostelgeschichte heißt es: „Nach der Himmelfahrt Jesu verharrten die Apostel im Gebet mit den Frauen und Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern.“ Im 1. Brief an die Korinther fragt Paulus die Gemeinde: „Haben wir nicht das Recht, eine Schwester, eine Frau, mitzuführen, wie auch die übrigen Apostel und die Brüder des Herrn und Kephas?“ Als Hauptbeleg für die Brüder des Herrn gilt eine Stelle bei Markus, wo neben mehreren Schwestern Jakobus, Joseph, Judas und Simon als Brüder Jesu mit Namen genannt werden. Aber da kann man schon einhaken und die Gegenrechnung aufmachen. Denn die beiden ersten, Jakobus und Joseph, werden an einer anderen Stelle als Söhne einer anderen, von der Mutter Jesu verschiedenen Maria, bezeichnet. Sie kennen alle die Stelle von Frauen, die unter dem Kreuze standen: Maria, die Mutter Jesu, ihre Schwester, Maria, die Frau des Kleophas, und Maria Magdalena. Schon hier sind sich die Erklärer uneinig, ob es drei oder vier Frauen waren. Ich habe immer dafür plädiert, dass es vier Frauen waren: Maria, die Mutter Jesu, ihre Schwester, die nicht mit Namen genannt wird – denn wenn sie auch Maria geheißen hätte, dann wären ja zwei Schwestern mit demselben Namen von den Eltern bedacht worden; das ist doch eigentlich unsinnig – Maria, die Frau des Kleophas, und Maria Magdalena. Es ist also von diesem Worte des Johannes überhaupt nichts zu entnehmen, dass eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen der Maria, der Frau des Kleophas, und Maria, der Mutter Jesu, besteht. Es gibt aber eine ganze Menge von Stellen, die es gewiss machen, dass Jesus keine leiblichen Brüder und keine leiblichen Schwestern hatte. Am Kreuze anvertraute er seine Mutter dem geliebten Jünger Johannes. Ja, warum denn? Hätte er nicht, wenn Brüder und Schwestern Jesu dagewesen wären, ihnen die Sorge für die Mutter übertragen können und müssen? Sie wären doch die Ersten gewesen, die sich der Mutter hätten annehmen können. Aber nein, er übergab sie an den Fremden: Johannes. Ein weiteres Argument gegen die Leugner der Jungfräulichkeit Mariens ist die Tatsache, dass die Brüder Jesu niemals ausdrücklich als Kinder, als Söhne Mariens bezeichnet werden. Es hätte doch nahegelegen, dass man die Brüder Jesu als Kinder Mariens bezeichnet. An keiner einzigen Stelle des Neuen Testaments ist dies geschehen. Es ist auch zu erinnern an die Wallfahrt zum Osterfest. Der zwölfjährige Jesus machte die Wallfahrt mit Maria und Josef mit. Von etwaigen jüngeren Geschwistern Jesu ist keine Rede. Es ist überhaupt merkwürdig, dass Maria die Wallfahrt mitmachte, wenn zuhause eine Menge Kinder auf sie warteten. Die Sorge für diese hätte doch ihre Anwesenheit in Nazareth gefordert. Schon sehr früh taucht in der Literatur – soweit sie uns überkommen ist – die Meinung auf, die sog. Brüder Jesu seien Stiefbrüder Jesu gewesen, d.h. Josef habe eine erste Ehe gehabt, in der er Kinder hatte, und erst später Maria geheiratet. Diese Hypothese kann sich auf keine anerkannte kirchliche Überlieferung stützen. Unmöglich ist sie nicht.

Unsere Überzeugung von der Jungfräulichkeit Mariens wird auch durch die Beobachtung gestützt, dass in der Heiligen Schrift Basen und Vettern bzw. Cousins und Cousinen als Brüder bezeichnet werden oder als Schwestern. Das beste Beispiel steht schon in der Genesis. Abraham war der Onkel von Lot. Es kam zwischen den jeweiligen Viehhirten zum Streit, wer die Weiden benutzen durfte und wer nicht. Und um diesen Streit zu beenden, sagte Abraham: „Es soll kein Streit sein zwischen dir und mir, zwischen meinen Hirten und deinen Hirten; wir sind ja Brüder!“, obwohl er der Onkel war. „Wir sind ja Brüder“, sagt er. An einer anderen Stelle im Buche Leviticus ist von zwei Söhnen Aarons die Rede, die von Gott zur Strafe getötet worden waren. Moses rief zwei Söhne des Onkels Aarons auf, ihre Brüder – also ihre Vettern – wegzutragen.

Viele flüchten nun, um die Leugnung festzuhalten, in den Ausweg der doppelten Wahrheit. Es könne etwas theologisch richtig sein, was historisch falsch ist. Diese Lehre von der doppelten Wahrheit stammt aus dem Mittelalter. Damals gab es Theologen und Philosophen, die behaupteten: Was in

der Philosophie wahr ist, kann in der Theologie falsch sein, und umgekehrt. Damit suchten sie die Philosophie von lehramtlichen Beanstandungen freizuhalten. Meine lieben Freunde, zu behaupten, die Frage ob Jesus wirklich leibliche Geschwister gehabt habe, sei völlig unabhängig von der Frage nach der Wahrheit des Dogmas der Jungfräulichkeit Mariens, ist eine Zumutung für jeden, der seinen Glauben ernst nimmt. Entweder Maria war wirklich Jungfrau, und das Dogma ist berechtigt, oder sie war es nicht, und dann muss das Dogma fallen. Die Forschung gelangt in der Frage, was die Schriftaussagen über die Brüder Jesu sagen, zu keiner Einhelligkeit. Das Dogma aber, das Aussagen über eine historische Person machen würde, die der historischen Wahrheit widersprechen, ein solches Dogma wäre nichts als ein frommes Märchen. Wenn Dogma und Geschichte nicht deckungsgleich wären, wäre unser Glaube ein Mythos. Doch allein die Inkarnation, die wahre Menschwerdung Gottes, zeigt, dass unser Glaube in die Geschichte hineinragt und auf die Geschichte sich stützt und mit der Geschichte nicht in Widerspruch geraten kann. Wenn die Kirche Maria als allzeit jungfräuliche Gottesmutter bekennt, dann kann sie dies nur tun, weil sie überzeugt ist, dass Maria auch historisch als Jungfrau gelebt hat. Im Gegensatz zu den Mythen beziehen sich die Dogmen der Kirche auf reale Geschichte, einmalige Ereignisse im Verlauf der Geschichte. Die immerwährende Jungfräulichkeit ist im Sinne der Kirche kein Mythos, sondern eine Wahrheit, ein historisches Faktum. Das Dogma der Kirche schließt leibliche Brüder und Schwestern Jesu aus. Darin sind sich Ostkirche und Westkirche, Katholiken und Orthodoxe einig.

Nun muss ich noch etwas anderes erwähnen. Sie wissen alle, dass Papst Benedikt XVI., bevor er zum Papstamt erwählt wurde, Professor war – Professor, sogar mit mir zusammen in Freising. Als Professor hat Josef Ratzinger einmal geschrieben, dass die Gottessohnschaft Jesu nicht darauf beruht, dass Jesus keinen menschlichen Vater hatte. Ich wiederhole noch einmal diesen Satz: „Die Gottessohnschaft Jesu beruht nicht darauf, dass Jesus keinen menschlichen Vater hatte“ – also nicht auf der jungfräulichen Empfängnis. „Die Lehre vom Gottsein Jesu“, so Ratzinger, „würde nicht angetastet, wenn Jesus aus einer normalen menschlichen Ehe hervorgegangen wäre.“ Dieser Satz stammt ursprünglich nicht von Ratzinger. Ich habe ihn schon von unserem gemeinsamen Lehrer Michael Schmaus gehört. Er will besagen, dass die Jungfräulichkeit Mariens nicht die Bedingung, sondern das entsprechende Zeichen des Gottseins Jesu ist. Die Ratzinger für die falsche Meinung heranziehen wollen, vergessen das „wäre“, das er sagt. Er stellt eine Hypothese auf, von der er selbst überzeugt ist, dass sie nicht zutrifft. Also es ist ein Missverständnis, wenn man behauptet, Ratzinger habe je als Professor die wahre Jungfräulichkeit Mariens gelehrt. Nein, das Kind Mariens ist uns bleibt Gottes Sohn, ob mit – wie wir überzeugt sind – oder ohne Jungfräulichkeit Mariens. Der behauptete Gegensatz zwischen Dogma und Geschichte existiert nicht. Das katholische Dogma vergewaltigt nicht die Geschichte, sondern es gibt Gewissheit, welches Verständnis geschichtlicher Vorgänge falsch und welches richtig ist. Die Kirche betet: „Post partum, Virgo, inviolata permansisti.“ – Nach der Geburt, o Jungfrau, bist du unversehrt geblieben. Wir beten es mit ihr, und wir beten es ohne Zweifel und ohne Unsicherheit. Wir halten es mit dem heiligen Basilius, der einmal schreibt: „Die Christusfreunde ertragen es nicht zu hören, dass die Gottesgebärerin jemals aufhörte, Jungfrau zu sein.“ Sie ertragen es nicht, weil sie überzeugt sind: Die immerwährende Jungfrauenschaft Mariens ist keine fromme Legende, sondern eine unbestreitbare Wirklichkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der zwölfjährige Jesus im Tempel

11.01.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir unterscheiden zwei Phasen im Leben Jesu. Einmal das lange verborgene Leben in Nazareth und die kurze Zeit seines öffentlichen Wirkens in Judäa und Galiläa. Aus der Jugendgeschichte Jesu und der Zeit bis zu seinem öffentlichen Auftreten besitzen wir nur die von Lukas in seinem Evangelium berichtete Szene im Tempel von Jerusalem. Der Anlass zu dieser Begebenheit war das Mosaische Gesetz. Nach diesem Gesetz waren alle männlichen Israeliten – ausgenommen: Greise, Sklaven, Kranke, Minderjährige – waren alle männlichen Israeliten verpflichtet, dreimal im Jahre nach Jerusalem zu wallen: zum Osterfest, zum Pfingstfest und zum Laubhüttenfest. Nach rabbinischer Vorschrift war ein Knabe mit 13 Jahren verpflichtet, an der Wallfahrt teilzunehmen. Gewohnheitsmäßig haben sich auch Frauen und Kinder an den Wallfahrten beteiligt, obwohl sie nicht dazu verpflichtet waren. Die buchstäbliche Durchführung des Gebotes war freilich nicht möglich wegen der weiten Entfernung von Jerusalem. Nicht alle Juden konnten an jedem Fest teilnehmen – das ist ja auch aus unserem heutigen Evangelium zu entnehmen: Man hat sich mit der Teilnahme an einem Fest (Ostern) begnügt. Die Entfernung von Nazareth nach Jerusalem ist etwa 100 Kilometer. Und wenn man die Umwege mit einberechnet etwa 120 Kilometer, also wenigstens 3 Tagesmärsche. Die Festpilger legten den Weg nach Jerusalem gruppenweise in Dorfgemeinschaften zurück. Es war nicht ganz ungefährlich, eine Wallfahrt zu unternehmen. Der Weg führte ja durch Samaria, und die Samaritaner waren den Juden nicht freundlich gesinnt. Pilger kamen nicht nur aus Palästina nach Jerusalem, sondern auch – wie wir aus Philo wissen – aus vielen anderen Ländern. Man rechnet mit bis zu 125 000 Festpilgern.

Josef und Maria reisten zu jedem Osterfest nach Jerusalem. Das zeigt, wie genau sie es mit den Vorschriften des Gesetzes nahmen. Bei dieser Wallfahrt war der zwölfjährige Jesus dabei. Dass keine anderen Kinder mitgenommen wurden, zeigt, dass Jesus eben nicht nur der Erst-, sondern auch der Einziggeborene Mariens war. Lukas spricht jetzt nicht mehr von dem „Kind“ Jesus, sondern von dem „Knaben“. Jesus ist herangewachsen. Die heilige Familie blieb wohl die ganze Festwoche in Jerusalem; verpflichtet war man nur zu einer Anwesenheit von 2 Tagen. Maria und Josef tun also mehr, als das Gesetz befahl. Für Jesus war mit dem Schluss der Festfeier das Verweilen in Jerusalem nicht beendet. Er blieb in der Stadt. Das zeigt: Der Messias ist nicht in Bethlehem oder in Nazareth beheimatet, sondern in Jerusalem; das ist seine Heimat. Er wusste sich durch ein anderes Gesetz als das des Moses und ein anderes Gebot als durch die fromme Sitte an den Tempel gebunden. Josef und Maria bemerkten die Abwesenheit Jesu nicht. Die Festpilger reisten ja in größeren Gruppen, und da konnte es geschehen, dass sie ihr Kind stundenlang nicht sahen. Sie durften sich mit der Erwartung trösten, dass das Kind sich bei anderen Teilnehmern der Reisegesellschaft befindet. Erst nach Ablauf des ersten Tages der Rückreise stellten sie nach vergeblichem Suchen fest, dass ihr Sohn nicht bei ihrer Gruppe war. Sie kehrten um; sie waren besorgt. Am dritten Tag vom Termin der Abreise angerechnet, also am nächsten Tag ihrer Rückkehr, fanden sie Jesus. Sie erblickten ihn im Tempel, genauer: in einer der Hallen, die zum äußeren Tempelvorhof gehörten und in denen die Rabbinen ihre Lehrvorträge hiel-

ten. Sie entdeckten ihn sitzend inmitten der Lehrer, ihnen zuhörend und sie befragend. So war es üblich. Die Schüler der Rabbinen saßen auf dem Erdboden und hörten ihren Lehrern zu. Jesus beteiligte sich an der Diskussion mit den anerkannten Lehrautoritäten. Das Zuhören zeigt sein Interesse an den Lehrvorträgen; das Fragen zeigt seine Wissbegierde. Fragen gehörte zum Lehrvortrag, zur Lehrweise der Rabbiner. Aber er fragte nicht nur, er gab auch Antwort. Und in den Antworten offenbarte Jesus ein außergewöhnliches Verstehen des Gotteswillens, wie er im Gesetz enthalten ist. Die Art seines Fragens und seiner Antworten ragen über das Verständnis eines Zwölfjährigen hinaus. Sie setzen die Lehrer und die Zuhörer in Staunen. Das Staunen, meine lieben Freunde, wird sich fortsetzen, wenn er, zum Manne herangereift, in der Öffentlichkeit wirken wird. Da fragten die Menschen: „Woher hat dieser Weisheit und Wunder? Ist er nicht des Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria? Woher hat er dies alles?“

Als Josef und Maria den Knaben erblicken, erschrecken sie. Warum erschrecken sie? Erschrecken ist in der Bibel die Reaktion auf die Begegnung mit Gott. Als der Engel Maria die Botschaft brachte, da erschrak sie. Das Erschrecken der Eltern ist ein Zeichen dafür, dass sie Gottes Macht begegnen. Sie erkennen, dass Jesus aus einer ganz anderen Welt kommt. Maria ergreift das Wort: „Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Diese Worte Mariens können nur als Vorwurf verstanden werden. Sie sind der Ausdruck des Schmerzes, den ihnen ihr Sohn durch sein Verhalten bereitet hat. Die Antwort Jesu ist das erste Wort aus seinem Munde, das in den Evangelien aufbewahrt ist. Es ist für sein Selbstbewusstsein wichtig, weil es von einem Zwölfjährigen gesprochen wird, also in einem Alter, in dem er sein Amt als Messias noch nicht öffentlich angetreten hatte: „Wie konntet ihr mich suchen? Wisst ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?“ Es ist ihm unverständlich, ja unbegreiflich, dass sie anderswo suchten als im Tempel. Von diesem Wort, mit dem Jesus seiner Mutter widerspricht, ist von kindlichem Sinn und kindlichem Gehorsam nichts zu finden. Dieses Wort gehört zu jenen Stellen des Evangeliums, an denen Jesus stets „mein Vater“ sagt; niemals, an keiner Stelle, sagt er „unser Vater“. Er hat ein exklusives Verhältnis zum Vater im Himmel. Er teilt es mit keinem anderen. Das ganze Gewicht dieses ersten Wortes Jesu liegt darin, dass er Gott seinen Vater nennt und ihn von seinem gesetzlichen Vater, den Maria ja eben angesprochen hat, unterscheidet und diesem entgegenstellt. Jesus verweist auf sein einzigartiges Gottesverhältnis. Er steht unter einem anderen, einem höheren Zwang. Das göttliche „muss“ ist für ihn das erste und oberste Gebot. Sein Leben wird nicht bestimmt durch den Willen der menschlichen Eltern, durch Sitte und Gewohnheit, sondern durch Gott. Dort muss er sein, wo es um Gott geht – und das ist im Tempel. Das ist der Ort der Unterweisung des göttlichen Gesetzes als der Repräsentanz des göttlichen Willens. Der Zwölfjährige erklärt sich durch einen Gehorsam Gott gegenüber gebunden, hinter dem die Pflicht des Gehorsams der Eltern gegenüber zurücktreten muss. Der im Gottes Willen begründete Anspruch der Eltern im 4. Gebot, dieser Anspruch der Eltern wird korrigiert durch das einzigartige Sohnesbewusstsein Jesu. Hier wird zum ersten Mal von Jesus angedeutet, dass seine Gottessohnschaft und seine Sendung das natürlich-menschliche Band mit der Familie zerreißen muss. Den Kummer, den Jesus seinen Eltern durch seinen Verbleib im Tempel bereitete, musste er ihnen bereiten. Als er öffentlich auftrat, spielte sich ein ähnliches Ereignis ab. Es war in einem Hause, die Menge umgab ihn, da meldete man ihm: „Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen dich sprechen.“ Da wies er den Meldenden ab: „Wer sind meine Mutter und wer sind meine Brüder? Die den Willen meines Vaters tun, das sind meine Mutter und meine Brüder.“ Erschreckende Worte, die aus dem Munde Jesu gekommen sind. Er war Maria und Josef noch nicht offenbar. Für sie war das, was Jesus sagte, ein Rätsel. Die Einzigartigkeit seines Sohnesbewusstseins war allen anderen Menschen noch ein Geheimnis. Der Mensch ist in der Begegnung mit Gott immer überfordert. Maria gehörte genauso wie die Jünger Jesu und wie das ganze Volk zu den Glaubenden, die durch die Unsicherheit hindurch sich der Führung Gottes anvertrauen müssen. Das Wort von dem Schwert, das ihr Herz durchdringt, wäre sonst nicht verständlich.

Die Begebenheit im Tempel zu Jerusalem war einzigartig. Danach beginnt wieder das alltägliche Leben. Er zog hinab mit ihnen – also jetzt gemeinsam – und kam nach Nazareth und war ihnen untertan – der Sohn Gottes der Magd Gottes, der Sohn des himmlischen Vaters dem Pflegevater. Indem Jesus sich der natürlichen Ordnung fügt, akzeptiert er das Menschsein bis zur letzten Konsequenz. Er

lebt in der Verborgenheit von Nazareth als der Sohn des Zimmermanns. Der Apostel Paulus wird das dann im Brief an die Philipper auf seine Weise ausdrücken: „Er war in Gottesgestalt, aber er glaubte nicht, das Gleichsein mit Gott selbstsüchtig festhalten zu müssen. Nein, er entäußerte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an, war dem Äußeren nach erfunden als Mensch.“ Man kann fragen, meine lieben Freunde, warum Gott seinen Sohn so lange in der Verborgenheit beließ. Eine mögliche Antwort lautet: Weil er hier für seinen messianischen Beruf vorbereitet wurde. In der Stille des häuslichen Lebens, in der Abgelegenheit von Galiläa sollte er sich rüsten für seine öffentliche Tätigkeit. Es kann sich hier – möglicherweise – das Wort erfüllt haben: „Wer Heiliges einst künden will, schweigt viel in sich hinein. Wer Blitze zünden will, muss lange Wolke sein.“ Alle großen Erneuerer des Christentums haben es gehalten wie er. Sie sind also zunächst in die Einsamkeit gegangen, haben gebetet, mit Gott gerungen, sich von ihren Schwächen und Lastern befreit, haben ein vertrautes Verhältnis zu Gott gefunden, und dann waren sie innerlich gerüstet für ihrer reformerische Tätigkeit, von Antonius, dem Einsiedler, angefangen bis Ignatius von Loyola. Lukas bringt noch eine letzte Bemerkung: „Maria bewahrte all diese Begebenheiten“, deren tiefsten Sinn sie ja noch nicht verstand, aber sie bewahrte sie und machte sie zum Gegenstand des Nachdenkens. Diese Bemerkung ist nicht die einzige dieser Art. Das war auch der Fall bei dem, was die Hirten ihr berichtet hatten. Ich bin überzeugt, dass der Evangelist Lukas hier eine Quelle seines Evangeliums angibt, nämlich Maria. Er hat offenbar noch Zugang zur Mutter Jesu gehabt und manches von ihr unmittelbar erfahren.

„Jesus aber nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“ Das wurde auch schon gesagt bei der Darstellung Jesu im Tempel: „Das Kind wuchs, wurde stark und voller Weisheit, und die Gnade Gottes war auf ihm.“ Jesus hatte ja eine wahre Menschennatur angenommen, und deswegen muss man bei ihm auch eine wahre menschliche Entwicklung annehmen. Ich habe einmal einen Aufsatz gelesen: „Gott war ein Junge.“ Das stimmt, Gott war ein Junge. Er hat eine Entwicklung durchgemacht, nicht bloß körperlich, sondern auch geistig. Als wahrer Mensch muss er auch in seinem Denken und in seinem Erfahrungswissen fortgeschritten sein, von echt kindlicher Art zu immer größerer Reife. Die Gnade Gottes und der Menschen bezeichnet das beständig wachsende Wohlgefallen, mit dem Gott auf seinen menschengewordenen Sohn herabblickte, und das dieser auch bei den Menschen fand, die mit ihm in Berührung kamen. Jesus wuchs unter den Augen seiner Landsleute heran. Als er in die Öffentlichkeit trat, hörte er eine Himmelsstimme, die wiederholt zu ihm sprach: „Dieser ist mein geliebter Sohn; an ihm habe ich mein Wohlgefallen. Ihn sollt ihr hören.“ Es ist derselbe, meine lieben Freunde, von dem Johannes, der Evangelist, versichert: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Ehe ist unauflöslich

18.01.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus war zu einem Hochzeitsfest eingeladen als Gast zur Teilnahme an dem Fest, nicht als Bußprediger. Und er wirkte hier angesichts der Verlegenheit der Gastgeber sein erstes Wunder. Ein Wunder der Freude, des Frohsinns, wie es sich eben für den Anfang eines Ehelebens eignet. Er hat eine große Menge Wein herbeigeschafft, aber wir dürfen unbesorgt sein: im Orient und auch in Italien trinkt man nicht wie in Polen oder auch in Deutschland. Dieses erste Wunder Jesu wollte kein Elend lindern wie viele andere Wunder, sondern es war eine Gabe des Überflusses und der Freude. Einige Wochen später schlug der Herr andere Töne an. Er sprach über das göttliche Gesetz zur Ehe: „Wer seine Frau entlässt, bricht die Ehe. Wer eine von einem Manne Entlassene heiratet, bricht die Ehe. Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen.“ Das ist die Eheordnung Gottes, die Jesus proklamiert.

Es ist in Gottes Augen und nach seinem Willen etwas Großes und Schönes, wenn zwei junge Menschen vor dem Altare sich die Treue für das ganze Leben versprechen. Es ist ein heiliges Symbol, wenn sie sich den Ring an den Finger stecken, die Hände ineinander legen und der Priester mit der Stola die Hände umwickelt und den Segen des dreifaltigen Gottes auf sie herabruft. Damit hat das junge Paar alle Brücken hinter sich abgebrochen. Sie sind zu zweit in ein Schiff gestiegen, um es nach Gottes Willen nie mehr zu verlassen. Die Ehe, die vor Gott geschlossen wird, kann nach Gottes Willen niemals zerstört werden. Risse, die sich zeigen, können gekittet werden. Man trägt vieles williger, wenn man weiß, dass es keinen anderen Ausweg gibt als den des Durchhaltens. Nach Gottes Willen ist die Unauflöslichkeit der Ehe eine Wohltat, eine Gabe an die Menschen, ein Heilmittel. Erst durch diese Ehegesetzgebung hat die Kirche die verworrenen Verhältnisse der heidnischen Zeit heilen können. Die Gegner der Unauflöslichkeit der Ehe berufen sich auf die Barmherzigkeit Gottes. Sie sagen: Gott ist barmherzig; er liebt das gefallene Geschöpf. Wenn Gatten auseinandergehen, dann gestattet er ihnen, eine neue Verbindung zu schließen. Diese Argumentation übersieht, dass gerade die Unauflöslichkeit der Ehe ein Ausfluss der göttlichen Barmherzigkeit ist. Nicht weil Gott streng ist, gebietet er die Unauflöslichkeit, sondern weil er barmherzig ist. Weil Gott um die Schwäche des Menschen weiß, um seine Neigung zum Unerlaubten, deswegen hat er geboten, die Ehe nicht zu trennen. Das Gebot soll den Menschen in ihrer Schwäche zu Hilfe kommen. Es soll Wankende und Strauchelnde stützen und warnen. Gott will, dass zwei Menschen, die sich aneinander binden und sich ja in gewisser Hinsicht ausliefern, aufeinander verlassen können, ihre Selbstentäußerung soll geschützt werden. Und dieser Schutz ist das Ehegesetz des Herrn.

Die Kirche weiß, dass die Menschen immer Schwierigkeiten mit diesem Gesetz hatten. Die meisten Völker haben die Ehescheidung durchgeführt, zugelassen, haben die Vielweiberei gestattet. Sogar im Alten Bunde hat Moses den Scheidebrief eingeführt. „Wegen eurer Herzenshärte“, sagt Jesus, „wegen eurer Herzenshärte hat euch Moses erlaubt, eure Frauen zu entlassen. Von Anfang war es nicht so.“ Als die Jünger das Ehegesetz des Herrn verkündet hörten, da erschrakten sie. Und sie erklärten unver-

blümt: „Wenn es so zwischen Mann und Frau steht, ist es besser, nicht zu heiraten.“ Jesus selbst gab darauf die bezeichnende Erklärung: „Nicht alle fassen es, sondern die, denen es gegeben ist.“ Die Menschen haben es allezeit verstanden sich dieser Last, die sie empfunden haben, zu entziehen. Manche christliche Herrscher, die wir hoch schätzen, haben sich der Ehegesetze Christi entschlagen: Karl der Große, den wir hier gefeiert haben im vorigen Jahr, Karl der Große hatte vier Frauen und mehrere Nebenfrauen. Kaiser Friedrich II., „stupor mundi“, das Erstaunen der ganzen Welt, Kaiser Friedrich II. war ein Libertinist; für eheliche Treue hatte er nichts übrig. Der Protestantismus hat von Anfang an die Unauflöslichkeit der Ehe preisgegeben. Die Möglichkeit der Ehescheidung und der folgenden Wiederverheiratung ist einer der Hauptgründe für den Erfolg dieser neuen Bewegung. Zahlreiche Männer trennten sich jetzt von ihren Frauen. Heute sucht man eine entschuldigende Erklärung für dieses Verhalten, indem man sagt: Das Ehegesetz Jesu ist ein Ideal, also ein Wunschbild, dem man entsprechen kann und soll, aber das man auch beiseitelassen kann – ein Ideal. Meine lieben Freunde, mit der Ausschließlichkeit, mit der Jesus spricht, lässt sich der Begriff des Ideals nicht vereinen. Mit der Unerbittlichkeit, mit der der Herr redet, ist ein Ideal nicht zu vereinbaren. Wie Jesus sein Ehegebot verstanden wissen will, das sagt nicht ein privater Ausleger, das sagt die Lehre der heiligen, der unfehlbaren Kirche! Der Staat hat sich die protestantische Eheauffassung zu Eigen gemacht. Mit großem Erstaunen haben einmal weltliche Juristen zur Kenntnis genommen, als ich ihnen vorführte, dass das staatliche Ehegesetz dem Protestantismus abgeschaut ist – konfessionell also. 1875 wurde im Deutschen Reich allgemein die Ehescheidung eingeführt. Die Nationalsozialisten haben neben die Verschuldung die Zerrüttung gesetzt. Und heute? Heute ist es soweit, dass jede bürgerliche Ehe ohne große Schwierigkeiten getrennt werden kann. Einziger Scheidungsgrund ist: das Scheitern, das sog. Scheitern der Ehe. Die gesetzliche Nachgiebigkeit ist kein Heilmittel für die menschliche Schwachheit und keine Grundlage für eine festgefügte menschliche Gesellschaft. Was an Unheil durch diese Gesetzgebung über unser Volk gekommen ist, das werden die verantworten müssen, die diese Gesetzgebung geschaffen haben.

Die Gründe, weswegen sich Gatten trennen, sind vielfältig. Zumeist wird die Art oder die Unart eines Teils als Grund der Trennung angegeben. Vor kurzem sagte mir eine geschiedene Frau, als ich sie fragte, warum sie sich habe scheiden lassen: „Mein Mann hat angefangen zu spinnen.“ Ich weiß nicht, was das bedeutet, ich habe auch nicht weiter gefragt – „mein Mann hat angefangen zu spinnen“. In einer Ehe – das ist jedenfalls sicher – in einer Ehe muss man tragen und ertragen. Jeder Mensch will in wenigstens einer Hinsicht getragen werden. Er will auch ertragen werden. Jeder Mensch hat sogar etwas Unerträgliches an sich. Das müssen Gatten wissen, wenn sie eine Ehe schließen. In einer Ehe muss auf beiden Seiten der Wille sein zum Tragen und zum Ertragen. Es ist ganz misslich, wenn in der Ehe auf Gleichheit der Ansprüche und der Leistungen bestanden wird. Das ist in fast keiner Ehe der Fall. In fast jeder Ehe muss ein Teil mehr tragen und ertragen als der andere; und nur so kann eine Ehe bestehen. Die Menschen haben immer gespürt, wie beschwerlich es ist, an einen anderen Menschen gebunden zu sein, ihn aushalten und ertragen zu müssen. Aber eines war in den vergangenen Zeiten in stärkerem Maße vorhanden als heute, nämlich der Wille auszuhalten und zu ertragen, der Wille hinzunehmen und nachzugeben. Es ist keine Frage, dass die heutigen Menschen vieles nicht mehr ertragen wollen, was frühere Generationen ohne weiteres ertragen haben.

Wann, meine lieben Freunde, wann ist das Zusammenleben unerträglich und unzumutbar? Was ein Mensch ertragen kann und was ihm zugemutet werden kann, das sieht man, wenn er muss. Ich kenne eine Dame in Berlin, deren Mann Bordelle besuchte und eine Freundin in Paris hatte. Dieser Mann war mein Schulkamerad. So ging es über Jahre. Die Dame harrte aus bei den Kindern und ließ sich nicht scheiden. Dazu mag beigetragen haben, dass ihr ein kluger Rechtsanwalt sagte: „Lassen Sie sich bloß nicht scheiden, Sie verlieren die Pensionsberechtigung.“ Die Dame hat ausgehalten bis zum Tode des Mannes. Ein umgekehrter Fall: In meiner Umgebung ließ eine Frau ihren Mann im Stich. Er hat die Absicht, ein Maurergeschäft aufzubauen, und da braucht er natürlich mehr als einen 8-Studentag. Und sie beklagte sich, dass er zu wenig Zeit für sie habe, deswegen ließ sie sich scheiden. Man kann sich bei gleichen oder ähnlichen Verfehlungen eines Gatten sehr verschieden verhalten. Ich kannte in meiner Heimat einen Offizier, einen Generalstabsoffizier. Als er auf Urlaub kam, erfuhr er, dass seine Frau etwas mit einem anderen Manne zu tun gehabt hatte. Was tat er? Noch im Urlaub ließ er sich

scheiden und heiratete eine andere. Ich kannte eine andere Dame; ihr Mann betrog sie mit einer Frau. Er nahm Wohnung bei ihr. Als er genug hatte, kehrte er zurück zu seiner legitimen Frau, die sich nicht hatte scheiden lassen, und sie nahm ihn wieder auf. So verschieden kann man sich verhalten.

Die bürgerliche Scheidung löst das Band der Ehe vor Gott nicht auf; das göttlich geschlossene Band bleibt bestehen. Sie ist heute in unserer Gesetzgebung die einzige Möglichkeit, eine rechtliche Trennung von einem Gatten herbeizuführen. Und deswegen ist sie auch nicht schlechthin verwerflich. Früher gab es das Mittel der Trennung von Tisch und Bett. Das ist weggefallen. Es gibt jetzt, wenn Gatten eine räumliche Trennung herbeiführen wollen, nur noch die Möglichkeit der Scheidung, auch wenn man das Band der Ehe bejaht und bestehen lassen will.

Die Verletzung des Ehebandes ist keine Bagatelle. Die Kirche ist die Verwalterin der Sakramente, und sie kann bei einem noch bestehenden Eheband, das der Tod nicht gelöst hat, keine erneute Eheschließung zugestehen. Sie kann es nicht, auch wenn sie es wollte. Sie muss über jemanden, der ungültig verheiratet ist, die Verweigerung der Sakramente verhängen. Aber auch ungültig Verheiratete können den Gottesdienst besuchen, sollen ihn besuchen. Sie sollen die Kinder, die Gott schenkt, im christlichen Glauben erziehen, zur Taufe bringen. Auch solchen Eltern bleibt die Kirche Mutter. In der letzten Bank meiner heimatlichen Kirche saß jeden Sonntag ein Herr um 8 Uhr im Gottesdienst. Es war mein Mathematiklehrer. Dieser gläubige katholische Mann hatte das Unglück, eine geschiedene Frau zu heiraten; er hatte zwei Kinder mit ihr. Aber er konnte selbstverständlich keine Sakramente empfangen. Daran hat er sich gehalten, er war ein treuer, braver Katholik. Heute erhebt man den Ruf, solche ungültig Verheirateten zu den Sakramenten – also zur Kommunion, nach der Beichte wird gar nicht gefragt – zur Kommunion zuzulassen. Meine lieben Freunde, es ist keine Barmherzigkeit, Personen, die in einer ungültigen Verbindung leben, ein gutes Gewissen zu machen oder sie gar zum Empfang der Kommunion einzuladen. Sie vergiften sich an der Kommunion! Man bedenke auch die Lage des verlassenem Teils. Ist es barmherzig gegenüber dem unschuldigen Teil, den Schuldigen zur Eingehung einer neuen Ehe zuzulassen? Ist das barmherzig? Ist das nicht Unrecht auch gegenüber dem unschuldigen Teil? Von manchen Theologen wie von dem Herrn Böckle in Bonn wird behauptet, die zweite Verbindung, die ist dann glücklich und die ist dann in Ordnung und die erfüllt die Partner. Es kann durchaus sein, dass sich die ungültig Verheirateten gut verstehen und friedlich miteinander leben. Aber wie steht es mit ihrer Befindlichkeit vor Gott? Kann man glücklich sein in einer Verbindung, von der man weiß, dass sie gegen Gottes Willen steht? Kann ein gläubiger Christ glücklich sein, im Zustand der schweren Sünde zu leben? Außerdem ist die Haltbarkeit der Zweitehen gar nicht so erheblich, wie behauptet wird. Viele Zweitehen werden ebenfalls geschieden. Ich denke an Männer wie Gustaf Gründgens: Beide Ehen, die er eingegangen hat, wurden geschieden. Udo Jürgens: Zwei Ehen und beide geschieden. Und was ist mit Christian Wulff? Die zweite Ehe ist wohl noch nicht geschieden, aber die Partner haben sich getrennt. Im Jahre 1936 – was ich ja bewusst miterlebt habe – ging die Meldung durch die Presse: Der englische König Eduard VIII. verzichtet auf den englischen Thron. Warum? Er wollte die zweimal geschiedene Wallis Simpson heiraten. Aber dagegen beehrte die englische Regierung auf.

Ich wehre mich gegen die Behauptung, eine Ehe sei gescheitert. Ich behaupte: Es gibt keine gescheiterte Ehe. Es gibt Ehen, in denen gestritten wird, aber ein Streit kann beigelegt werden. Mir erzählte einmal ein Herr: „Meine Eltern haben sich gehauen wie die Kesselflicker, aber sie haben sich versöhnt und gingen Arm in Arm in den Dom zum Gottesdienst.“ Es gibt Ehen, in denen die Partner sich angeblich nichts mehr zu sagen haben. Aber Menschen, die, wie man sagt „sich auseinandergeliebt haben“, können auch wieder zusammenfinden. Es gibt die Möglichkeit der Besinnung, der Umkehr, der Bekehrung, der Erneuerung durch Exerzitien, durch eine Generalbeichte. Es gibt keine Ehen, die gescheitert sind. Jede eheliche Verbindung kann von neuem aufgebaut werden, wenn der Wille dazu vorhanden ist. Das Christentum kennt die Versöhnung. Versöhnung heißt: Wiederherstellung des früheren durch die Ordnung der Liebe gebotenen Verhältnisses. Christen sind gehalten, um Verzeihung nachzusuchen und Verzeihung zu gewähren. Aber nicht alle wollen es. Ich kannte einen Apotheker, der ließ sich kurzfristig mit einer Angestellten ein. Er gestand seiner Frau die Vergehung, er bat um Verzeihung, auf den Knien um die Verzeihung, aber die Frau hat sie ihm nicht gewährt. Sie hat sich, wie man sagt „anders orientiert“. Es gibt eine kleine, aber nicht zu übersehende Zahl von Ehen, die

sich nach Scheidung wieder zusammenfinden. Ich lernte vor kurzem eine Ärztin kennen, die von ein und demselben Mann zweimal geschieden wurde und ihn danach zum dritten Mal bürgerlich geheiratet hat. Jetzt hält die Ehe, die ja vor Gott niemals aufgelöst wurde.

Die Kirche weiß selbstverständlich, dass es Fälle gibt, in denen das eheliche Zusammenleben nicht mehr verantwortet werden kann, etwa bei Gewalttätigkeit eines Teiles, beim Zwang zur Perversion und bei ständiger Behinderung, den katholischen Glauben zu praktizieren. In solchen Fällen hindert die Kirche nicht die Trennung von Tisch und Bett. Katholische Gatten haben diesen Ausweg gewählt; er ist gangbar. Bei gutem Willen und religiöser Haltung ist das Alleinsein zu bewältigen. Gott lohnt die Treue zu seinem Gesetz. Er gibt den Alleinlebenden Kraft und Stärke. Sie schlägt nur die Fensterläden zu, die nach einer anderen Verbindung Ausschau halten. Lassen Sie mich, meine lieben Freunde, an dieser Stelle sagen, dass es mir schwerfällt, ein Gesetz zu predigen, das den anderen belastet und mir selbst erspart bleibt. Es sei ferne, den Pharisäer zu spielen. Ich ahne, wie furchtbar diese Tragik sein kann. Sagen Sie dem Prediger nicht, er habe leicht reden. Ein Gesetz wird nicht dadurch falsch, dass es den, der es auf Anruf verkündet, nicht trifft. Wir sind alle ganz kleine und ganz schwache Menschen. Niemand von uns ist sicher, das große Opfer zu bringen, wenn es von ihm verlangt wird. Aber diese Erwägung scheidet aus: Gesetz ist Gesetz!

Die Kirche hat den Inhalt und die Grenzen der Unauflöslichkeit der Ehe um der Menschen willen ausgelotet. Damit eine Ehe gültig zustande kommt, muss die Eheschließungsvoraussetzungen vorliegen, muss der Eheschließungswille vorhanden sein, muss die kirchliche Eheschließungsform eingehalten werden. Ehe trauen, kann nur der Pfarrer – ich kann es z.B. nicht, weil ich kein Pfarrer bin; nur mit Ermächtigung des Pfarrers darf ich eine Trauung vornehmen. Es gibt Ehen, die den Schein der Gültigkeit an sich tragen, tatsächlich aber ungültig sind. Das ist beispielsweise der Fall, wenn ein trennendes Eehindernis unentdeckt geblieben ist – manchmal kann man das erst in der Ehe feststellen. Vor kurzem besuchte mich eine Dame, die seit drei Jahren getrennt ist von ihrem Ehemann, getrennt lebt. Die beiden haben sich gut verstanden, sie haben sich auch nicht im Zorn getrennt, aber die Frau ist, wie sie mir sagte, unerfüllt. Sie haben keine Kinder. Nicht deswegen, weil sie keine wollen, sondern weil sie keine bekommen. Es fehlt das Mittel, nämlich die geschlechtliche Begegnung. Ich habe dieser Frau gesagt, dass ihre Ehe möglicherweise ungültig ist wegen Impotenz, geschlechtlicher Unfähigkeit auf Seiten des Mannes. Ich habe ihr auch gesagt, dass sie durch päpstlichen Gnadenerweis aufgelöst werden kann wegen Nichtvollzugs, denn absolut unauflöslich ist nur die vollzogene christliche Ehe – nur die vollzogene christliche Ehe –, d.h. die nichtvollzogene Ehe ist grundsätzlich auflösbar.

Meine lieben Freunde, es ist eine Versuchung für die Kirche, ihre Haltung zur Ehe und zur Ehescheidung nach der anderer Religionsgemeinschaften einzurichten; das brächte ihr Vorteile, sie würde besser ankommen und weniger Verluste erleiden. Wie viele meiden heute die Kirche, weil sie mit dem Ehegesetz der Kirche in Konflikt geraten sind. Aber die Kirche kann ihre Haltung nicht ändern. Sie ist gebunden, sie muss ihrem Herrn treu bleiben. Die anderen beugen sich vor der Sturmflut: der standesamtliche Staat, die protestantische Religionsgemeinschaft, die jüdische Synagoge, die muslimische Moschee. Ich kann sie nicht hindern. Mich dünkt, sie schaufeln ihr eigenes Grab. Kompromisse in letzten Dingen kompromittieren. Nur einer steht unbeugsam: der Katholizismus. Er ist unsere Rettung!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Ehrfurcht

25.01.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das heutige Evangelium bringt uns eine merkwürdige Tatsache zu Bewusstsein, nämlich dass ein Gebet, das der Priester in jeder heiligen Messe verrichtet, das Sie alle kennen, das in jedem Gebetbuch steht, dass dieses Gebet, das uns von Jugend an vertraut ist, von einem Heiden stammt. Denn der Hauptmann, von dem heute im Evangelium die Rede ist, ist ein Heide. Der Herr sagt es ja selber: „So einen großen Glauben habe ich in Israel (also bei den Juden) nicht gefunden.“ Er war ein Heide, aber kein Römer. Eine römische Besatzung in Karpharnaum gab es nicht. Er war ein Soldat des Königs Herodes Antipas. Die Soldaten dieses Fürsten setzten sich aus heidnischen Söldnertruppen zusammen; so einer war der Hauptmann des heutigen Evangeliums – eine prächtige Männergestalt. Ihm fehlt nicht das Standesbewusstsein eines Hauptmanns. Wie Sie ja aus seiner Erklärung erkennen können: „Ich brauche bloß einem Soldaten zu sagen: Komm! und er kommt; geh! und er geht; tu das! und er tut dies.“ Er weiß um seine Befehlsmacht. Aber er ist weit entfernt von dem Hochmut, der Vorgesetzte manchmal befällt. Ein Knecht, ein Sklave bedeutete damals wenig. Wenn er krank war, hat man ihn entlassen; Ersatz ließ sich finden. Dieser Hauptmann aber besitzt Adel des Herzens. Ihm ist das Schicksal seines Knechtes nicht gleichgültig. Er nimmt sich seiner an und, fern von allem Standesdünkel, sorgt er für ihn, indem er sich an Jesus wendet. Er, der hochgestellte Offizier, begibt sich persönlich zu Jesus und bittet um Hilfe für seinen Knecht. Er muss auch ein religiöser Mann gewesen sein. Das wissen wir nicht aus dem Matthäus-, sondern aus dem Lukasevangelium. Dort wird nämlich berichtet, dass er dem gläubigen Volk in Karpharnaum die Synagoge gebaut hat. Er muss also ein tief angelegter, ein religiöser Mensch gewesen sein, dem es auf Kosten nicht ankam, wenn er die Gottesverehrung anderer befördern konnte. Zweifellos hat der Hauptmann schon von den Predigten und den Wundertaten Jesu gehört und war zu der Überzeugung gekommen: Dieser geheimnisvolle Mann muss ein Gottgesandter sein, und so wird er auch meinen Knecht heilen können. Seine Seele ist voll Ehrfurcht. Er glaubt offenbar an die göttliche Herkunft oder jedenfalls an die göttliche Sendung Jesu. Und er ehrt die Würde des Herrn. Der Herr er bietet sich, wie ein guter Arzt es tut, zu ihm zu kommen, um die Heilung vorzunehmen. Aber nein: „Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach; aber sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund.“ Dieser Mann hatte Glauben. Er vertraute auf die Wundermacht des Herrn. Er war überzeugt: Dieser geheimnisvolle Fremde kann die Heilung vornehmen. Aber er kann sie vornehmen aus der Nähe und aus der Ferne. Er muss sich nicht ans Krankenbett begeben, um heilen zu können, „sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund“. Da verwundert sich der Heiland: „So einen großen Glauben – so ein tiefen, so einen umfassenden Glauben – habe ich in Israel bei den Juden nicht gefunden.“ Der Verzicht auf das Kommen Jesu, der Verzicht, darauf zu bestehen, dass Jesus ins sein Haus tritt, dieser Verzicht ist geboren aus der Demut und aus der Ehrfurcht des Hauptmanns.

Ehrfurcht, meine lieben Freunde, ist höchste Wertschätzung, ein in sich spannungshafte Gefühl der Nähe und der Distanz. Ehrfurcht ist die Mischung von zurücktretender Scheu und hindrängender Liebe. Unser deutscher Dichter Goethe hat wesentliches zur Ehrfurcht gesagt. Er hat eine vierfache Ehrfurcht unterschieden, nämlich Ehrfurcht vor dem, was über uns ist; Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist; Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, und als Ergebnis dieser dreifachen Ehrfurcht: die

Ehrfurcht vor sich selbst. Ehrfurcht vor allem Großen und Hohen ist ein Kennzeichen edler Gesinnung. Sie ist aber noch mehr, sie ist die Grundlage jeder Religion. Allein aus Ehrfurcht ist religiöses Leben möglich, und zwar einer dreifachen Ehrfurcht: vor sich selbst, vor den Mitmenschen und vor Gott. Ehrfurcht vor der eigenen Seele, die mit dem kostbaren Blute des Herrn erkaufte ist, die nach dem Ebenbild Gottes geschaffen ist. Ehrfurcht vor der eigenen Seele. Von dem Heiden Pythagoras stammt das schöne Wort: „In allem habe Achtung vor dir selbst.“ Der heilige Stanislaus Kostka hat immer, wenn ihn die Versuchung anfiel, gesagt: „Ich bin zu Höherem geboren.“ Er hatte Achtung vor dem Gottesfunken in seiner Seele. Achtung aber auch natürlich vor dem Leibe, Ehrfurcht vor dem Leibe, denn er ist ein Tempel des Heiligen Geistes. „Wisst ihr nicht“, fragt der Apostel Paulus die Korinther, „wisst ihr nicht, dass eure Glieder ein Tempel des Heiligen Geistes sind, der in euch wohnt, den ihr von Gott habt, und dass ihr nicht euch selbst gehört? Um hohen Preis seid ihr erkaufte, verherrlicht Gott in eurem Leibe!“

Ehrfurcht vor sich selbst, Ehrfurcht vor den Mitmenschen. Meine lieben Freunde, ohne Ehrfurcht vor der Person des Nächsten gibt es keine christliche Nächstenliebe. Wie will man einen lieben, den man nicht einmal achtet? Ehrfurcht ist notwendig vor dem Hab und Gut des Nächsten; ohne diese Ehrfurcht gibt es keine Ehrlichkeit. Ehrfurcht muss man haben vor dem gesprochenen Worte, denn ohne diese Ehrfurcht gibt es keine Wahrhaftigkeit. Ohne Ehrfurcht vor der gottgewollten Würde vor Amt und Obrigkeit bricht die sittliche Ordnung auch im Gemeinwesen zusammen. Wer mit Menschen zu tun hat, muss ihnen mit Achtung und Wohlwollen begegnen. Das gilt für den Arzt, für die Krankenschwester, für den Sozialarbeiter, für den Richter, es gilt aber natürlich zuerst und zuoberst für den Priester. Der Priester, der weiß, dass Gott die menschliche Natur wunderbar geschaffen und noch wunderbarer erneuert hat, der Priester muss Ehrfurcht vor den ihm anvertrauten Menschen haben; dies ist die Grundvoraussetzung seines Wirkens.

Ehrfurcht vor sich selbst, Ehrfurcht vor den Mitmenschen, Ehrfurcht vor Gott. Dies ist die Grundlage für das rechte Verhältnis des Menschen zu Gott in Glaube und Liebe, in Frömmigkeit und Gottesfurcht. Die Ehrfurcht vor Gott ist scheue Liebe und liebende Scheu – scheue Liebe und liebende Scheu angesichts des Allheiligen. Die Liebe drängt zur Nähe; die Scheu bewahrt vor plumper Vertraulichkeit. Die Liebe erzeugt die Sehnsucht nach Gott; die Scheu bedenkt die eigene Unwürdigkeit. In dem Menschen, der Gott sucht, muss eine heilige Furcht sein, Gott unangemessen, unwürdig zu begegnen. Ein Kind scheut mit einer heiligen Liebe die Eltern. Es weiß, dass es von ihnen abhängig ist und dass es ihnen zum Gehorsam verpflichtet ist. Und deswegen spricht Thomas von Aquin von der „kindlichen Liebe“, die der Christ gegenüber seinem Gott aufbringen muss. Die mittelalterlichen Theologen haben – wie sie ja die Kunst des Unterscheidens beherrschten – gegenüber Gott eine vierfache Furcht unterschieden. Einmal die knechtische Furcht: Die knechtische Furcht hat Angst vor den Strafen Gottes, aber diese Angst ist nicht stark genug, den inneren Wunsch nach der Sünde zu überwinden. Eine Stufe höher: die knechtliche Furcht. Sie ist die Furcht vor Gottes gerechter Strafe, die den Willen aber innerlich umstimmt und von der Sünde abkehrt. Die dritte Stufe ist die anfanghafte, zur kindlichen Gesinnung überleitende Furcht, in der schon die Liebe zu Gott wirksam ist, aber die noch der Stütze der knechtlichen Furcht bedarf. Die vierte und höchste Stufe ist die kindliche Furcht. Die Furcht vor der Sünde und vor der Gottesferne, die ganz von der Liebe getragen ist. Das ist die heilige Ehrfurcht, die wir beweisen sollen: Die Furcht vor der Sünde und vor der Gottesferne, die ganz von der Liebe getragen ist.

Die Ehrfurcht ist Ausdruck des Glaubens und Schutz des Glaubens. Der Glaube drückt sich im Verhalten, im ehrfürchtigen Umgang mit dem Heiligen aus. Wer glaubt, der wird sich auch entsprechend verhalten. Wie man glaubt, so verhält man sich Gott gegenüber. Angesichts der Unendlichkeit Gottes und unserer Geschöpflichkeit sind wir zu würdigem Verhalten Gott gegenüber verpflichtet. Der ehrfürchtige Umgang mit dem Heiligen bewahrt uns aber auch selbst vor Beeinträchtigung unserer Gläubigkeit, schützt vor Glaubenszweifel. Wie wir mit Gott umgehen, so werden wir auch an ihn glauben. Die Zucht im äußeren Verhalten wirkt auf die innere Gesinnung. Wer sich äußerlich gehen lässt, ist immer in Gefahr, auch seine Tugenden zu verlieren. Die Ehrfurcht vor Gott entfaltet sich in den verschiedenen Beziehungen, die der Mensch zu Gott unterhält. Ehrfurcht vor dem Namen Gottes. Das zweite Gebot heißt ja: „Du sollst den Namen Gottes nicht verunehren!“ In jedem Vaterunser

flehen wir: „Geheiligt werde dein Name.“ Den Juden war der Name Gottes so heilig, dass sie ihn nicht auszusprechen wagten, sie umschrieben ihn. Statt Jahwe (das ist der Name Gottes) sagten sie Adonai, der Herr, der Hochgelobte. Im Kirchengebet am Sonntag nach Fronleichnam beten wir: „Herr, lass uns deinen heiligen Namen zugleich fürchten und lieben.“ Ehrfurcht im Gotteshaus. „Ihr sollt Ehrfurcht haben vor meinem Heiligtum!“, heißt es im Buche Leviticus. Gott ist gewiss kraft seiner Unermesslichkeit überall gegenwärtig. Aber diese Tatsache verbietet nicht, dass ihm besondere Häuser und Räume geweiht werden, die eben seinem Dienste vorbehalten sind. Die Kirche ist kein Mehrzweckraum! Die Kirche ist ein Gotteshaus, und das Verhalten darin muss dieser Zweckbestimmung entsprechen. Im Gotteshaus muss alles unterbleiben, was der Anbetung Gottes und der Erhebung der Seele entgegengesetzt ist. Im Gotteshaus darf es keine Selbstdarstellung, keine Wichtigtuerei und keine Eitelkeit geben. In der Kirche sollte man auch jedes überflüssige Wort vermeiden. In der Kirche hat lärmende Verhandlungsatmosphäre keinen Platz. Ehrfurcht im Gottesdienst. Gottesdienst ist die Betätigung der Tugend der Religion in ihrer unmittelbaren Beziehung auf Gott. Der Mensch ist Geschöpf und steht in Abhängigkeit von Gott. Gott ist die Ursache, die Erstursache aller Wesen. Aus dieser Erkenntnis naht sich der Mensch Gott in Handlungen der Anbetung, der Danksagung, der Bitte. Das sind zunächst innere Akte, aber kraft der Doppelnatur des Menschen drängen diese inneren Akte nach außen, und diese äußeren Akte sind Gebet und Opfer. Der Zweck des Gottesdienstes ist die Ehre Gottes durch Bekundung der geschöpflichen Abhängigkeit von Gott als dem höchsten Herrn. Darum umgibt die Kirche den Gottesdienst mit vielen Zeichen der Ehrfurcht: das Beugen des Knies, das Falten der Hände, das Neigen des Hauptes, das Schlagen an die Brust, das Besprengen mit Weihwasser, Zeremonien des Messopfers und der Sakramentspendung – das alles ist Ausdruck der Ehrfurcht vor Gott. Auch der Leib soll teilnehmen an dem, was der Mensch innerlich empfindet. Zugleich aber sollen diese äußeren Zeichen unsere innere Haltung nähren, festigen.

Religiöser Sinn, meine lieben Freunde, ist immer ein Staunen; irreligiöser Sinn dagegen hat es mit Spott und Gelächter zu tun. Die Ehrfurcht vor Gott wird in mannigfacher Weise beeinträchtigt durch unehrerbietiges Sprechen, durch unehrerbietiges Verhalten. Eine der schlimmsten Verirrungen der Ehrfurchtslosigkeit ist der Spott über Gott und göttliche Gegenstände. Spott ist die abwertende Stellungnahme gegenüber Personen, Einrichtungen und Unternehmungen in der Absicht, bei den Beobachtern eine komische Wirkung zu erzielen. Eine besondere Dimension nimmt der Spott an, wenn er sich gegen die Religion richtet. Wir haben ja soeben das Drama erlebt, wie Mohammedaner den Spott an ihrem Propheten – nicht einmal an Gott – den Spott an ihrem Propheten blutig gerächt haben. Meine lieben Freunde, ich möchte nicht falsch verstanden werden: Der Islam ist und bleibt eine falsche Religion. Sie ist von Menschen gemacht, aus heidnischen, jüdischen und christlichen Elementen zusammengemischt. Aber diese falsche Religion hat Anhänger, viele Anhänger, die vermeinen, in ihr Gott zu dienen. Sie haben darum Anspruch auf Achtung ihrer religiösen Überzeugung. Die Achtung schließt die kritische Prüfung, die wissenschaftliche Durchforschung des Islam nicht aus. Ich meine, es ist sogar unsere Pflicht, den Islam kritisch zu untersuchen, seinen Inhalt, seine Auswirkungen in der Geschichte, denn der Islam ist uns feindselig und wertet das Christentum ab. Es ist keine Frage: Wenn der Islam sorgfältig untersucht wird, bricht er zusammen. Der Verstand, die Vernunft kann erweisen, dass der Islam unhaltbar ist. Seine Aufstellungen und seine Legenden sind unhistorisch; seine Geschichte ist blutrünstig und grausam. Keine Religion hat dem Christentum so viel unermesslichen Schaden zugefügt wie der Islam. Man kann nur staunen, dass hunderte Millionen Muslime die Brüchigkeit dieser Religion nicht durchschauen, oder sie jedenfalls nicht auszusprechen wagen. Der Islam lebt davon, dass er jede Kritik an seinen Lehren und seiner Geschichte mit Grausamkeit unterbindet. Der Islam kann nur existieren, indem er sich der kritischen Prüfung entzieht. Dennoch, meine lieben Freunde, ist Verächtlichmachung des Islam unangebracht und zu vermeiden – wie wir sie ja jetzt in Frankreich erlebt haben. Ernste Kritik auf wissenschaftlichem Gebiet ist etwas anderes als leichtfertiger Spott.

Weniges zerstört die Ehrfurcht mehr als die Satire. Satire ist eine literarische Darstellungsart, die durch Spott, Ironie und Übertreibung bestimmte Personen, Anschauungen, Ereignisse oder Zustände herunterziehen oder verächtlich machen will. Die Satire lebt von der Respektlosigkeit. Das literarische Genus der Satire ist seit Jahrtausenden bekannt. Die Römer haben die Satire geübt: Horaz zum Bei-

spiel. Die Satire war eine Waffe der Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts gegen unsere Kirche. Die Satire wurde im 18. Jahrhundert von den Ungläubigen eingesetzt gegen unseren Glauben. Der schlimmste Spötter war Voltaire. Die Satire wurde auch im 19. Jahrhundert reichlich verwendet. Denken Sie etwa an Heinrich Heine und Wilhelm Busch. Der Spott gegen die christliche Religion ist auch heute noch im sog. christlichen Abendland nicht selten, aber die Christen wehren sich wenig dagegen oder überhaupt nicht. Auch das französische Magazin, das sich gegen den Propheten Mohammed gewandt hat, ist giftig, wenn es auf christliche Gegenstände zu sprechen kommt. Ich habe hier, meine lieben Freunde, drei Blätter aus diesem Magazin. Auf dem ersten hängt jemand am Kreuz – offenbar eine Parodie auf Christus: „Ich bin ein Star. Holt mich hier raus!“ Jesus wird als Dschungelcamp-Promi veralbert. Auf einem anderen Bild ist Papst Franziskus dargestellt. Statt einer Hostie, reckt er ein Kondom gegen den Himmel. „Das ist mein Leib“, steht darunter. Das Schlimmste kommt noch. Auf einem dritten Blatt, das mir zugegangen ist, wird der dreifaltige Gott bei homosexueller Betätigung dargestellt: Der Sohn treibt es mit dem Vater, der Heilige Geist treibt es mit dem Sohn. Man sollte es nicht für möglich halten, was hier geschieht. Die Mohammedaner haben sich gewehrt gegen Spott ihres Propheten. Hier wird unser dreifaltiger, allheiliger Gott verspottet, und was geschieht? Nichts. Petrus schreibt in seinem 2. Brief: „Sie lästern, was sie nicht verstehen.“ Das klingt wie entschuldigend. Aber was ist mit denen, die lästern, was sie verstehen, was sie nur zu gut verstehen? Die Lästerner begehen die schwerste Sünde, die überhaupt denkbar ist. Der Spötter ist ein Gräuel vor dem Herrn. Und solange wir keine Mittel haben, uns zu wehren – Gewaltmittel scheiden aus –, solange wir keine Mittel haben, uns zu wehren, müssen wir auf Gott bauen, von dem immerhin der Apostel Paulus im Brief an die Galater schreibt: „Täuschet euch nicht. Gott lässt seiner nicht spotten.“ Wir können nicht dulden, meine lieben Freunde, dass Gott und unsere heilige Religion geschmäht werden. Wir müssen uns wehren, soweit es in unseren Kräften steht. Wir dürfen aber auch nicht zusehen, dass andere Religionen geschmäht werden, denn die Schmähungen verletzen ihre Anhänger. Wir brauchen Ehrfurcht. Ehrfurcht ist keine Sklavengesinnung. Ehrfurcht ist Wahrhaftigkeit, nämlich Anerkennung, Seinsgerechtigkeit gegenüber dem, was wir sind und was unser Gott ist. Der gläubige Christ ist bewusst, wer er selbst ist und wer der unendliche Gott ist. Er kann gar nicht anders als bekennen: Herr ich bin nicht würdig, dass du eingehest unter mein Dach.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Begleiter der Passion (1)

Petrus

01.02.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Petrus ist der Beiname des Simon oder Simeon. Sein Vater ist Jonas oder Johannes. Er war von Beruf Fischer und lebte in Bethsaida am See Genesareth. Es war verheiratet, wie wir aus dem Evangelium wissen. Wir wollen heute Fall und Auferstehung Petri bedenken. Seinen Fall, also seine Trennung von Jesus, und seine Auferstehung, also sein Wiederfinden zu Jesus. Noch keine Seele, meine lieben Freunde, ist von Gott abgefallen, die nicht vorher das Gebet vernachlässigt hätte. Das Gebet erhält den Kontakt mit Gott aufrecht und erschließt die Hilfsquellen des Himmels. Wenn wir beten, wird uns die Versuchung nie ganz überwältigen können. Für den Durchschnittsmenschen ist der erste Schritt abwärts die Aufgabe des Gebetes, die Behauptung, dass der Mensch sich selbst genüge. In der Nacht, in der unser Herr verraten wurde, im Garten von Gethsemane, wandte er sich an seine vertrauten Jünger und sagte: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet! Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Er ging hin, zu beten, und er wollte seine vertrautesten Jünger bei sich haben: Petrus, Jakobus und Johannes. „Bleibet hier und wachet mit mir.“ In dieser Stunde des Ringens um die Ergebung in den Willen des Vaters wollte er sie in seiner Nähe haben. Diese Nähe war für ihn ein Trost, und er wollte, dass sie wach bleiben. Aber als er das erste Mal nach seinem Gebetskampf zu ihnen kam, fand er sie schlafend. Doch er spricht nur zu einem von ihnen: „Simon, du schläfst? Konntest du nicht eine Stunde mit mir wachen?“ Petrus hatte aufgehört, zu wachen und zu beten; er schlief. Aber einer schlief nicht: Judas Iskariot; er war unterwegs. Und so wird es in der Geschichte der Kirche oft sein: Die Kinder Gottes ruhen sich aus, aber die Feinde Gottes sind in Bewegung. Die Hirten der Kirche beruhigen sich gegenseitig: Die Kirchensteuer geht ja (noch) ein. Aber die ungläubigen Theologen unterminieren die Kirche. Der große österreichische Prediger Abraham a Santa Clara hat einmal das bedenkenswerte Wort gesprochen: „Während die Hirten schlafen, stiehlt man die Wolle den Schafen.“ Noch zweimal nimmt der Herr seinen Gebetskampf auf, und noch zweimal kehrt er zu seinen vertrauten Jüngern zurück und findet sie schlafend. „Ihre Augen“, so heißt es entschuldigend, „waren ihnen schwer geworden.“ Es klingt wie ein Vorwurf, und es ist auch ein Vorwurf, als der Herr zu ihnen sagt: „So habt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen können.“

Die nächste Etappe in dem Falle Petri war der Ersatz des Betens durch Handeln. Die meisten Menschen, die noch das Bedürfnis haben, mit Gott und der Kirche in Verbindung zu bleiben, wenden sich der beruhigenden Wirkung des Tätigkeitseins zu. Wenn sie sich bewegen, wenn sie tätig sind, meinen sie, können sie den Mangel an Gebet ersetzen. Gemeinden gelten als lebendig, wenn äußere Betriebsamkeit entfacht wird, viele Kreise ihre Tätigkeit verrichten, Sitzungen des Pfarrgemeinderates angesetzt werden, Fastnachtsveranstaltungen vor sich gehen. Aber wenn zur Anbetung ins Gotteshaus gerufen wird, da bleibt das Gotteshaus leer. Wenn das Leiden und Sterben des Heilandes im Rosenkranz bedacht wird, da sind die Vorbeter allein. Die Beichtstühle verstauben, und die Wiegen bleiben leer. Petrus macht hier keine Ausnahme. Auch er sucht sein Versäumnis beim Wachen durch Tätigkeit

zu ersetzen. Er zieht ein Schwert, das er bei sich hat, und schlägt auf die Häscher ein. Er trifft einen Knecht des Hohenpriesters und nicht einen Soldaten – er war offenbar ein besserer Fischer als ein Mann des Schwertes. Der Herr ruft ihm zu: „Stecke dein Schwert ein! Denn alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen.“ Christus braucht keine irdische Hilfe. Der Papst hat keine Divisionen. Keine derartige Tätigkeit kann das Gebet ersetzen. Gebet ist unersetzbar.

Die Erfahrung lehrt, dass religiöse Betätigung schnell in Gleichgültigkeit umschlägt, wenn kein Gebet dabei ist. Die Menschen werden gleichgültig und fürchten, zu fromm zu werden und zu eifrig. Und so spricht auch das Evangelium: „Petrus aber folgte ihm von ferne.“ Er hatte zuerst aufgehört zu beten und dann zu handeln, und jetzt hält er sich fern. Wenn es gefährlich für uns wird, dann suchen wir unsere Zugehörigkeit zu Christus, zur Kirche, zum Papste zu verbergen, damit wir nicht in die Verachtung und in den Hass, den sie treffen, hineingezogen werden. Die Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz, Malu Dreyer, erklärte, sie sei katholisch, aber nicht römisch-katholisch. Ja, meine lieben Freunde, wie kann man denn katholisch sein, ohne römisch-katholisch zu sein?

Sobald das Religiöse aus dem Leben schwindet, beginnt das Materielle überhand zu nehmen. Im nächsten Stadium seines Falles befriedigte Petrus Bedürfnisse seines Leibes. Er geht nicht in den Gerichtssaal hinein, er bleibt draußen im Hof des Hohenpriesters. Hier, denkt er, kann er sich ohne Gefahr aufhalten. Warum geht er in den Hof? Um das Ende abzuwarten. Er ist neugierig, wie es mit Jesus weitergehen wird. Man will doch erleben, was da geschieht. Als sie in der Mitte des Hofes ein Feuer anzündeten, setzte sich Petrus unter sie. Weiter geht es bergab. Nie zuvor hat ein Mann an einem Feuer so gefroren wie Petrus!

Das letzte Stadium im religiösen Abgleiten ist die Furcht vor den Menschen. Wir verleugnen unseren Glauben und schämen uns seiner, weil wir verspottet und verachtet werden. Als der Schein des Feuers den Petrus beleuchtete, konnten die Umstehenden in sein Gesicht schauen. Und im selben Augenblick, da der Heiland seine Gottheit beschwor, schwor auch Petrus. Aber nicht um die Gottheit zu bestätigen, sondern um sich von ihm zu trennen. Eine der Mägde erkannte ihn: „Auch du warst bei Jesus, dem Galiläer.“ Petrus leugnete: „Ich weiß nicht, was du sagst“, d.h. er tut so, als ob ihm das vollkommen unverständlich sei, was ihm da vorgeworfen wird. Aber es wird ihm bange. Er steht auf und verlässt den Hof und geht in den Vorhof, doch seine Vergangenheit holt ihn ein. Eine andere Magd sah ihn: „Auch du bist einer von ihnen“ – von ihnen, das sind seine Jünger, seine Anhänger, seine Gefolgschaft. Jetzt beginnt die Sache gefährlich zu werden. Vielleicht erinnert sich Petrus an die alte Rechtsregel: Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen. Petrus hält nichts davon, dass sie auf ihn Anwendung findet. Er will den Kopf aus der Schlinge ziehen: „Mensch, ich kenne den Menschen nicht.“ Er will den nicht kennen, meine lieben Freunde, der ihn zum Fischeramt berufen hat, der seine Schwiegermutter geheilt hat, der ihm den Würdenamen „Kephas“ (Fels) gegeben hat – den will er nicht kennen. Mit dieser Lüge sucht er sich Verschonung von der Verfolgung zu erkaufen. Aber es gelingt nicht. Ein wenig später sagt ein anderer: „Du bist wirklich einer von ihnen; du bist auch ein Galiläer; deine Sprache verrät dich.“ Jetzt wird Petrus zornig. Jetzt erinnert er sich an die Flüche seines Fischerlebens: „Ich kenne diesen Menschen nicht, von dem ihr redet.“ Meine lieben Freunde, das ist der Fall des Petrus. Das ist sein Absturz von der Höhe des treuen Jüngers Jesu zu einem Apostaten.

Wie kann er sich wieder erheben? Der Stolz ist die Hauptsünde, und daraus folgt: Die erste Bedingung der Bekehrung ist die Demut. Die Demut entsteht aus der tiefen Erkenntnis, dass die Sünde nicht lohnt, dass sie enttäuscht, dass sie nicht hält, was sie verspricht, dass sie Unglück bringt. Und das ist im Falle Petri das Eintreffen einer Voraussage seines Herrn. Der Herr hat ihn ja gewarnt. Als Petrus im Abendmahlsaal beteuerte: „Ich will mein Leben für dich hingeben“, da hat der Herr nüchtern geantwortet: „Dein Leben willst du hingeben? Wahrlich, ich sage dir: Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.“ Tatsächlich, wenige Stunden später, gerade als Petrus fluchte und schwor, dass er Jesus nicht kenne, drang deutlich das unverkennbare Krähen eines Hahnes durch die äußeren Räume des Hofes. Selbst die Natur ist aufseiten Gottes. Das Krähen des Hahnes ist eine lächerliche Begebenheit, aber Gott kann die unscheinbarsten Dinge benutzen, um Großes zu bewirken, als Kanäle seiner Gnade. Eine Seele kann durch die merkwürdigsten Dinge zu Gott geführt werden. Nach der Weckung des Gewissens durch die Enttäuschung der Sünde erfolgt der nächste Schritt zu Gott von Gott selbst her. Sobald wir leer und enttäuscht sind, kommt er und füllt die Leere. Im Evangelium

ausgedrückt mit den Worten des heiligen Lukas: „Da wandte sich der Herr um und blickte Petrus an.“ Auch Jesus hatte den Hahnenschrei gehört. Es war eingetroffen, was er vorausgesagt hatte. Aber das ist kein Anlass zum Triumph für ihn. Er spricht kein Wort zu Petrus, er sieht ihn nur an. Diesen Blick wird Petrus nie vergessen. Er wird ihn begleiten bei seiner Pfingstpredigt, auf dem Apostelkonzil, in das Martyrium zu Rom. Es waren die Augen eines verwundeten Freundes, die ihn angeschaut haben. Jesus blickte ihn an. In diesem Blick lag alles: die Erinnerung an die selige Stunde der Berufung, die Erinnerung an das Bekenntnis vor Caesarea Philippi, der Gedanke an die Tischgemeinschaft im Abendmahlsaal. Die Sünde beginnt mit dem Verzicht auf die Selbstzucht; die Rückkehr bedingt die Bekehrung zur Selbstzucht. Man muss die Gelegenheit zur Sünde meiden, wenn man die Sünde meiden will. Die Personen, die Umstände, die Orte, wo man fallen kann, muss man verlassen. Und deswegen fallen Menschen immer wieder in die Sünde, weil sie die Gelegenheit nicht meiden. Petri Bekehrung wäre nicht vollständig, wenn er nicht seine Umgebung verlassen hätte, und das tut er. „Und er ging hinaus“, so steht im Evangelium. Er geht hinaus, er verlässt die Verstrickungen der Sünde und geht hinaus.

Das Vermeiden der Gelegenheit ist aber nicht genügend, es muss die Reue hinzutreten – die Reue, die wahre Reue. Manche finden die Sünde abstoßend und meiden sie deswegen. Es gibt aber keine wirkliche Bekehrung, solange die Sünde nicht als Beleidigung der Person Gottes empfunden wird. „Ich habe gegen *dich* gesündigt“, sagt der „verlorene Sohn“. Man kann bereuen aus Eigennutz, weil man sich selbst geschadet hat, weil man Verluste erlitten hat, weil man sich die Karriere verbaut hat. Das ist nicht die Reue, die das Christentum verlangt. Sie richtet sich auf Gott, den Allherrscher, den Allgütigen. Allein die Reue, die Gott zum Ziele hat, bringt die Vergebung. Das war die Reue des Petrus. „Er ging hinaus und weinte bitterlich.“ Sein Herz war zerrissen, seine Augen, die in die Augen Christi geblickt hatten, flossen über wie Brunnen. Moses klopfte mit seinem Stab an den Felsen, und es kam Wasser heraus; Christus blickt seinen „Felsen“ an, und es strömten Tränen aus seinen Augen. Tränen der Reue, meine lieben Freunde, sind kostbare Tränen. Der heilige Pfarrer von Ars hat einmal, als er eine Beichte hörte, im Beichtstuhl zu weinen angefangen. Da fragte ihn sein Pönitent: „Warum weinen Sie?“ Johannes Vianney gab ihm zu Antwort: „Ich weine, weil Sie nicht weinen.“ Diese Tränen sind kostbar vor Gottes Augen, und sie brachten Petrus zur Besinnung und zur Bekehrung. Über diesen Tränen scheint das Antlitz des Lichtes der Welt, durch sie bricht der Regenbogen der Hoffnung und bringt die Gewissheit, dass nie mehr ein Herz durch die Sünde vernichtet werden kann, wenn es Reue erweist. Hier endet die Geschichte des menschlichsten aller Menschen: Petri.

Wer von uns hat nicht schon einander widerstrebende Konflikte in der eigenen Brust erlebt: das Gesetz, das Gute zu wollen, und das Böse zu tun. Petrus ist das klassische Beispiel für die Warnung des Evangeliums: „Wer steht, der sehe zu, dass er nicht falle.“ Weil uns Petrus in seinen Kämpfen so gleicht, ist er auch unsere größte Hoffnung. Die Apostel haben vielfach geschrieben: Jakobus, Paulus, Johannes, aber die Briefe des heiligen Petrus sind eine Zusammenfassung seiner Erfahrung. Und man könnte sie einmal „Epistel des Mutes“ nennen, denn in jeder Zeile, in jedem Wort dieser Briefe erkennen wir, wie Petrus zur Erneuerung des Lebens emporsteigt. Im 1. Brief schreibt er: „In der Kraft Gottes werdet ihr bewahrt durch den Glauben für das Heil, das euch bereitet ist. Freuet euch, wenn ihr durch mancherlei Anfechtungen bedrückt werdet. Euer Glaube soll dadurch als echt erwiesen werden.“ An einer anderen Stelle schreibt er: „Wer kann euch schaden, wenn ihr nach dem Glauben trachtet? Ja, wenn ihr um der Gerechtigkeit willen leiden müsst, sollt ihr selig sein! Fürchtet euch nicht vor denen, die euch in Unruhe bringen. Haltet nur den Herrn Jesus Christus heilig in eurem Herzen.“ Meine lieben Freunde, es ist kein Wunder, dass unser Heiland, der ja alle Seelen bis in die Tiefen durchschaut, nicht Johannes zum Haupt seiner Kirche auserwählte, der ihn nie verleugnet hat, der auf dem Kalvarienberg anwesend war, sondern Petrus, der fiel und sich wieder erhob, der sündigte und dem vergeben wurde. Warum hat er das getan, unser Herr? Vielleicht deswegen, damit seine Kirche die menschliche Schwäche und Sündhaftigkeit verstehe und Millionen anvertrauter Seelen das Evangelium der Hoffnung und der Barmherzigkeit verkünden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Begleiter der Passion (2)

Judas

08.02.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Kennen Sie den Ausdruck „Abgefallene“? Er bezieht sich auf Menschen, die durch die Gnade und die Nähe Gottes gesegnet waren und darauf verzichtet haben. Unser Heiland sagt von ihnen im Gleichnis vom Sämann: „Sie haben keine Wurzeln.“ Wir nennen diese Menschen abgefallene Katholiken, wohl auch Abtrünnige. An solchen besteht kein Mangel. Ein sehr bekannter Abgefallener trug den Namen Adolf Hitler. Am 27. Februar 1942 sah er in der katholischen Religion einen „satanischen Aberglauben“, und am 19. Dezember 1941 bezeichnete er die Kirche als „die organisierte Lüge“. Ein Abgefallener umgibt sich mit Abgefallenen. In der Hitlerumgebung gab es nicht einen einzigen praktizierenden Katholiken, wohl aber eine Reihe von Abgefallenen. Sein oberster militärischer Berater, der Generaloberst Jodl, war ein abtrünniger Katholik; der Propagandaminister Joseph Goebbels war ein abgefallener Katholik; der Reichsführer SS Heinrich Himmler war ein abgefallener bayerischer Katholik. Besonders schmerzlich ist der Abfall immer, wenn er von einem Priester vollzogen wird. Denn Christus liefert sich ja dem Priester in gewisser Hinsicht aus, er vertraut sich ihm an und gibt sich ihm preis. Leider sind Abfälle von Priestern nicht selten. Es gab einmal einen Reichsgrafen Paul von Hoensbroech, einen Verwandten des Mainzer Bischofs Ketteler. Er war zunächst Verwaltungsbeamter, dann trat er in den Jesuitenorden ein, bis er aus dem Verband wieder austrat, zum Protestantismus abfiel und jahrzehntelang ein erbitterter Feind der katholischen Kirche war, mit vielen Büchern diese Kirche schmähte, in zahllosen Vorträgen über sie herfiel. Ihm sind so manche Priester und Ordensleute gefolgt. Ich nenne beispielsweise Joseph Schnitzer, Hugo Koch, Leonhard Fendt, Friedrich Heiler, um nur die Bekanntesten zu nennen. Noch niemand, meine lieben Freunde, hat den Leib Christi, seine Kirche aus einem vernünftigen Grunde verlassen. Das Erste Vatikanische Konzil hat erklärt: „Wer den katholischen Glauben *einmal* unter der Leitung der Kirche angenommen hat, kann niemals einen triftigen Grund haben, diesen Glauben zu wechseln oder in Zweifel zu ziehen.“ Aus welchen Gründen verlassen die Menschen die Kirche? Um des Hochmuts, um des Reichtums, um der Fleischeshlust willen, um Dinge willen, die als Ersatz für Gott dienen. Und das zeigt sich am besten am Beispiel des Judas, des einzigen Mannes im Evangelium, der unseren Heiland um des irdischen Besitzes willen verließ und von dem unser Herr sagt: „Es wäre besser für ihn, er wäre nicht geboren.“

Eines Tages wurde in Kariot ein Kind geboren. Freunde und Verwandte kamen mit Geschenken, denn er war ein Kind der Verheißung. Unweit davon wurde ein anderes Kind geboren, in Bethlehem. Auch zu ihm kamen Männer mit Geschenken, denn auch er war ein Kind der Verheißung. Beide Knaben wuchsen heran. Und eines Tages begegnete der Mann aus Bethlehem dem Mann aus Kariot. Und unser Herr erwählte ihn zu seinem Apostel. Er war der einzige aus Judäa stammende Apostel, die anderen waren Galiläer. Und da die Judäer in Geldsachen besser beschlagen waren als die Galiläer, wurde ihm die Kasse anvertraut. Er erhielt das Geld zur Verwahrung. Wahrscheinlich war er für diese Aufgabe von Natur aus besser geeignet als andere. Einem Menschen eine Tätigkeit zu geben, die ihm von Natur aus liegt, sollte ihn vor Abfall, Entfremdung und Unzufriedenheit bewahren. Aber anderer-

seits kommen die Versuchungen des Lebens oft gerade durch Dinge, die uns am meisten liegen. Zuerst muss ein inneres Versagen vorliegen, ehe ein äußeres möglich ist. Judas war geizig. Der Geiz ist eine schwere Sünde. Denn während andere Sünden mit der Zeit schwächer werden, bleibt der Geiz immer lebendig, kann sogar wachsen. Der Geiz des Judas zeigte sich, als im Hause des Simon ein ungeladener Gast kam, eine Frau, die Salböl über die Füße des Herrn schüttete und es mit ihren Haaren trocknete. Das ganze Haus war erfüllt vom Wohlgeruch des Salböls. Judas saß mit am Tische. Er wusste, wie nahe der Verrat des Herrn war; die Frau wusste, wie nahe sein Tod war. Er heuchelte den Schein des Wohltätigen. Er gab vor, erzürnt darüber zu sein, dass man das Salböl nicht verkauft und den Armen den Erlös gegeben hätte. „Das sagte er aber nicht“, schreibt Johannes in seinem Evangelium, „weil ihm an den Armen lag, sondern weil er ein Dieb war und das, was in die Kasse eingelegt wurde, für sich behielt.“ Unserem Herrn, den Judas gekränkt hatte, hat es nicht angefallen, Kränkung mit Kränkung zu vergelten. Er sagte nur mit einem Worte der Zartheit und der Sanftmut: „Lasst sie!“ Ein solcher Dienst an der göttlichen Liebe konnte keine Verschwendung sein. Es wird immer Menschen wie Judas geben, die Anstoß nehmen am Reichtum, der Christus in seiner Kirche dargebracht wird. Meine lieben Freunde, wenn ein Mann seiner geliebten Frau Juwelen schenken kann, ohne Ärgernis zu erregen, warum kann dann die Kirche ihren Besitz nicht dem Herrn als Zeichen ihrer Hingabe weihen? Ich habe einmal den Vorwurf von protestantischer Seite gelesen, die Kirche nutze und beute ihre Glieder aus, indem sie Geld und Gaben für kostspielige Gotteshäuser von ihnen einfordert. Es ist wahr: Kirchen werden errichtet, um Gott zu ehren; sie sind Weihegeschenke – von daher erklärt sich der Aufwand, der mit ihnen betrieben wird. Jahrhunderte haben Christen an großen Domen gebaut. Der Kölner Dom wurde erst im 19. Jahrhundert fertig, obwohl er im 13. begonnen wurde. Aber was Gott geschenkt wird, kommt den Menschen zugute, denn Gott sieht gnädig auf die Opfergaben, mit denen die Bauten finanziert werden. Gott sieht gnädig auf die Steinmetze, Maurer und Zimmerleute, die den Bau in die Höhe ziehen. Und wenn er fertig ist, dient er den Gläubigen zur Erbauung und Erhebung, zur Freude an Gott. Wie viele Millionen mögen sich schon erfreut haben an den Rokokokirchen in Steingaden und Rottenbuch in Bayern. Wie viele mögen eine Ahnung von der Majestät Gottes gewonnen haben in den Domen, die an der Elbe und am Rhein stehen. Unser Herr lobte die Frau und sagte, dass sie ihn für sein Begräbnis salbe. Judas war entsetzt: Er sollte also sterben.

Kurze Zeit darauf, am Mittwoch in der Osterwoche, teilte der Herr den Aposteln mit, was geschehen werde: „Ihr wisst, dass in zwei Tagen Ostern ist. Da wird der Menschensohn ausgeliefert und gekreuzigt werden.“ Christus würde gekreuzigt werden – das war sicher. In dem allgemeinen Zusammenbruch wollte Judas noch etwas für sich haben. „Hierauf ging einer von den Zwölfen, der Judas Iskariot hieß, zu den Hohenpriestern und sprach: ‚Was wollt ihr mir geben, wenn ich ihn euch ausliefere?‘ Sie aber setzten für ihn 30 Silberlinge fest“ – 70 Euro. Achthundert Jahre zuvor hatte Zacharias prophezeit: „Gefällt es euch, so gebt mir den Lohn, wo nicht, lasst es. Da wogen sie mir den Lohn von dreißig Silberlingen ab.“ Der die Gestalt eines Knechtes angenommen hatte, wurde um den Preis eines Sklaven verkauft. Verrat muss stets bezahlt werden, meine lieben Freunde. Der Verrat verlangt seinen Lohn. So ist es immer gewesen. Der zum Luthertum abgefallene Herzog Moritz von Sachsen trat 1546 in ein Bündnis mit dem katholischen Kaiser Karl V. und nahm am Schmalkaldischen Krieg gegen seine eigenen Glaubensgenossen teil. Zur Belohnung für den Verrat erhielt er das Kurfürstentum Sachsen. Zum Dank schloss er sich einer Verschwörung gegen den Kaiser an, lieferte die Städte Metz, Toul, Verdun, Cambrai den Franzosen aus und griff den Kaiser an und zwang ihn zur Flucht aus Innsbruck. Dieser Mann trägt zu Recht den Namen „der Judas von Meißen“, dem ihm seine Zeitgenossen gegeben haben – der Judas von Meißen.

Am nächsten Abend, nachdem der Heiland beim letzten Abendmahl sein Testament verkündet und uns das vermacht hatte, was noch kein Sterbender je hinterließ, nämlich sich selbst, da wurde er in seinem Inneren erschüttert und sprach: „Ich sage euch: Einer von euch wird mich überliefern.“ Da sahen die Jünger einander an, ratlos, von wem er rede. Es war noch kein Verdacht auf den Judas gefallen; er hatte sich vorsichtig verhalten. Johannes wagte zu fragen: „Herr, wer ist es?“ Da antwortete Jesus: „Der ist es, dem ich den Bissen eintauchen und geben werde.“ Er tauchte den Bissen ein und gab ihn dem Judas. Und nachdem er den Bissen genommen hatte, fuhr der Teufel in ihn. Jetzt ergriff der Satan ganz von ihm Besitz. Kein Gewissen, meine lieben Freunde, ist rein vor dem Angesichte

Gottes. Niemand kann seiner Unschuld sicher sein. Als Judas fragte: „Bin ich es, Rabbi?“ antwortete der Herr: „Du hast es gesagt.“ Da ging Judas hinaus, und es war Nacht. Es ist immer Nacht, wenn sich jemand von Gott abwendet! Man kann fragen: Warum hat Jesus einen Mann zum Apostel erwählt, von dem er wusste, dass er ihn verraten wird? Die Antwort lautet: Ohne Judas kein Kreuz; ohne Kreuz keine Erfüllung des Heilsplanes. Wenn Jesus für das Heil der Menschen sterben sollte, musste einer da sein, der ihn der Macht auslieferte, die allein das Todesurteil verhängen konnte, nämlich den Römern. Judas hat eine unverzichtbare Stelle im Heilsplan Gottes. Zu diesem Verständnis passt es, dass Jesus beim Letzten Abendmahl Judas aufforderte: „Was du tun willst, tue bald!“ Diese Aufforderung zeigt, dass Jesus von dem Verrat nicht überrascht wurde, sondern freiwillig in den Tod ging. Jesus ist nicht das widerstrebende Opfer, sondern er ist der Herr des Passionsgeschehens. Judas ist lediglich das Werkzeug. Das Werkzeug des Vaters, der Jesu Erhöhung durch sein Sterben wirkt. Weil Jesus in allem dem Willen des Vaters gehorsam war, hat er Judas aufgefordert, die Tat zu vollbringen, die seinem verräterischen Willen entsprungen ist – der Verräter verlässt den Saal. Im Laufe der Geschichte, meine Freunde, haben viele „Judasse“ am Tisch gesessen mit ihren Freunden und Vertrauten, haben harmlos mit ihnen geplaudert, ihr Herz erleichtert, ohne zu wissen, dass ein Verräter unter ihnen war. In der Zeit des Zweiten Weltkrieges versammelten sich in Stettin im Pfarrhaus katholische Männer mit den drei Priestern. Man sprach über den Glauben, wollte den Glauben vertiefen, führte religiöse Gespräche. Natürlich kamen auch die Verfolgungsmaßnahmen des Regimes zur Sprache. Unter den Teilnehmern tat sich ein österreichischer Ingenieur hervor. Eines Tages wurden die drei Priester verhaftet, vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Der österreichische Ingenieur hatte alle Gespräche aufgezeichnet und der Geheimen Staatspolizei überliefert.

Judas nahm den Bissen und ging hinaus; es war Nacht. Einige Stunden später, nachdem Judas den Abendmahlsaal verlassen hatte, führte er eine Rotte Soldaten hinab in den Ölgarten. Obwohl der Vollmond schien, wussten die Soldaten nicht, wen sie verhaften sollten und wo er sich befand. Deswegen baten sie Judas, ihnen ein Zeichen zu geben, und „dieses Zeichen“, sagte Judas, „wird sein: Den ich küssen werde, der ist es.“ Nachdem der Kedron-Bach überschritten war, trat Judas in den Garten, legte seine Arme um den Herrn und versenkte seine Lippen mit einem Kuss. Nur ein Wort bekam er zu hören: „Freund, wozu bist du gekommen?“ Es war das letzte Mal, dass Jesus zu Judas sprach. Nur Judas wusste, wo der Herr nach Hereinbrechen der Finsternis zu finden war; die Soldaten wussten es nicht. Christus ist in seiner Kirche immer den Händen seiner Feinde ausgeliefert – seiner inneren Feinde! Es sind die schlechten Katholiken, die ihn verraten. Nicht durch seine äußeren Feinde wird der Sache Christi der größte Schaden zugefügt, sondern durch diejenigen, die in seine heilige Gemeinschaft aufgenommen und den Glauben angenommen haben. Das Ärgernis der Abgefallenen bietet den Feinden die gewünschte Gelegenheit, anzugreifen. Die Feinde verrichten das blutige Werk der Kreuzigung, aber diejenigen, die in Christi Gemeinde gelebt haben, bereiten ihnen den Weg. So ist es auch in der Geschichte weitergegangen, meine lieben Freunde. Abgefallene Priester berieten in der Zeit des Dritten Reiches die Partei und die Behörden, wie sie der Religion und der Kirche am wirksamsten schaden können. Ich erinnere an den ehemaligen Theologieprofessor Eduard Winter; ich erinnere an Albert Hartl im Reichssicherheitshauptamt – ehemalige Priester. Hitler selbst, der ja ein abgefallener Katholik war, war stolz darauf, er wisse, wie man der Kirche schaden könne. „Nur ein Katholik wie ich“, sagte er, „kennt die schwachen Punkte der Kirche. Ich weiß, wie man den Brüdern beikommen muss“ – wörtliche Äußerungen von Adolf Hitler. Judas war eifriger für die Sache der Feinde tätig als für die seines Herrn. Menschen, die ihm gleich die Kirche verlassen, versuchen ihr unruhiges Gewissen durch Angriffe gegen die Kirche zu beruhigen. Da sie keine Ruhe finden, lassen sie den Führer ihres Gewissens nicht in Ruhe. Der Hass entspringt nicht ihrem Unglauben, sondern der Unglaube entspringt dem Hass. Die Kirche beunruhigt sie in ihrer Sündhaftigkeit, und sie glauben, ungestraft sündigen zu können, wenn sie die Kirche zum Schweigen bringen, wenn sie ihre Diener umbringen.

Aber warum geht dem Verrat ein Kuss voraus? Weil der Verrat an Gott ein so verabscheuungswürdiges Verbrechen ist, dass ihm stets eine Geste der Zuneigung vorausgehen muss. Wie oft hören wir in Gesprächen zunächst ein lobendes Wort über die Kirche, aber dann wird giftiger Spott und Hohn über sie ausgegossen. Wieviele Menschen greifen die Glaubenswahrheiten angeblich nur an, um die

Lehre der Kirche rein zu erhalten. Wenn sie ihre Strenge und Unbeirrbarkeit tadeln, tun sie es angeblich, weil sie die Freiheit erhalten wissen wollen. Wenn sie der Kirche vorwerfen, sie sei zu weltlich, dann spielen sie sich als Verteidiger der höchsten Ideale auf, obwohl noch keiner je gesagt hat, wie geistlich sie sein muss, damit sie sich ihr anschließen. Bei jeder Gelegenheit geht der Feindseligkeit gegen Gott eine Beteuerung der Achtung voraus: „Sei begrüßt, Meister! Und er küsste ihn.“

Kaum war das Verbrechen begangen, als Judas schon den Abscheu in sich fühlte. In ihm brachen die tiefen Quellen der Reue auf. Aber wie so viele Menschen in unserer Zeit ging er mit seiner Reue an den falschen Ort. Er kehrte zu denen zurück, mit denen er geschachert hatte. Um 30 Silberlinge hatte er den Herrn verkauft – also etwa 70 Euro. Der Verrat an Gott steht nie im Verhältnis zu dem, was man dafür erhält. Am Ende sind wir immer betrogen, wenn wir Christus verkauft haben, sei es im Interesse unseres Vorwärtstommens, unserer Bequemlichkeit oder sei es um des Geldes willen. Kein Wunder, dass Judas die 30 Silberlinge denen zurückbrachte, die sie ihm gegeben hatten. Er warf sie ihnen vor die Füße; er schleuderte sie in den Tempel: „Ich habe gesündigt, da ich unschuldiges Blut verraten habe.“ Und wonach er sich am meisten gesehnt hatte, das wollte er nicht mehr. Der Glanz des Geldes war verblichen. Judas gab das Geld zurück. Aber die Menschen werden nicht dadurch gerettet, dass sie aufgeben, was sie besitzen, sondern dass sie aufgeben, was sie sind. Der Oberpriester erwiderte ihm eiskalt: „Was geht das uns an? Sieh du zu.“ Man liebt den Verrat, aber man verachtet den Verräter.

Es genügt nicht, von der Sünde angewidert zu sein, wir müssen sie auch bereuen. Das Evangelium berichtet: „Da nun Judas, der ihn verraten hatte, sah, dass er zum Tode verurteilt war, reute es ihn.“ Judas bereute, aber nicht gegenüber Christus, es reute *ihn*, das bedeutet nur Hass gegen sich selbst. Sich selbst zu hassen aber ist der erste Schritt zum Selbstmord. Hass gegen sich selbst ist nur heilsam in Verbindung mit Liebe zu Gott. Enttäuschung und Ekel können ein Schritt näher zur Religion sein, aber sie sind noch nicht Religion. Mancher glaubt, Gott zu lieben, weil das Leben nicht alles gehalten hat, was es versprach. Manche sehnen sich nach dem Irdischen, aber es hat sich als trügerisch erwiesen. Sie beginnen die Eitelkeit der Welt zu erkennen: Niedergeschlagenheit, Sorge, Krankheit, Enttäuschung haben sie sich nach und nach von der Welt abkehren lassen. Sie verwechseln Weisheit mit Übersättigung. Sie halten sich für rein, weil sie keine Versuchungen mehr haben; sie beurteilen die Tugenden nach den Lastern, deren sie sich enthalten; sie kümmern sich nicht mehr um die Zustimmung oder Ablehnung der Welt. So kommt es, dass sie in der Religion einen Trost suchen. Sie beginnen die Gebote zu halten, weil sie keinen besonderen Grund haben, es nicht zu tun. Geben das Trinken und andere Laster auf, weil sie ihrer Gesundheit schaden. Ihre Güte ist im Grunde Trägheit. Sie bereuen, aber nur sich selbst gegenüber, sie tun sich selbst leid, nicht weil sie Gott beleidigt haben.

Wann begann der Verrat des Judas? Zum ersten Mal lesen wir über den beginnenden Verrat an dem Tage, an dem der Heiland erklärte, dass er sich selbst der Welt in der Eucharistie hinterlassen werde. In dem Bericht über die Eucharistie ist die Angabe eingeflochten, dass der Herr wusste, wer ihn verraten würde. Er hatte gerade angekündigt, dass er im Brot verborgen sich der Welt gegenwärtig halten würde: „Wie mich der lebendige Vater gesandt hat, und ich durch den Vater lebe, so wird auch der, der mich isst, durch mich leben. Wer dieses Brot isst, wird leben in Ewigkeit.“ Aber der Herr wusste auch, was in den Seelen der Menschen, die ihn anhörten, vorging, und fuhr daher fort: „Es sind einige unter euch, die nicht glauben.“ Und das Evangelium setzt hinzu: „Jesus wusste von Anfang an, welche nicht glauben und ihn verraten würden.“ Der wirkliche Verrat fand dann am gleichen Abend statt, an dem Jesus die Eucharistie einsetzte, indem er uns das gab, was er für das Leben der Welt zu geben versprochen hatte. Es waren also nicht nur materielle Dinge, um deretwillen sich Judas von Jesus entfernte, auch seine seelische Verfassung schlug nicht mehr im Gleichklang mit Jesus; er fand es zu viel, was ihm der Herr da zumutete: sein Fleisch essen, sein Blut trinken. Wie soll das geschehen? Vielleicht war er ein Rationalist. Kein Teil des Evangeliums enthüllt so stark wie die Tragödie des Verräterapostels die Macht einer Leidenschaft, den Charakter einzuspinnen, zu fesseln, in Besitz zu nehmen und zu verderben. Welche religiösen Eindrücke hätten stärker sein können als das Beispiel des Herrn, seiner Worte, seiner Taten, seines Wesens, das Beispiel eines unvergleichlichen Lebens. Aber Judas entzog sich ihnen.

So können auch wir, die wir ihn kennen und seine Wahrheit besitzen und sein Leben in uns aufnehmen, so können auch wir ihn mehr verwunden als diejenigen, die ihn nicht kennen. Wir werden vielleicht nie offen die Rolle des Verräters spielen, sondern in einer mehr unauffälligen Weise wie der Kuss des Judas durch unser Schweigen, wenn wir sprechen sollen, durch unsere Furcht vor Spott, wenn wir bekennen sollen, durch Kritik, wenn wir Zeugnis ablegen sollen, durch Achselzucken, wenn wir unsere Hände im Gebet falten sollen. Und dann kann der Heiland uns fragen: „Freund, wozu bist du gekommen? Mit einem Kusse verrätst du den Menschensohn?“ Viele Erklärer der Heiligen Schrift sind überzeugt, dass Habsucht und Unglaube nicht zureichen, um das Verhalten des Judas zu erklären. Sie suchen ein weiteres Motiv für seinen Abfall. Sie meinen, Judas habe sich von der Sendung Jesu getrennt. Er habe sich dem Weg und Wollen Jesu gegenüber immer mehr skeptisch verhalten. Er sei an seinem religiösen Messiasium irre geworden, habe die Hoffnung vieler geteilt – anfangs geteilt –, Jesus werde die Herrlichkeit des Davidischen Reiches wiederherstellen, und dann werde er einen hohen Posten erlangen, er werde ein politischer Messias sein. Als er sich darin enttäuscht sah, habe er Jesus seine Treue aufgekündigt. Wir wissen nicht, ob der Verrat des Judas in seinem Sinneswandel vom Gefolgsmann Jesu zum politischen Gegner Jesu wurzelt – unmöglich ist es nicht, aber die Evangelien schweigen darüber.

Judas beobachtete, was mit Jesus geschah. Er erlebte, dass er zum Tode verurteilt wurde. Er muss sterben, sagte Kaiphas, damit das Volk leben kann. Und dann ging er in das Tal von Hinnom hinab, dieses Tal schauerhafter Erinnerungen, dieses Tal Gehenna der Zukunft. Er schritt über den kalten, steinigen Boden zwischen rauen Felsen und verkrüppelten Ölbäumen, die seiner gequälten Seele gleichen. Ein einziger Gedanke beherrschte ihn: sich von sich selbst zu befreien. Alles schien gegen ihn zu zeugen. Der Staub war gleichsam wie sein Schicksal. Die Felsen waren wie sein Herz. Die Bäume schienen zu sprechen, ihre Äste waren wie anklagende Arme und drohende Finger. Die Blätter schienen im Protest zu rauschen, dass sie Zeuge waren seiner zwecklosen Selbstzerstörung. Sie schienen sich zuzuflüstern, dass die Bäume bis ans Ende der Weltzeit vor Scham zittern würden. Dann nahm er den Strick von seinem Gürtel, warf ihn über einen starken Ast und befestigte das eine Ende um seinen Hals. Der Wind schien ihm das Echo der Worte zuzutragen, die er einmal aus dem Munde des Herrn gehört hatte: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Er bereute, aber er bereute nur um seiner selbst willen, nicht um Gottes Willen. Und als die Sonne sich verdunkelte, gingen zwei Bäume auf zwei entgegengesetzten Hügeln Sions für immer in die Geschichte ein: einer als Zeichen der Hoffnung auf Kalvaria, einer als Zeichen der Verzweiflung im Tal von Hinnom. An einem hing er, der Himmel und Erde vereinte, am anderen der, der von beiden nichts wissen wollte.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Begleiter der Passion (3)

Kaiphäs

15.02.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Hohepriester zur Zeit des Leidens Jesu hieß Joseph Kaiphäs. Er wurde unter dem Prokurator Valerius Gratus im Jahre 18 n. Chr. Hohepriester und behielt das Amt bis zum Jahre 36, als ihn der Prokurator Vitellius absetzte. Kaiphäs war ein Sadduzäer. Die Sadduzäer waren die Adelspartei in Jerusalem. Sie dürsteten nach Reichtum, waren stolz und anmaßend. Sie waren römerfreundlich, aus Berechnung. Sie fanden sich mit der römischen Herrschaft ab, weil sie ihre eigene Machtstellung dadurch zu erhalten suchten. Obwohl sie eine eigene religiöse Richtung mit eigener Schultheologie bildeten, stand doch die Machterhaltung bei ihnen im Vordergrund. Sie waren nämlich Freigeister, d.h. sie leugneten die Auferstehung, sie bestritten die Existenz der Engel und der Geister, sie leugneten jeden übernatürlichen Einfluss Gottes auf das Tun und Lassen der Menschen, bestritten also die Vorsehung. Freigeister verhalten sich in religiöser Umgebung systemkonform, sie passen sich an. Sie beteiligen sich an den religiösen Übungen und sind bei religiösen Festen anwesend, aber ihr Herz ist weit von Gott. Im 18. Jahrhundert lebte und lehrte in Hamburg ein evangelischer Professor Hermann Samuel Reimarus. Er hatte den Glauben an die Offenbarung aufgegeben. Er erklärte Christus und seine Jünger für Betrüger, aber er trat mit seiner Meinung nicht an die Öffentlichkeit. Nach außen hin verhielt er sich als frommer evangelischer Christ: Er besuchte die Gottesdienste, nahm am Abendmahl teil. Seine zersetzenden Schriften wurden erst nach seinem Tode von Gotthold Ephraim Lessing teilweise herausgegeben – vollständig erst jetzt zu unserer Zeit. Ich meine, ein ähnlicher Mann dürfte Joseph Kaiphäs gewesen sein.

Als infolge der Erweckung des Lazarus vom Tode viele Juden an Jesus glaubten, berief er eine Sitzung des Synedriums – also des Hohen Rates – ein: „Was sollen wir tun? Dieser Mensch wirkt so viele Zeichen. Lassen wir ihn gewähren, dann werden noch alle an ihn glauben und die Römer werden kommen und uns das Land und das Volk wegnehmen.“ Die Ratsherren waren ratlos: Was sollen wir tun? Sollte man Jesus einsperren? Sollte man ihn verprügeln? Sollte man ihn ausweisen? Da erhob sich Kaiphäs. Er warf den Mitgliedern des Hohen Rates Unwissenheit und Unfähigkeit vor, die für das Wohl des Volkes einzig richtige, zielführende Maßnahme zu ergreifen, nämlich Jesus zu beseitigen. „Ihr wisset nicht, noch bedenket ihr, dass es euch frommt, dass ein Mensch sterbe für das Volk und nicht das ganze Volk untergehe.“ Die Versammlung stimmte ihm bei. Der Tod Jesu war damals beschlossene Sache. Kaiphäs war kein Freund halber Maßnahmen. Das einzige Mittel, welches das Problem Jesus endgültig lösen könnte, war: er musste liquidiert werden. In der Französischen Revolution sagte der Revolutionär Barère: „Nur die Toten kehren nicht wieder.“ Das war auch die Ansicht von Kaiphäs. Er forderte die Anerkennung des politischen Grundsatzes, dass der Einzelne dem Wohl der Gesamtheit geopfert werden müsse. Dieses Prinzip war schon damals bekannt. In der rabbinischen Literatur findet sich die Formulierung: „Es ist besser, dass man diesen Mann töte, als dass die Gemeinde um seinetwillen bestraft werde.“ Die Staatsraison forderte die Liquidierung des Jesus von Nazareth. Staatsraison ist der Grundsatz, dass die Verwirklichung des Gemeinwohls, des Wohls des Staa-

tes die Aufgabe der politischen Führung ist – und da darf man nicht zimperlich sein. 1500 Jahre später hat ein italienischer Staatsdenker, Niccolò Machiavelli, diese Theorie in seinem Buche „Il Principe“ ausgesprochen. Da schreibt er, ein Staatsmann müsse sich über sittliche, moralische Normen hinwegsetzen, er müsse auch geltendes Recht unbeachtet lassen, wenn es dem Nutzen des Staates diene. Natürlich hatte Kaiphass Machiavellis Buch noch nicht lesen können, aber er handelte so, wie Machiavelli es empfahl. Die Praxis geht häufig der Theorie voraus.

Der Evangelist Johannes sieht in dem Wort des Kaiphass eine unbewusste und ungewollte Weissagung über die Heilsbedeutung des Todes Jesu. „Das sagte er aber nicht“, schreibt Johannes, „von sich aus, sondern als Hoherpriester jenes Jahres sprach er prophetisch, dass Jesus sterben werde für das Volk und nicht nur für das Volk allein, sondern auch für die zerstreuten Kinder Gottes, um sie in Einheit zusammenzuführen.“ Kaiphass wird also von Gott als Prophet gebraucht, ohne es zu ahnen. Als Prophet ist er das Organ Gottes. Er spricht nicht aus sich, sondern er verkündet, was Gott ihm eingibt. So hat Gott durch den Mund des Kaiphass das Geheimnis der Erlösung vorausverkündigen lassen, dass Jesus für die Rettung der Menschen vom ewigen Verderben sterben werde. Dem Kaiphass selbst blieb freilich der tiefere Sinn seiner Worte verborgen. Er meinte, durch seinen Rat die Existenz des Volkes zu retten, aber in Wirklichkeit hatte er wider Wissen und Willen den Sinn und Zweck des Todes Jesu prophetisch ausgesprochen, nämlich die Rettung der glaubenswilligen Menschen, von Juden und Heiden.

Der Antrag des Kaiphass fand Zustimmung. Der lang geplante Beschluss, Jesus zu töten, wurde nun gefasst, aber er konnte damals – nach der Erweckung des Lazarus – nicht ausgeführt werden, weil Jesus sich verbarg in Ephraim, einer weit entlegenen Stadt. Deswegen musste Kaiphass eine neue Beratung einberufen – am Mittwochmorgen in der Leidenswoche, zwei Tage vor Ostern. Teilnehmer waren alle drei Gruppen des Synedrums, also Hoherpriester, Schriftgelehrte und Älteste. Und sie haben jetzt nicht beraten, ob Jesus zu töten ist, sondern wie er zu töten ist. Sie sagten: „Nur nicht am Festtag, damit nicht ein Aufruhr unter dem Volk entstehe.“ Die Synedristen wussten, dass Jesus viele Anhänger im Volke hatte, und es konnte geschehen, wenn sie erfuhren, dass ihr Wundertäter beseitigt wurde, dass sie sich zusammenrotteten, dass sie einen Aufstand, einen Putsch machten – davor hatten sie Angst. Deswegen sollte Jesus mit List ergriffen werden. Mit List das bedeutet: heimlich, so, dass die anderen es nicht gewahr werden, deswegen auch die Verhaftung in der Nacht. „Nur nicht am Festtage“, sagten sie, das kann kaum heißen: vor dem Festtage, denn die Festpilger pflegten schon einige Tage vor dem Feste in großer Zahl in Jerusalem einzutreffen. So wird man den Ausdruck „nicht am Feste“ nicht als Zeitangabe verstehen dürfen, sondern wird das griechische Wort, und das ist auch durchaus möglich, verstehen im Sinne von: nicht vor der Festmenge, nicht vor den versammelten Festpilgern, nicht inmitten der Festmenge. Und das wird bestätigt durch Lukas. Lukas schreibt nämlich: „Judas suchte nach einer Gelegenheit, ihn auszuliefern, wenn er nicht vom Volke umgeben war.“

Kaiphass weiß: Jesus ist in Jerusalem, jetzt muss er zuschlagen, jetzt ist die Gelegenheit günstig. Er schickt das Verhaftungskommando aus, sie nehmen Jesus fest, sie führen ihn in den hohepriesterlichen Palast. Dort beschäftigt sich zunächst sein Schwiegervater mit ihm, Annas, ein früherer Hoherpriester. Annas fragte ihn nach seiner Lehre und nach seinen Jüngern. Jesus aber gab ihm keine Antwort. Jetzt lässt Annas Jesus zu Kaiphass bringen. Und dieser ruft die Ratsherren zur Nachtsitzung zusammen. Die Beratung soll möglichst schnell mit Beschleunigung vor sich gehen. Er ist der Verhandlungsführer. Aber was ist das für ein Verfahren, meine lieben Freunde? Eine Sitzung in der Nacht war nach jüdischem Recht verboten. Ein Verteidiger musste herangezogen werden, aber Jesus hatte keinen. Es mussten nicht nur Belastungszeugen, es mussten auch Entlastungszeugen gehört werden, aber Kaiphass zog nur Belastungszeugen heran. Er hat also gegen die eigene Gerichtsordnung verstoßen im Interesse der Staatsraison. Gewaltmenschen, meine lieben Freunde, stolpern nicht über Zwirnsfäden des Strafrechts oder des Völkerrechts. Denken Sie an Otto von Bismarck. Er wurde uns in der Schule als großer Held vorgestellt. Otto von Bismarck war ein Mann, der Recht und Gerechtigkeit verachtete. Er hat die Kriege gegen Österreich und Frankreich ausgelöst mit Bedacht, mit Bewusstsein, mit Absicht. Und auf diesen Kriegen aufbauend, hat er dann das preußische Kleindeutsche Reich geschaffen, das schon 1918 elend zugrunde gegangen ist. Im jüdischen Prozess traten Zeugen auf, Belastungszeugen, aber ihre Aussagen widersprachen einander. Sie waren deswegen wertlos. Nach

dem Zeugenverhör richtete Kaiphas an Jesus die Mahnung, sich zu den Anklagen zu äußern. Jesus aber schwieg. Das ergebnislose Verhör der Belastungszeugen brachte Kaiphas in Verlegenheit, das majestätische Schweigen Jesu versetzte ihn in Aufregung. Jetzt blieb nur ein einziger Weg offen, nämlich den Angeklagten selbst zu vernehmen und zu einer Aussage zu veranlassen. In der feierlichen Form des Beschwörungseides – „Ich beschwöre dich“ – richtet Kaiphas an Jesus die Frage, ob er der Messias, der Sohn des Hochgelobten sei. Jetzt spricht Jesus: „Ja, ich bin es.“ Er gibt damit vor dem Hohen Rat die feierliche mit einem Eidschwur bekräftigte Aussage ab, dass er der von Gott verheißene und von den Juden erwartete Messias sei. Aber da er weiß, dass die Synedristen seinen Aussagen, seinem Zeugnis, seinem Selbstzeugnis keine Erhörung geben, deswegen spricht er von seiner bevorstehenden Erhöhung zur Rechten des Vaters: „Von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Macht (damit ist Gott gemeint) sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen.“ Kaiphas hätte die Pflicht gehabt, den messianischen Anspruch Jesu zu prüfen, also seine Worte und seine Werke zu untersuchen, ob sie diesen Anspruch rechtfertigen. Aber Kaiphas entschlügt sich dieser Pflicht. Er ist vielmehr durch Jesu Worte aufs Höchste erregt, er zerriss seine Kleider – das war eine Geste der Empörung und der Trauer. Man hat vom Hals an das Gewand geöffnet, sodass die Brust zu sehen war. Er zerriss seine Kleider und sprach: „Er hat Gott gelästert.“ Er fand die Gotteslästerung darin, dass Jesus sich als zur Rechten Gottes sitzend ausgesagt hatte, dass er also einen Platz zur Rechten der Allmacht einzunehmen berechtigt sei. Das genügte ihm; jetzt konnte er zum Schläge ausholen. „Was bedürfen wir noch der Zeugen? Ihr habt nun selbst die Gotteslästerung gehört.“ Er will damit sagen, dass die Mitglieder des Hohen Rates als Hörer der Gotteslästerung jetzt selber Zeugen sind. Man braucht keine Zeugen mehr. Und er fordert die Ratsherren auf, ihr Urteil abzugeben: „Was dünkt euch?“ Sie antworteten alle: „Er ist des Todes schuldig.“ Damit war über Jesus in aller Form das Todesurteil gefällt, und zwar wegen Gotteslästerung. Die Verhängung der Todesstrafe über Jesus durch das Synedrium war eine glatte Rechtsbeugung, aber das focht Kaiphas nicht an.

Manche Erklärer nehmen zwei Sitzungen des Hohen Rates an: eine in der Nacht und eine am Morgen. Aber der Text muss nicht so verstanden werden. Man kann ihn auch so begreifen, dass die Nachtsitzung solange dauerte, bis der Morgen anbrach, und am Morgen wurde dann der Beschluss gefasst, Jesus an den Statthalter anzuliefern und ihn anzuklagen. Man hat die Formulierung der Anklage beraten. Der Hass begnügt sich nicht mit der Bestrafung, er drängt auf Erniedrigung. Jesus wurde von Mitgliedern des Hohen Rates verhöhnt und misshandelt. Später haben auch noch die Gerichtsdienerschaften sich daran beteiligt. Sie spien Jesus ins Angesicht, sie peinigten ihn mit Backenstreichen und Faustschlägen. Sie verhüllten sein Haupt mit einem Sack und forderten ihn auf, zu weissagen, wer ihn geschlagen habe. Manche Erklärer der Heiligen Schrift bezweifeln die Echtheit dieser Szene – völlig zu Unrecht. Wessen der Hass fähig ist, das haben die grausamen Herrscher der Geschichte zur Genüge gezeigt. Hitler hat die Männer des 20. Jahrhunderts nicht persönlich geschmäht; das besorgte an seiner Stelle der Präsident des Volksgerichtshofes Roland Freisler. Einem der Angeklagten rief er zu: „Sie sind ja ein schäbiger Lump!“ So ging Freisler mit den Angeklagten um. Aber Hitler hat sich die Filme angesehen, die von den Verhandlungen vor dem Volksgerichtshof gedreht wurden und sich vermutlich darüber diebisch gefreut. Kaiphas ließ jedenfalls diese schmäbliche Behandlung Jesu geschehen, ohne dagegen einzuschreiten.

Der jüdische Prozess war zu Ende; es begann der römische Prozess. Jesus sollte nicht gezüchtigt, nicht eingesperrt werden – was bei den Juden zulässig war – nein, er sollte getötet werden. Zum Töten aber brauchte man den Prokurator, denn die Juden hatten kein Blutrecht. Sie durften zwar zum Tode verurteilen, aber sie durften nicht den Verurteilten hinrichten; das Blutrecht hatte der Prokurator. Jetzt musste man überlegen: Welche Anklage bringen wir vor, damit der Prokurator sie annimmt? Kaiphas wusste genau: Wegen Gotteslästerung kann ich dem Prokurator nicht kommen, denn Gotteslästerung ist kein Tatbestand nach römischem Recht, und Pilatus waren die jüdischen Glaubensanschauungen völlig gleichgültig. Es musste also eine andere Anklage formuliert werden. Welche? Eine politische. Eine politische, auf die der Statthalter eingehen musste. Man musste den religiösen Anspruch Jesu umbiegen ins Politische. Kaiphas stellt Jesus als Unruhestifter und Volksaufwiegler hin. „Wir haben gefunden, dass dieser unser Volk aufwiegelt und verbietet, dem Kaiser Steuer zu zahlen. Er beunruhigt das Volk, indem er im ganzen Lande der Juden als Lehrer auftritt, von Galiläa angefangen bis

hierher.“ Kaiphas wusste: Diese Anklage muss Pilatus annehmen, denn er ist für Ruhe und Ordnung im Lande verantwortlich. Auch den Aufruf zum Steuerstreik, den er Jesus unterstellt, kann Pilatus nicht mit einer Handbewegung abtun. Meine lieben Freunde, die Feinde unseres Glaubens suchen immer Vorwände, weswegen sie die Kirche bekämpfen. Sie sagen, es sei nicht die Religion, die sie angreifen, sondern die Politisierung der Religion. In der ganzen Zeit des Nationalsozialismus war die Rede vom politischen Katholizismus, der ausgerottet werden müsse. Den politischen Katholizismus gab es aber damals gar nicht mehr, denn die katholische Partei „das Zentrum“ hatte sich im Juli 1933 aufgelöst. Aber die Feinde der Kirche hörten nicht auf, vom politischen Katholizismus zu sprechen, um auf diese Weise die Verkündigung der Gebote Gottes über Staat und Volk hintanzuhalten. Wenn die Kirche in Hirtenbriefen der Bischöfe die Beachtung der Menschenwürde einforderte, war das politischer Katholizismus. Wenn die Kirche Protest gegen die Verfolgung Unschuldiger erhob, war das politischer Katholizismus. Wenn die Kirche die Ermordung der Geisteskranken anprangerte, wie der Bischof von Münster, Galen, war das politischer Katholizismus. Der Heilige Stuhl hat sich am 26. Juli 1935 gegen den Vorwurf, die Kirche betreibe politischen Katholizismus, verwahrt. Der Staat, so schrieb damals der Staatssekretär, der Staat missbrauche das Wort politisch. Es müsse dazu herhalten, jede Stellungnahme der Kirche zu Fragen des öffentlichen Lebens als Verletzung der staatlichen Kompetenz zu bezeichnen und zu ahnden. Aber die Intervention des Heiligen Stuhles bewirkte nichts. Ernst von Weizäcker, der Staatssekretär im Außenministerium, der Vater des Herrn, der jetzt gestorben ist, heftete diesen Schrieb des Vatikans in einem Aktenordner ab – und damit hatte es sich.

Pilatus musste Jesus vorführen lassen, denn einen politisch gefährlichen Mann konnte er nicht laufen lassen, und so hat er ihn verhört. Aber das Verhör war negativ; der Mann war harmlos. Er war kein Aufrührer und kein Unruhestifter, vielleicht ein Spinner, aber kein zum Aufstand auffordernder Revolutionär. Jesus war keine politische Gefahr. Das hat Pilatus erkannt. Er hat auch begriffen, dass die Hohenpriester Jesus aus Missgunst – aus Missgunst! – überliefert hatten. Seine Erfolge als Prediger und Wundertäter erregten ihren Neid. Sie fürchteten, die Massen könnten ihrer Führung entgleiten. Das alles erkannte Pilatus, aber er hatte nicht die Kraft, sich der jüdischen Obrigkeit und den aufgeputschten Massen entgegenzustellen. Er verurteilte Jesus zum Tode und ließ ihn am Kreuze hinrichten. Kaiphas hatte gesiegt, er hatte sein Ziel erreicht: Der verhasste Nazarener war am Kreuze verblutet. Aber noch war er nicht aller Besorgnis ledig. Am Samstag begaben sich die Hohenpriester zu Pilatus, um ihre Sorgen und Forderungen vorzubringen – es wird eine Abordnung gewesen sein. Wir wissen nicht, ob Kaiphas dabei war, aber sicher wissen wir, dass er sie abgesandt hat. „Herr“, so sagten sie dem Pilatus, „wir erinnern uns, dass jener Betrüger, als er noch lebte, gesagt hatte: Nach drei Tagen will ich auferstehen.“ Das ist die Sprache des Hasses und der Furcht. Sie erwarteten zwar nicht die Auferstehung Jesu – die Sadduzäer glaubten ja gar nicht daran –, aber sie hielten die Instrumentalisierung des Auferstehungsglaubens durch die Jünger Jesu für denkbar, und dagegen wollten sie auf der Hut sein. Sie forderten von Pilatus eine Wache, damit nicht die Jünger kommen, den Leichnam stehen und sagen: Er ist auferstanden. Und dadurch würde die Ruhe und die Ordnung wiederum gestört. Pilatus war müde; er war des Falles überdrüssig. Er wollte sich nicht mehr mit der jüdischen Obrigkeit anlegen: „Ihr sollt eine Wache haben.“ Die Wächter bezogen ihren Posten. Kaiphas konnte wieder ruhig schlafen. Aber er vergaß einige Dinge. Er vergaß, dass auch das vergossene Blut eine Stimme hat. Das Blut des erschlagenen Abel rief um Rache. Die Mutter der Makkabäischen Brüder sah an einem Tag sieben ihrer Söhne sterben. Alle gingen mutig und untadelig in den Tod. Und einer sprach für alle: „Tröstlich ist es, durch Menschen das Leben zu verlieren, wenn man die gottgeschenkte Hoffnung auf Auferstehung haben darf.“ Die Menschen, die Sterben für Gewinn halten, sind schwer zu erschrecken. Kaiphas vergaß auch, dass das Blut der Martyrer der Same für neue Christen ist. Wo das Blut der Gläubigen fließt, da schießt empor die Saat der Kirche. Kaiphas rechnete nur mit Menschen, nicht mit Gott, und darum hat er sich verrechnet. Wenn es Gott gefällt, macht er die Pläne und Vorkehrungen seiner Feinde zuschanden. Der am Kreuze Verblichene blieb nicht im Felsengrab des Joseph von Arimathäa. Am Sonntagmorgen wurde das Grab leer gefunden. Der darin Gelegene zeigt sich Maria Magdalena, den Emmausjüngern, den Aposteln und allen Jüngern in verklärter Gestalt. Der Auferstandene ist Joseph Kaiphas nicht erschienen. Warum nicht? Weil Jesus alle Schawunder abgelehnt hat. Er hat im Prozess vor Kaiphas geschwiegen, weil er wusste: Jedes Wort ist überflüssig. Und

er hat sich ihm nach der Auferstehung nicht gezeigt, weil er wusste: Meine Erscheinung stieße auf ein verhärtetes Herz.

Wir haben, meine lieben Freunde, am vergangenen Sonntag erkannt: Judas, der Verräter, hatte seine Stelle im Heilsplan Gottes. Es bedurfte eines Menschen aus der Umgebung Jesu, von dem er wusste: „Einer von euch wird mich verraten.“ Ähnlich steht es mit Kaiphas. Auch er ist auf seine Weise in das Heilswerk Gottes eingebunden. Er hat die furchtbare Rolle übernommen, der Wortführer des Judenvolkes bei der Verwerfung des gottgesandten Messias zu sein. Ich enthalte mich, die Frage nach seiner Schuld zu beantworten. Gott allein weiß um seine seelische Verfassung. Aber sein Verhalten liegt offen vor der Geschichte. Ohne ihn kein Todesbeschluss, ohne ihn keine Anklage vor dem Prokurator, ohne ihn keine Bezichtigung politischer Vergehen. Kaiphas war ein Werkzeug Gottes im Heilswerk seines Sohnes. Gott hat ihn nicht gezwungen, seine Rolle zu spielen, aber er hat sie vorausgesehen. Gott sieht immer voraus, was Menschen tun werden, wer aus seinem eigenen menschlichen Willen sündigen wird, aber er zwingt niemanden zum Sündigen. Wir können die Fäden der göttlichen Führung nicht entwirren. Wir wissen nicht, wo Gottes Lenkung aufhört und menschliche Überlegung beginnt. Aber eines wissen wir: Die Rätsel der göttlichen Führung und Zulassung werden sich beim Weltgericht lösen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Begleiter der Passion (4)

Pilatus

22.02.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns am Sonntag Septuagesima vorgenommen, an diesem Sonntag und den folgenden Sonntagen die Passionsteilnehmer zu betrachten. Am vergangenen Sonntag haben wir uns mit Kaiphas, dem Hohenpriester in Jerusalem, befasst. Heute kommen wir zu Pilatus, dem römischen Landpfleger in Judäa. Wir wissen einiges von ihm durch Schriftsteller der alten Zeit. Pilatus hatte das „nomen gentile“, also den Familien-, den Geschlechternamen Pontius. Den Vornamen kennen wir nicht; Pontius ist nicht sein Vorname, das ist sein Geschlechternamen, sein Familienname, und er deutet auf Samnium, eine Landschaft in den Apenninen. Pilatus ist der Beiname und bedeutet wohl der Speertragende. Pilatus gehörte zu den Rittern im römischen Reich. Die Ritter waren der zweite Stand neben den Senatoren. Aus ihnen wurden die hohen Beamten, die Offiziere und die Diplomaten entnommen. Auf Empfehlung von Seianus hat Kaiser Tiberius Pilatus im Jahre 26 zum Praefectus – zum Praefectus – in Judäa gemacht. Als Praefectus war er verantwortlich für die Verwaltung in der Provinz und für die Gerichtsbarkeit. Er hatte die Infrastruktur zu betreuen, das Finanzwesen, die öffentliche Sicherheit und Ordnung. Philo von Alexandrien fällt ein sehr ungünstiges Urteil über Pilatus. Er sagt, er sei grausam, herrschsüchtig und judenfeindlich gewesen. Flavius Josephus urteilt vorsichtiger. Nach ihm setzte Pilatus bei den immer wieder aufflammenden Unruhen in Palästina seine politischen und militärischen Kräfte sorgsam und mit Umsicht ein. Lukas erwähnt in seinem Evangelium die Niedermetzlung galiläischer Pilger auf Befehl des Pilatus. Er wollte vermutlich einen möglichen Unruheherd ersticken. Als die Übertragung römischer Feldzeichen – also der Adler – nach Jerusalem bei den Juden Empörung auslöste, da gab Pilatus nach, hat sie wieder entfernt. Er scheute sich aber nicht, aus dem Tempelschatz Geld für den Bau einer Wasserleitung zu entnehmen. Als er eine Ansammlung aufständischer Juden am Berge Garizim blutig zerstreuen ließ, wurde er abberufen. Er musste sich für seine Amtsführung verantworten. Aber als er nach Rom kam, war der Kaiser Tiberius schon tot. Pilatus dürfte ein wacher, entscheidungsfreudiger Beamter gewesen sein. Dass er zehn Jahre in seinem Amte verbleiben durfte, spricht dafür, dass er seine Aufgabe im Sinne Roms – also zur Aufrechterhaltung der Ordnung – erfüllt hat. Tacitus schreibt über die Regierung des Tiberius: „Sub Tiberio quies“ – unter Tiberius hat im römischen Reich Ruhe geherrscht. Sein weiteres Schicksal liegt im Dunkeln. Vermutlich hat er unter Kaiser Caligula in Vienna Selbstmord verübt. In der Koptischen Kirche wird Pilatus als Heiliger verehrt.

Zu ihm bringen die Juden am Freitag in der Leidenswoche Jesus, zu ihm ins Prätorium. Der Prokurator residierte gewöhnlich in Caesarea am Meere, aber zu den hohen Festtagen kam er nach Jerusalem mit einer Truppe, um sofort eingreifen zu können, falls sich Unruhen ereignen sollten. Die Juden stellen Jesus als Übeltäter vor. Pilatus möchte den Fall abwimmeln: „Richtet ihn nach eurem Gesetz.“ Jetzt müssen sie mit der Sprache herausrücken. Sie begehren seinen Tod, und die Todesstrafe vollstrecken können sie nicht, also müssen sie sich an den römischen Praefectus halten. Nun fordert Pilatus sie auf, genauer ihre Anklage zu begründen. Die Anklage, die sie erheben, umfasst drei Punkte:

1. Sie bezeichnen Jesu öffentliche Wirksamkeit als Volksaufwiegelung.
2. Sie werfen ihm vor, dass er die Leistung der dem Kaiser geschuldeten Kopfsteuer verweigere.
3. Sie erheben die Anklage, er mache sich zum König, d.h. zum Rebell gegen die Herrschaft der Römer im Lande Juda.

Von diesen Anklagepunkten ist der zweite eine vollständige Verleumdung und Verkehrung der Tatsachen. Die beiden anderen sind Verfälschungen des rein religiösen Messiasanspruches und der Lehrtätigkeit Jesu. Und deswegen geht Pilatus auch nur auf den dritten und wichtigsten Punkt der Anklage ein: „Du bist der König der Juden?“ Diese Frage setzt voraus, dass die Juden die Anklage erhoben haben, Jesus strebe nach der Königsherrschaft. König der Juden ist die politische Umsetzung des religiösen Begriffes König von Israel. Der römische Beamte kennt natürlich nur den politischen Begriff des Königs und deswegen muss er auf diese Anklage eingehen. Pilatus ist davon unberührt, dass Jesus ihm sagt: „Ich bin es.“ Er hält ihn für einen harmlosen Schwärmer. Darum erklärt er zum ersten Mal: „Ich finde keine Schuld an ihm.“ Die Hohenpriester und die Volksmenge bestehen umso nachdrücklicher auf ihrer Anklage: „Er bringt das ganze Land in Unruhe durch seine Lehrtätigkeit, von Galiläa angefangen bis hierher“ – also bis in den Bereich der römischen Herrschaft. Darauf muss Pilatus eingehen. Es entwickelt sich ein kurzes Gespräch zwischen dem Richter und dem Angeklagten, nämlich über das Königtum Jesu. Und zwar beschreibt Jesus das Königtum zuerst negativ und dann positiv, was es nicht ist und was es ist. „Mein Königtum ist nicht von dieser Welt. Wenn mein Königtum von dieser Welt wäre, hätten meine Diener gekämpft, dass ich nicht den Juden ausgeliefert werde. Nun aber ist mein Königtum nicht von hier.“ Er bestätigt also: Er besitzt ein Königtum. Aber es ist nicht irdischer Art. Es existiert zwar in der Welt, aber es gehört nicht zu der Welt. Jesus – und das ist das entscheidende – bejaht den Anspruch, ein König zu sein. Das erkennt Pilatus und deshalb fragt er: „Also bist du doch ein König?“ Jesus stimmt ihm zu: „Du sagst es. Ich bin ein König.“ Und jetzt erklärt er positiv, was sein Königtum beinhaltet. „Ich bin geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit zeuge. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme.“ Als wirklicher König erhebt er einen Herrschaftsanspruch. Aber dieser vollzieht sich dadurch, dass er für die Wahrheit zeugt, also für die Offenbarung Gottes, für die göttliche Wahrheit, für die göttliche Offenbarung, und dass er die Welt zur Stellungnahme für oder gegen sie aufruft. Alle, die aus der Wahrheit sind, d.h. die sich von der Offenbarung Gottes bestimmen lassen, hören auf ihn und seine Verkündigung und erkennen ihn als den Gesandten Gottes an. Sie sind Glieder seines Reiches. Er hat also tatsächlich Untertanen, die, die seine Wahrheit hören. Für ein solches Königtum hat Pilatus kein Verständnis. Geringschätzig und skeptisch fragt er: „Was ist Wahrheit?“

Dieses Wort, meine lieben Freunde, haben viele dem Pilatus nachgesprochen. Wahrheit ist für zahllose Menschen ein Fremdwort. Sie wissen, was Arbeit und Genuss, was Nutzen und Schaden ist, was Leben und Überleben und Ausleben ist, das wissen sie, aber sie wissen nicht – und wollen auch nicht wissen – was Wahrheit ist. Denn die Wahrheit ist unbequem. Die Wahrheit ist den meisten Menschen das Gleichgültigste. Darum ist auch das Wirken des christlichen Verkündigers so schwer. Er möchte den Menschen die Wahrheit Gottes, die Offenbarung Gottes bringen, möchte sie zu Christus, dem wahren Christus führen, aber was die Menschen wollen, das ist etwas ganz anderes: Erleichterung des Lebens, Enthebung von den Pflichten der Moral, eine billige Religion, eine bequeme Sittenlehre. Das ist der Grund, warum Religionen, die es den Menschen leicht machen, immer im Vorteil sind gegenüber dem katholischen Glauben. Das dürftige Glaubensbekenntnis des Islam zieht heute Menschen aus den traditionell katholischen oder christlichen Ländern an. Es gibt in Deutschland eine Abfallbewegung zum Islam. Die billige Sittenlehre des Protestantismus verleitet katholische Christen zum Abfall zu der Religion Luthers. Es liegt den Menschen nichts am Glauben, es liegt ihnen am bequemen Leben. Und doch, meine lieben Freunde, ist die Wahrheit, das Ringen um die Wahrheit, der Besitz der Wahrheit und das Festhalten an der Wahrheit der Sinn und Zweck unseres Lebens. Wenn wir nicht die Wahrheit haben, laufen wir in die Irre. Wir sind und bleiben katholische Christen, weil wir an der Wahrheit festhalten.

Pilatus versuchte vergeblich, den Fall Jesus an Herodes abzuschieben; dieser tat ihm den Gefallen nicht. Nun muss er den Prozess weiterführen. Er erklärt zum zweiten Mal den Hohenpriestern, den Obersten, dem Volke: „Ich habe diesen Menschen in eurer Gegenwart verhört, aber ich habe keine Schuld in den Dingen gefunden, deren ihr ihn anklagt, aber auch Herodes nicht; es ist wirklich nichts Todeswürdiges von ihm begangen worden. So will ich ihn züchtigen lassen und freigegeben.“ Pilatus stellt fest: Ein todeswürdiges Verbrechen ist in keinem Falle von Jesus begangen worden. Er will aber trotzdem – merkwürdiger Weise – Jesus verurteilen. Warum denn? Er sucht eine Kompromisslösung; er will den Juden entgegenkommen. Er will dem Hass der Juden wenigstens ein halbes Opfer bringen, indem er ihn der grausamen Auspeitschung unterwirft. Aber damit sind die Juden nicht zufrieden zu stellen; sie wollen den Tod des Nazareners. Diese Forderung erscheint dem Pilatus unbillig; deswegen unternimmt er einen zweiten Anlauf, um Jesus freizubekommen. Er versucht Jesus durch die Osteramnestie zu retten. Zu Ostern musste er, nach alter Sitte, einen Gefangenen freigegeben. Und er dachte: Jesus ist beliebt, das Volk wird ihn begehren. Aber nein, die Hohenpriester hatten das Volk präpariert: „Nicht diesen, sondern Barabbas gib uns frei!“ Pilatus hat einen schweren taktischen Fehler begangen. Er hält Jesus für schuldlos, hätte ihn also kraft seiner richterlichen Vollmacht in Freiheit setzen müssen, stattdessen schlägt er vor, Jesus wie einen wirklichen Verbrecher auf dem Gnadenweg freizulassen. Dieser Fehler rächt sich auf der Stelle. „Kreuzige, kreuzige ihn!“ Die Gerichtsverhandlung wird zur Volksversammlung. Es wird nicht mehr Recht gesprochen, sondern die Leidenschaften haben das Wort. Der römische Richter verhandelt mit dem Pöbel von Jerusalem. „Was soll ich denn mit dem tun, den ihr den König der Juden nennt?“ „Kreuzige ihn!“ Noch einmal, zum letzten Mal, fragt Pilatus: „Was hat er denn Böses getan?“ Dieser Versuch wirkt matt, ja hilflos. Das jüdische Volk bekommt die Entscheidung über Jesus in die Hand. Pilatus führt Jesus hinaus als Spottkönig, angetan mit der Dornenkrone und dem Purpurmantel. „Da ist der Mensch“, damit will er den Juden die Harmlosigkeit Jesu, die Ungefährlichkeit dieses Judenkönigs vor Augen führen. Er hofft, dass sie sich damit zufrieden geben und die Anklage zurücknehmen werden. Aber er hat sich auch diesmal verrechnet. Statt Mitleid empfängt er Hohngelächter. „Kreuzige ihn! Ans Kreuz, ans Kreuz mit ihm!“

„Wir haben ein Gesetz, und nach diesem Gesetz muss er sterben; denn er hat sich selbst zum Sohne Gottes gemacht.“ Jetzt wählen die Juden eine neue Begründung für ihre Anklage, nämlich die Gotteslästerung, die sie bisher verschwiegen haben. Sie wollen Jesus als Gotteslästerer zum Tode verurteilt wissen. Aber diese neue Anklage übt auf Pilatus eine andere Wirkung aus, als die Juden erwartet hatten. Er kann sie nur im heidnischen Sinne verstehen, nämlich dass Jesus den Anspruch erhebt, ein übermenschliches, ein göttliches Wesen zu sein. Die Heiden hatten den Glauben, dass es Göttersöhne gebe, Göttersöhne, göttliche Menschen, die ihren Ursprung in der jenseitigen Welt haben und die mit göttlichen Kräften ausgerüstet sind und die deshalb den Sterblichen gefährlich werden können, die sich an ihnen vergreifen. So erfasst den Prokurator eine geheime Angst vor Jesus, eine Furcht. „Da fürchtete sich Pilatus noch mehr“, schreibt der Evangelist Johannes. Er stellt an Jesus die Frage: „Wer bist du?“ Er will erfahren, ob er wirklich von einem Gott abstammt, also ein göttliches, ein überirdisches Wesen ist. Jesus gibt ihm keine Antwort. Warum nicht? Weil sein göttliches Geheimnis nur dem Glauben zugänglich ist; Pilatus aber glaubt nicht.

Als die Juden die immer noch bestehende Entschlossenheit des Pilatus spüren, Jesus freizulassen, da spielen sie ihren letzten und stärksten Trumpf aus: „Wenn du diesen freilässt, bist du kein Freund des Kaisers mehr; jeder, der sich zum König macht, widersetzt sich dem Kaiser.“ Die Juden drohen Pilatus mit der Anzeige beim Kaiser, dass er einen Rebellen begünstigt. Wenn er den Nazarener laufen lässt, vernachlässigt er die Pflichten seines Amtes. „Freund des Kaisers“ war damals ein offizieller Titel, der Statthaltern verliehen wurde – offenbar hatte ihn Pilatus erlangt. Die massive Drohung der Juden geht also dahin, ihn in Rom wegen Herabsetzung des Kaisers anzuklagen: *Majestas minuta* nennt das das römische Recht – *Majestas minuta*, verminderte Majestät. Der Kaiser Tiberius ist ein misstrauischer Mann. Er wird der Sache nachgehen und die unangebrachte Milde seines Prokurators ahnden. Und diese Drohung setzt sich durch. Vor ihr zuckt Pilatus zusammen; das Spiel ist verloren. Größer als die Furcht vor dem ihm unheimlichen Jesus ist die Sorge um sein politisches Ansehen und um seine Stellung. Er lässt Jesus noch einmal hinausführen, diese jammervolle Gestalt: „Da ist euer König!“ Das ist wahrscheinlich als Spott gemeint. Die Drohung der Juden hat ihn verletzt, und jetzt lässt

er seinen Ärger an ihnen aus. Als sie ihre Forderung, Jesus kreuzigen zu lassen, erneuern, da fragt er ironisch: „Euren König soll ich kreuzigen?“ Aber der Hass der Juden ist so abgrundtief, dass sie dem Statthalter kurzerhand erklären: „Wir haben keinen König als den Kaiser!“ Das heißt: Sie geben ihre eigene Messiashoffnung auf und beugen sich willig unter die römische Herrschaft.

Als Pilatus sah, dass er nichts ausrichtete, dass der Tumult nur größer wurde, nahm er Wasser, wusch sich vor dem Volke die Hände und sprach: „Ich bin unschuldig an diesem Blut. Das ist eure Sache.“ Pilatus bekundet durch diese symbolische Handlung, dass er Jesus nicht für schuldig erklären kann und nur dem Druck der Juden nachgibt. Die eigentliche Schuld am Tode Jesu trägt sein eigenes Volk. Pilatus will aus abergläubischer Scheu vor etwaigen Folgen seine Tat von sich abwälzen. Die Juden riefen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Ob sie ahnten, was sie damit heraufbeschworen haben? Der Evangelist Lukas schließt den Abschnitt mit den Worten: „Jesus aber gab er ihrem Willen frei.“ Pilatus kapituliert vor dem Willen der Menge, um sie zur Ruhe zu bringen. Obwohl das Evangelium es nicht erwähnt, dürfte Pilatus ein formelles Todesurteil gesprochen haben und die Hinrichtung Jesu angeordnet haben. Der Inhalt des Todesurteils ist enthalten auf der Tafel, die über dem Kreuz Jesu befestigt wurde: „Der König der Juden“. Diesen Kreuzestitel hat Pilatus selbst verfasst.

In hunderttausenden katholischen Kirchen, meine lieben Freunde, wird täglich gebetet: „Gelitten unter Pontius Pilatus“. Sein Andenken kann nicht untergehen. Wo immer vom Tode Jesu die Rede ist, wird der Name seines Richters genannt werden. Wir Christen – wir gläubigen Christen – gedenken des Pilatus nicht ohne Sympathie. Wir danken ihm für die Feststellung der Unschuld Jesu und für sein Bemühen, ihn freizulassen. Aber wir können nicht übersehen, dass er nicht gerecht gerichtet und gegen seine Überzeugung gehandelt hat. Pilatus war Richter. Höchste Grundsätze der Rechtsprechung sind Gerechtigkeit und Unabhängigkeit. Die Gerechtigkeit verlangt, dass jedem das Seine geschieht; die Unabhängigkeit fordert, dass sich der Richter nicht von Gunst oder Ungunst anderer beeinflussen lässt. Pilatus war um Gerechtigkeit gegen Jesus bemüht, aber nur bis dahin, wo sein eigener Nutzen auf dem Spiele stand. Er wollte sich die Unabhängigkeit gegenüber den Juden bewahren, aber nicht mehr, als seine eigene Stellung bedroht war. Ein Richter, der bei einer Entscheidung vorsätzlich zum Nachteil einer Partei handelt, macht sich der Rechtsbeugung schuldig. Pilatus gab seine Überzeugung preis, um seine Stellung zu behaupten. Überzeugung ist die Einsicht in die Wahrheit und die Gerechtigkeit einer Anschauung, einer Maxime, einer Erkenntnis. Eine Überzeugung bindet und verpflichtet, wenn der Mensch vor sich selbst – und natürlich auch vor Gott und anderen – bestehen will. Dann muss er seiner Überzeugung treu bleiben. In meiner Heimat befand sich ein Buchladen, den ich oft besuchte. Der Besitzer dieses Buchladens hatte in seinem Geschäft einen Spruch hängen, der lautete: „Die über Nacht sich umgestellt, die sich zu jedem Staat bekennen, das sind die Praktiker der Welt, man könnte sie auch Lumpen nennen.“ Da ging es um eine politische Überzeugung, hier aber geht es um die religiöse Überzeugung, also um die Treue zum Glauben. Viele Menschen ziehen wie Pilatus den Nutzen der Überzeugung vor. Am Anfang des 19. Jahrhunderts sollte der französische Marschall Bernadotte König von Schweden werden. Bedingung war, dass er zum Luthertum übertrete. Bernadotte vollzog den Abfall vom katholischen Glauben. Die jetzige Königin von Dänemark Margrethe lernte als junge Frau einen französischen Grafen kennen und lieben; sie heirateten. Der Graf bezahlte den Preis, Prinzgemahl von Dänemark zu werden: Er gab den katholischen Glauben auf. Die Treue zur Überzeugung, meine lieben Freunde, muss immer bezahlt werden auf dieser Erde. Es gibt auch Gegenbeispiele. Paul von Eltz-Rübenach war im Deutschen Reich Postminister unter Papen, Schleicher und Hitler. Im Jahre 1937 überreichte Hitler allen seinen Ministern das goldene Parteiabzeichen, womit die Mitgliedschaft in der NSDAP (der Nazipartei) verbunden war. Als er es Paul von Eltz-Rübenach überreichen wollte, wehrte dieser ab. Er wolle das Abzeichen nicht, solange die Partei gegen die katholische Kirche kämpfe. Natürlich verlor er sein Ministeramt. Ich habe nach dem Kriege folgenden Fall erlebt: Eine katholische Familie aus Schlesien kam nach Mecklenburg. Einer der Söhne verdingte sich als Knecht bei einem großen Bauern. Er war anständig, geschickt, fleißig, zuverlässig. Nach einigen Jahren sagte der Bauer, der keine Kinder hatte, zu ihm: „Du sollst den Hof haben. Aber etwas musst du noch ändern: Hier ist alles evangelisch, du musst auch evangelisch werden.“ Der Bauernsohn aus Schlesien ist nicht evangelisch geworden; er hat den Hof fahren lassen. Eine Überzeugung haben und behalten und vertreten, das braucht Mut, das fordert Opfer, das bringt Nachteile. Für

seine Überzeugung muss man zahlen. Und womit zahlen wir? Geringschätzung, Verachtung, Beschimpfung, Ausgrenzung, Benachteiligung, Zurücksetzung. Heute werden die geschmäht und verachtet, die am ganzen und unverfälschten Glauben der Kirche und ihrem Jahrhunderte alten Gottesdienst festhalten. Sie gelten als rückständig. Unsere Feinde sagen: Was Ihr bekennt, ist überholt. Ich frage, meine lieben Freunde: Seit wann hört die Wahrheit auf, wahr zu sein?! Unsere Feinde sagen: Der Gottesdienst, den Ihr feiert, ist veraltet. Ich frage: Seit wann veraltet, was zeitlos ist?! Es ist mir heute, als hörte ich die Offenbarung des Herrn an den Apokalyptiker Johannes: „Ich weiß um deine Drangsal und um die Schmähungen, die du zu ertragen hast. Fürchte dich nicht vor dem, was du zu leiden hast. Der Teufel wird welche von euch ins Gefängnis werfen, damit ihr erprobt werdet. Aber sei getreu bis zum Tode, dann will ich dir den Kranz des Lebens geben.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Begleiter der Passion (5)

Herodes Antipas

01.03.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, die Begleiter der Passion Jesu uns vor Augen zu führen. Zu den Teilnehmern am Leiden Jesu gehört auch Herodes Antipas. Den Beinamen Antipas muss man immer hinzusetzen, denn es gibt mehrere Träger des Namens Herodes. Sie alle kennen jenen König Herodes, der an der Macht war zur Zeit der Geburt Jesu, der die Weisen empfing, der sich von dem neugeborenen König bedroht fühlte und der deswegen das Gemetzel unter den Kindern in Bethlehem anrichtete. Wegen seiner unbestreitbaren Leistung heißt dieser Herodes Herodes der Große. Er hat den Tempel gebaut, den Tempel in seiner Herrlichkeit. Herodes Antipas, von dem wir heute sprechen, ist sein Sohn, einer seiner Söhne; er hatte viele Söhne, weil er viele Frauen hatte. Nach dem Tode seines Vaters wurde er 4 v. Chr. Tetrarch (Vierfürst) von Galiläa und Peräa. Auf Betreiben der ehrgeizigen Herodias, seiner Frau, suchte er im Jahre 39 bei Kaiser Caligula um den Königstitel nach; aber das gelang ihm nicht. Es wurde ihm Hochverrat vorgeworfen, er wurde abgesetzt und verbannt, sein Gebiet fiel an einen anderen Herodes: Herodes Agrippa I. Die Hauptstadt des Herodes Antipas war Tiberias, nicht weit von Nazareth und Kapharnaum am See Genesareth gelegen. Herodes muss von Jesus gehört haben. An seinem Hofe befanden sich zwei Personen, die im Evangelium und in der Apostelgeschichte vorkommen: Johanna und Manahem. Johanna war die Frau des Chuza, des Verwalters des Herodes. Diese Johanna hatte Jesus von Dämonen befreit. Sie war seine Jüngerin geworden. Sie diente mit ihrem Vermögen Jesus und seinen Begleitern, und sie war unter den Frauen, die am Ostermorgen zum Grabe Jesu eilten. Ein anderer, mit dem Herodes gut bekannt war, war Manahem; sie waren Jugendgefährten. Manahem war ein späterer Apostel. Er verkündete das Evangelium in Antiochien; also Jesu Einfluss reichte bis an den Hof des Herodes in Tiberias. Herodes selbst war ein schlauer, aber kein kluger Mann. Er besaß alle Laster seines Vaters, aber er besaß nicht dessen Klugheit. Er war ein Edomiter. Die Edomiter waren ein Volk, das immer mit den Juden verfeindet war. Wir hören im ganzen Alten Testament nichts von edomitischen Göttern. Merkwürdigerweise wissen wir nichts von der edomitischen Religion. Es war ein Volk ohne Gewissen; es lebte von Raub und Rache. Seine einzige gute Eigenschaft war eine gewisse Schlauheit, und die hatte auch Herodes, wie wir gleich hören werden.

Es ist nicht zu verwundern, dass ein Mann wie Herodes in Konflikt mit Johannes dem Täufer geriet. Johannes der Täufer predigte Umkehr und Bekehrung. Er predigte sie dem Volke, aber auch den Führern des Volkes. Und er hielt dem Herodes Antipas alle seine Schandtaten vor, namentlich seine Eheverfehlung. „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben.“ Wie kam Herodes zur Frau seines Bruders? Er besuchte eines Tages seinen Bruder Herodes „ohne Land“ – Herodes ohne Land –, so hieß dieser Herodes. Und dabei entbrannte er in Begehren zu der Frau dieses Herodes ohne Land, Herodias. Er begehrte sie zur Ehe. Sie verließ ihren Mann und folgte dem Herodes Antipas. Seine erste angetraute Frau, die Tochter des Araberfürsten Aretas, verließ ihn daraufhin. Eine Ehe mit der Frau des lebenden Bruders war vom Gesetz streng verboten. Herodes beantwortete die

Bußpredigt des Johannes, indem er ihn festnahm; er kerkerte ihn ein. Aber die Haft scheint nicht allzu schwer gewesen zu sein, denn Herodes ließ Johannes immer wieder rufen und hieß ihn vor sich predigen. Freilich ihm ging es nicht um die Wahrheit seiner Predigten, ihm ging es um die Sensation der Beredsamkeit des Johannes. Es gibt viele Menschen dieser Art. Sie wollen nicht besser werden, sondern sie wollen sich besser fühlen. Aber Johannes war nicht der Mann, der seine Botschaft abschwächte, um sich die Gunst eines Hohen zu erwerben. Eine vergaß die Predigt des Johannes nicht: Herodias. Sie war eine Frau, die nichts vergaß. Und bei günstiger Gelegenheit bewog sie ihren Mann Herodes Antipas, den Johannes hinrichten zu lassen; sie begehrte das Haupt auf einer Schüssel, und Salome brachte es ihr.

Nach der Enthauptung des Johannes hörte Herodes von Jesus und er meinte, es sei der rächende Geist des Johannes, der zurückgekehrt sei. Er geriet in Besorgnis, weil von den einen behauptet wurde: Johannes ist von den Toten auferstanden, von anderen: Elias ist erschienen, wieder von anderen: Einer von den alten Propheten ist auferstanden. Da sagte Herodes: „Den Johannes habe ich enthauptet. Aber wer ist wohl dieser, von dem ich höre?“ Und er war darauf aus, ihn zu sehen. Glaubenslose Menschen, meine lieben Freunde, verfallen leicht dem Aberglauben. Nach der Hinrichtung des Täufers zog sich Jesus in die Wüste zurück, und da traten einige Pharisäer zu ihm und sagten: „Geh weg und entferne dich von hier, denn Herodes will dich töten.“ Jesus sprach zu ihnen: „Sagt diesem Fuchs“ – seinen Landesherrn nennt er einen Fuchs, also einen verschlagenen Menschen – „sagt diesem Fuchs: Siehe, ich treibe Geister aus und vollbringe Heilungen, heute und morgen, und erst am dritten Tage werde ich vollendet. Es ist unmöglich, dass ein Prophet umkomme außerhalb von Jerusalem.“ Erinnern wir uns daran, dass Pilatus als Statthalter des südlichen Königreiches Juda herrschte, während Herodes den nördlichen Teil Galiläa und Peräa regierte, und bei der Gerichtsverhandlung, da kam die Anklage vor: „Dieser Mann bringt Unruhe unter das Volk, indem er im ganzen Lande als Lehrer auftritt, von Galiläa angefangen bis hierher.“ Da ist das Stichwort gefallen: Galiläa. Pilatus greift dieses Wort auf: Wenn Christus aus Galiläa stammt, dann ist Herodes für ihn zuständig. Und er ließ ihn zu Herodes führen; der weilte nämlich damals auch zum Osterfeste in Jerusalem. Als Galiläer unterstand Jesus dem Herodes.

Und so steht jetzt unser Herr vor diesem „Fuchs“, vor dem Verräter, dem Ehebrecher, dem Mörder des Johannes und dem Feind des Volkes. Das Kind von Bethlehem, das sein Vater töten wollte, steht jetzt vor seinem Sohn. Herodes freute sich sehr, als er Jesus erblickte, denn schon seit langem hatte er den Wunsch gehabt, ihn zu sehen, weil er so vieles von ihm gehört hatte, und er hoffte, irgendein von ihm gewirktes Wunder zu erleben. Herodes freute sich, aber nur, weil er eine Sensation erwartete. Er wollte den Herrn bewegen, ein Kunststück zu vollbringen. Manchen Menschen bedeutet die Religion nichts als eine vorübergehende Ergötzung. Sie soll ihnen über ihre unerträgliche Langeweile hinweghelfen. Sie gibt ihnen das Gefühl, gut zu sein in ihrer Langeweile. Der ganze Hof war anwesend: seine Leibgarde, seine Kurtisanen, seine Schmeichler, vielleicht auch Herodias und Salome. Herodes begann damit, dem Herrn viele Fragen zu stellen. Aber nicht wie Annas über seine Lehre und seine Jünger, sondern er fragte ihn aus reiner Neugierde. Verbrauchte Menschen bringen verstandesmäßige Schwierigkeiten vor, haben aber kein Verlangen nach moralischer Erneuerung. Daher gab ihm der Herr überhaupt keine Antwort. Judas und Pilatus versuchte er zu retten, indem er zu ihnen sprach; zu Herodes sprach er nicht. Warum nicht? Er tat es, weil das Gewissen des Herodes tot war. Die Religion konnte diesem Mann nichts Neues bieten. Er wollte Wunder sehen, aber nur um seine Neugierde zu befriedigen. Seine Seele war so abgestumpft, dass ein neuerlicher Appell seine Schuld nur vermehrt hätte. Er war völlig taub für den Anruf Gottes. Er war tot in seiner Seele, aufgezehrt durch Luxus und Sünde. Herodes suchte nicht die Rettung seiner Seele, er suchte Kitzel für seine Nerven. Deswegen sprach der Herr kein Wort zu ihm. Nero hatte den gewissenhaften Seneca als Führer, aber dieser vermochte nicht, seine Wollust und Grausamkeit zu bändigen. Alexander der Große hatte Aristoteles zum Lehrer, aber es gelang ihm nicht, sein Streben nach Weltherrschaft zu zügeln. Herodes der Große sprach mit den drei Weisen, aber das hielt ihn nicht ab, den Massenmord an den unschuldigen Kindern zu verüben. Sein Sohn hatte Johannes den Täufer gehört, aber das hinderte ihn nicht, die Religion zu verhöhnen. Herodes verkörpert den Typus des Menschen, der bereits genug über die Religion weiß, aber sich weigert, danach zu handeln. Die Menschen haben sich die Hölle ver-

schiedentlich ausgemalt. Aber nichts ist furchtbarer, als sich darunter das Schweigen Gottes vorzustellen. Gott richtet mitunter schweigend; eine solche Stille aber ist wie Donnerhall. Es ist die Strafe, die Gott über den Menschen verhängt, der nicht aufrichtig ist oder der nach der Wahrheit sucht, aber nicht um sie anzunehmen, sondern um sie zu verspotten. Einen Menschen sich selbst überlassen, ist wahrscheinlich die schwerste Strafe, die Gott verhängen kann. Sie bedeutet, dass es dann kein Wort der Mahnung, kein aufgerütteltes Gewissen und keinen Vorwurf mehr gibt. Die Natur spricht zu uns gewöhnlich durch Schmerz. Aber es gibt auch Krankheiten, die töten, ohne sich durch Schmerz anzumelden. So ist es auch mit dem Gewissen. Glauben wir nicht, meine lieben Freunde, dass wir gesund sind, wenn das Gewissen uns nicht mehr zur Reue mahnt. Die Seele kann schon tot sein, und Gott wird nicht mehr antworten, auch dann nicht, wenn du ihn verhöhnst. Seine letzte Mahnung wird dann die Stille sein, die das Kreuz umgibt, an das du ihn geschlagen hast. Hüten wir uns vor dem toten Gewissen. Hüten wir uns davor, taube Ohren zu haben für die unzähligen Gnadenerweise, die uns immer wieder geschenkt werden, die uns zu Gott zurückrufen sollen, und die uns mahnen, die Wahrheit zu suchen und das Gewissen zu läutern. Wehe denen, die meinen, ihr Gewissen sei rein, während es in Wirklichkeit tot ist! In der Geschichte kommt immer wieder einmal eine Zeit, in der der moralische Urteilsspruch der Religion über eine sittenlose Gesellschaft auf taube Ohren trifft. „Sie haben Ohren und hören nicht.“ Was nützt es heute, wenn die Kirche der modernen Welt sagt, dass die Ausbreitung der Homosexualität, die Frühverführung der Jugend, der Niedergang des Familienlebens mit dem Untergang des Volkes enden muss?! Wer hört auf uns, wenn wir sagen, dass die Freigabe der Verspottung der Religion durch den Staat im Namen der Meinungsfreiheit die Grundlagen wegzieht, auf denen der Staat ruht?!

Das führt uns, meine lieben Freunde, zum zweiten Akt im Drama des Herodes Antipas: das Bekleiden Jesu mit dem Gewand eines Narren und seine Überweisung an Pilatus. Im alten Rom war es üblich, dass ein Mann, der für ein Amt kandidierte, sich in ein weißes Gewand kleidete, in die „toga candida“ – davon kommt das deutsche Wort kandidieren. Dann ging er von einem Wähler zum anderen und warb um Stimmen. Als Herodes Christus mit einem weißen Gewand bekleidete, wollte er wohl darauf hinweisen, dass hier einer sei, der beanspruchte, ein König und göttlichen Ursprungs zu sein – auch ein Kandidat, aber ein Kandidat besonderer Art. Herodes musste das auffassen als einen Witz, und damit konnte er einen doppelten Zweck erreichen. Einmal: Er konnte beweisen, dass Jesus ein Narr sei, und zweitens, dass Pilatus mit ihm darüber lachte. „Von dem Tage an wurden sie Freunde“, heißt es im Evangelium, „denn vorher hatten sie in Feindschaft gelebt.“ Im gemeinsamen Lachen über Jesus wurden sie Freunde. Das Böse kann den Anblick eines unschuldigen Gewissens nicht ertragen. Die Kirche wird nicht verfolgt, weil die Religion schlecht ist, sondern weil die Gewissen der Menschen vergiftet sind. Ein frommer Mensch wird immer damit rechnen müssen, verhöhnt und verlacht zu werden. Ich war einmal Zeuge, wie in einem Eisenbahnabteil eine Frau sagte: „Wer geht denn heute noch in die Kirche?“ Je göttlicher eine Religion ist, desto mehr wird die Welt sie verspotten, denn der Geist der Welt ist Christi Feind. Rein pluralistische Religionen und volkstümliche Sekten werden von der Welt nicht verspottet. Aber sobald eine Religion Anspruch erhebt, göttlichen Ursprungs zu sein und göttliche Inhalte zu bergen, da ruft sie den Hohn aller auf sich herab, die wider Gott sind. Betrachten Sie einmal die Lage in Deutschland. Die Zielscheibe der Håme und der Verleumdung ist fast immer die katholische Kirche – den Protestantismus lässt man in Ruhe. Man hält sich eben an die Profis und nicht an die Amateure. Der Protestantismus hat sich mit der Welt arrangiert. Er lässt homosexuelle Pärchen ins evangelische Pfarrhaus ziehen.

Blicken wir nun auf diejenigen, die die Religion verhöhnern. Diese Menschen ziehen eine furchtbare Strafe auf sich, denn der Spötter ist blind für seine größte Not und für seine Rettung. Die Tragik liegt darin, dass der, der glaubt, die Religion verhöhnern zu dürfen, den zurückstößt, der ihn allein zu retten vermag. Herodes verzichtete auf den Frieden im eigenen Herzen, als er den lächerlich machte, der gefangen vor ihm stand. Auch diejenigen, die sich heute über die Religion lustig machen, werden ungesegnet und weinend in die Nacht hinausgehen. Unsere Zeit gleicht in manchem der, da unser Herr machtlos vor Herodes stand. Auch uns werden Narrenkleider angelegt. Wir werden verhöhnt, wenn wir sagen, dass Christus die Ehescheidung verurteilt. Wir werden verspottet, wenn wir sagen, dass die vollzogene christliche Ehe durch keine Macht auf Erden aufgelöst werden kann. Man macht uns lä-

cherlich, wenn wir von der vorehelichen Keuschheit reden. Man verspottet uns, wenn wir von lebenslanger Keuschheit der Unverheirateten sprechen. Man schilt uns Heuchler, wenn unsere Priester um Gottes und der Menschen willen ein enthaltsames Leben das ganze Leben über führen. Man schilt uns Narren, wenn wir verlangen, dass die Religion einen Platz in der Erziehung haben muss, wenn wir erklären, dass alle politische Gewalt von Gott kommt und sich vor Gott verantworten muss, wenn wir nachdrücklich darauf hinweisen, dass es eine Einigung der Welt, auch eine Einigung Europas, ohne Religion und Moral nicht auf Dauer geben kann. Die Antwort, meine lieben Freunde: Wir müssen Narren sein, da Christus als Narr verspottet wurde. Eine Zeit, in der die Sinne regieren, ist notwendigerweise eine Zeit der Verfolgung. Ein Zeitalter der Unvernunft ist immer auch ein Zeitalter des Spottes. Das Böse unterwirft sich nicht dem Urteilsspruch der Wahrheit. Deswegen kann ich Ihnen nur zurufen: Legt Narrengewänder an, meine Brüder und Schwestern in Christus! Legt Narrengewänder an, denn es gibt ein neues Verbrechen: das Verbrechen, ein Christ zu sein. Gott ist der einzige auf der Welt, vor dem die Menschen nicht lange gleichgültig bleiben können. Sie müssen ihn entweder lieben oder hassen. Christus ist zu groß, um übergangen zu werden. Er ist zu heilig, um nicht gehasst zu werden. Das Böse ist zu empfindlich, um dem Guten gegenüber gleichgültig zu bleiben; es erkennt seine Feinde. Sagt einmal einem Menschen, der an Siegmund Freud glaubt: Selig, die reinen Herzens sind; sagt einmal denen, die an den Marxismus glauben: Wenn dir jemand den Mantel nimmt, lass ihm auch noch den Rock. Oder sagt einer Welt, die ihre Kinder ohne Religion und ohne Gott erzieht: Lasset die Kleinen zu mir kommen. Man kann einer bösen Welt nicht das Gute predigen und etwas anderes erwarten, als gekreuzigt zu werden. Das Böse besitzt einen untrüglichen Instinkt: Es kennt seine Feinde. Eine Kirche, die nur dazu da wäre, um weltlichen Bestrebungen einen moralischen Anstrich zu geben, würde an ihrer eigenen Schwäche zugrundegehen. Wenn uns die heidnischen Kräfte dieser Welt unberührt ließen, wenn sie uns nicht verfolgten, wenn sie uns nicht zu vernichten suchten, dann würde das bedeuten, dass wir schalgewordenes Salz sind. Die Kirche vermag aber noch immer, die bösen Mächte in Aufruhr zu bringen und Verfolgungen hervorzurufen; deswegen ist Christus mit uns. Die freudige Erregung darüber, zu den Feinden des Bösen gezählt zu werden, ist eine Ehre. Unsere Herzen schlagen höher, wenn die Feindschaft der Bösen uns trifft, wenn wir mit den Narrenkleidern bekleidet werden wie unser Herr und Heiland. Als treue Jünger Christi müssen wir darauf vorbereitet sein, dass die Welt auf unsere Kosten lacht. Wir können nicht erwarten, dass die Welt uns mehr Achtung entgegenbringt als dem Heiland. Wenn sie unseren Glauben verspottet, dann bringt uns das dem, von dem dieser Glaube stammt, näher. Echte Christen tragen das weiße Gewand des Spottes. Eines Tages, meine lieben Freunde, wird es das Gewand der Verklärung sein.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Begleiter der Passion (6)

Claudia und Herodias

08.03.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es scheint, dass die Frauen heute wie zur Zeit Christi sich entscheiden müssen für Gott im Himmel und die in ihm wurzelnde Freiheit oder für die Sache des Antichristen und die Enthauptung derer, die die Gesetze der Moral in den Palästen der Diktatoren verkünden. Beide Rollen sind vorweggenommen in Claudia und Herodias. Claudia war die jüngste Tochter Julias, der Tochter des Kaisers Augustus. Julia war dreimal verheiratet, zuletzt mit Tiberius. Sie wurde, nachdem sie Claudia als Tochter eines vornehmen Römers (also außerehelich) zur Welt gebracht hatte, wegen ihres liederlichen Lebenswandels verbannt. Als Claudia 13 Jahre alt war, schickte Julia sie zur Erziehung zu Tiberius. Mit 16 Jahren begegnete sie Pontius Pilatus. Obwohl er niederer Herkunft war, bat er Tiberius um ihre Hand. So heiratete Pilatus in die kaiserliche Familie ein, und damit war seine Karriere gesichert. Er wurde Prokurator (Praefectus) in Judäa. Es war den römischen Statthaltern verboten, ihre Frauen in die Provinz mitzunehmen. Die meisten Politiker waren froh darüber, Pilatus nicht. Seine Liebe brach die strengen römischen Gesetze. Nach sechs in Jerusalem verbrachten Jahren ließ er Claudia zu sich kommen, die nur allzu gern bereit war, aus der lasterhaften Hauptstadt wegzukommen. Wir können annehmen, dass Claudia schon von Jesus gehört hatte durch ihre jüdische Magd oder durch einen Verwalter. Es kann sogar sein, dass sie ihn schon gesehen hatte, denn die Festung Antonia, in der sie wohnte, lag in der Nähe des Tempels von Jerusalem, wo Jesus oft weilte. Ja, es kann sogar sein, dass sie seine Botschaft schon vernommen hatte. Und da kein Mensch gesprochen hatte wie er, war ihre Seele sicherlich stark bewegt. Der Gegensatz zwischen ihm und seiner Meinung über die Welt, die sie ja kannte, und ihren eigenen Gedanken verstärkte seine Anziehungskraft. Wie wenig ahnten die Frauen von Jerusalem, wie tief ihre Gedanken, wie groß ihre Trauer und wie unendlich ihre Sehnsucht war. Claudia war alles andere als eine blasierte Großstadtdame. Es existieren sog. Pilatusakten. Sie sind apokryph, d.h. von der Kirche nicht als authentische Quelle anerkannt. Nach diesen Akten war Claudia eine Proselytin, also vom Heidentum zum Judentum übergetreten – das kann durchaus sein. Wir wissen aus der Apostelgeschichte, dass zur Zeit Christi viele vornehme und edel gesinnte Heidinnen zum Judentum hinneigten. Das Heidentum konnte ihre religiösen Bedürfnisse nicht befriedigen. So kann die Nachricht der Pilatusakten durchaus zutreffend sein. In jedem Falle war Claudia religiös interessiert.

Es bestanden in der römischen Justiz strenge Gesetze. Keine Frau durfte sich in ein Gerichtsverfahren einmischen. Sie durfte keinen Versuch machen, die Entscheidung zu beeinflussen. Claudia hielt sich nicht daran. Ihr Auftreten war umso bemerkenswerter, als sie ihrem Gatten Pontius Pilatus gerade an dem Tag eine Botschaft sandte, an dem er über den wichtigsten Fall seiner Laufbahn zu entscheiden hatte: die Verhandlung über unseren Herrn. Einem Richter eine Botschaft schicken, war ein sträfliches Vergehen. Aber das Furchtbare, das Claudia herannahen sah, bewegte sie, dieses Gesetz zu durchbrechen. Matthäus berichtet: „Während Pilatus auf dem Richterstuhl saß, schickte seine Frau zu ihm und ließ sagen: Habe nichts zu schaffen mit diesem Gerechten, denn ich habe heute seinetwegen

im Traume viel gelitten.“ Während die Frauen von Jerusalem schwiegen, legte diese heidnische Frau Zeugnis ab von der Unschuld Christi und bat ihren Gatten, ihn gerecht zu behandeln. Der Traum der Claudia steht nicht vereinzelt da. Pilatus könnte sich an eine andere Traumbotschaft erinnert haben, nämlich an die, welche Calpurnia, die Frau Caesars, vor den Iden des März 44 v. Chr. an ihren Mann ergehen ließ. Sie ließ ihm mitteilen, sie habe ihn heute Nacht im Blute vieler Wunden liegen sehen, und sie beschwor ihn, nicht in den Senat zu gehen. Wir wissen, dass Caesar sich nicht daran hielt, und dass er in den Iden des März, am 15. März, ermordet wurde. Jetzt bat Claudia aufgrund eines Traumes, Jesus zu verschonen. Sie nannte ihn einen Gerechten. Damit wird wohl zuerst seine Schuldlosigkeit gemeint sein, aber vielleicht lag darin auch die Anerkennung seiner Heiligkeit. Wir erinnern uns, dass der Hauptmann des Hinrichtungskommandos Jesus ähnlich beschrieb: „Wahrhaftig, dieser Mensch war gerecht.“ Claudias Botschaft war ein Symbol, ein Symbol dessen, was das Christentum für die heidnische Frauenwelt bedeuten sollte. Diese einzige römische Frau, die in den Evangelien genannt wird, gehörte den höchsten Kreisen an. In ihrem Traum kamen alle Träume und alle Sehnsüchte und alle Hoffnungen der heidnischen Welt zum Ausdruck. Sie war eine gebildete Frau und hatte vielleicht Sophokles gelesen. Bei Sophokles heißt es: „Erwartet ferner nicht ein Ende dieses Fluches, bis ein Gott erscheint, der die Qual eurer furchtbaren Sünden auf sein Haupt lädt.“ Vielleicht war es auch ein Anklang an das, was beim Propheten Isaias geschrieben steht: „Mein gerechter Knecht wird Gerechtigkeit bringen den Vielen.“ Claudia hatte gewiss ein unvollkommenes Bild von Christus, dem Gerechten, und auch darin vertrat sie die ganze heidnische Welt, deren Bestes anscheinend im Herzen dieser Frau lebendig war, die über eine geistige Bereitschaft verfügte. Wahrscheinlich hat es eine Zeit gegeben, da Pilatus alles getan hätte, wofür ihn seine Frau bat, diesmal verweigerte er sich ihr. Der Prozess Jesu beweist, dass der politisch denkende Mann Unrecht und die unpolitisch denkende Frau Recht hatte. Denn Claudia erfasste die Bedeutung dieser Stunde besser als Pilatus. Christus litt unter Pontius Pilatus, doch zum Ruhme Claudias erhob sich die Stimme einer Frau im Namen der Gerechtigkeit.

Es bestehen tiefgehende Unterschiede zwischen der Psyche der Frau und des Mannes. Die Genderideologie, die das leugnet, ist eine Verkehrung und eine Verzerrung; sie ist total falsch. Unsere deutschen Dichter haben dieser Ideologie schon vor zweihundert Jahren die Antwort gegeben. Johann Wolfgang von Goethe schreibt einmal: „Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu tun, zu wirken berufen sind; die Frauen hingegen mehr auf das, was im Leben zusammenhängt, und das mit gleichem Recht, weil das Schicksal ihrer Familien an diesen Zusammenhang geknüpft ist und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird.“ Goethe hat noch viele bedeutsame Worte über die Bedeutung und Würde der Frau gesprochen. Im „Torquato Tasso“ heißt es: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen nach.“ Friedrich Schiller schreibt ähnlich: „Aber mit sanft überredender Bitte führen die Frauen das Zepter der Sitte, löschen die Zweitacht, die tobend entglüht, lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen, sich in der lieblichen Form zu umfassen, und vereinen, was ewig sich flieht.“ Um noch einen letzten Dichter anzuführen: Emanuel Geibel schreibt: „Viel Weisheit wohnt beim weiblichen Geschlecht: Es trifft beim ersten Blick die Frau das Rechte.“

In Jerusalem weilte damals auch noch eine andere hochgestellte Frau: Herodias. Sie war mit ihrem Manne zweifellos zum Osterfest nach Jerusalem gekommen und wusste, was sich da tat. Sie hatte ja von der Vernehmung, von dem Versuch der Vernehmung des Jesus bei ihrem Gatten gehört. Wir wissen, wer Herodes ist – ich habe ihn ja schon vorgestellt. Herodes Antipas war einer der acht Söhne des Herodes des Großen. Er war es, der Johannes den Täufer festnehmen ließ. Warum? Johannes der Täufer hielt ihm seine Schandtaten vor. Lukas berichtet ausdrücklich, dass Herodes alle die Schandtaten vorgehalten wurden, die er begangen hatte, nicht nur seinen Ehebruch. Das war es natürlich, was das Fass zum Überlaufen brachte. Er hatte ja seinem Bruder, Herodes ohne Land, die Frau weggenommen, die Herodias. Ein Mann vergisst, aber eine Frau vergisst nie. Es war eine große Festlichkeit im Gange, und viele waren geladen: die Großen des Reiches von Herodes, militärische Befehlshaber, Schmarotzer, Schmeichler – wie man sie an jedem Hofe findet. Und schließlich hatte Herodes seinen übersättigten Gästen nichts Aufregendes mehr zu bieten, daher sollte der Reiz eines sinnlichen Tanzes das Fest beschließen. Tänzerin sollte die schöne junge Tochter der Herodias aus erster Ehe sein: Sa-

lome. Die Tochter der Herodias tanzte, sie gefiel, und Herodes Antipas – wahrscheinlich auch unter dem Einfluss des Alkohols, den er genossen hatte, und übererregt vom Tanz – sprach: „Was du auch von mir begehrt, ich will es dir geben, und wäre es die Hälfte meines Reiches.“ Das Kind ging hin und fragte die Mutter: „Was soll ich begehren?“ Wie aus der Pistole geschossen: „Das Haupt Johannes des Täufers!“ Und gleich ging sie hinein zum König und sagte: „Ich will, dass du mir sofort auf einer Schüssel das Haupt Johannes des Täufers gibst.“ In diesem Augenblick war Herodes halbwegs ernüchtert, denn er schätzte den Johannes, er mochte ihn ja öfters hören, er hatte Interesse an seinen Predigten. Aber er wollte sich nicht blamieren vor den Gästen, die den Schwur gehört hatten, und so hielt er sein Versprechen. Es gibt eben Menschen, die lieber Gott und ihrem Gewissen untreu werden, als dass sie einen im Zustand der Trunkenheit geschworenen Eid brechen. Kurz darauf wurde das blutüberströmte Haupt des Täufers auf einer Schüssel gebracht. Salome reichte diese grauenhafte Gabe ihrer Mutter.

Im ersten Augenblick scheint es, dass die beiden Frauen sich verblüffend ähnlich sind: Claudia und Herodias. Beide waren adeligen Geblütes und Gattinnen von Politikern; beide trafen mit den größten religiösen Gestalten ihrer Zeit zusammen: mit Johannes dem Täufer und mit Jesus; beide sandten ihren Männern Botschaften, und doch waren ihre Reaktionen grundverschieden. Die eine diente Christus, die andere einem despotischen Diktator. Warum war der einen die Religion so teuer und der anderen so zuwider? Warum verwandte sich die eine, Leben zu retten, die andere, es zu zerstören? Jeder Mensch erlebt wenigstens ein Mal in seinem Leben den großen Augenblick, in dem er sich Gott zuwenden kann. Wenn dieser Augenblick vorübergeht, dann ist es um ihn geschehen. Claudia besaß einen guten, Herodias einen bösen Willen. Die eine war bereit, die Religion anzunehmen, die andere lehnte sie ab. Der gute Wille ist dem guten Erdbreich gleich. Wenn der Samen von Gottes Gnade darin fällt, gedeiht er. Der böse Wille ist wie Stein, unfähig, sich zu ändern. Claudia und Herodias sind die Vorbilder aller Frauen, die im politischen und sozialen Leben der Welt eine Rolle spielen. Sie werden entweder Töchter der Herodias sein oder Töchter der Claudia. Wenn sie Töchter der Herodias sind, nun, dann werden sie ihr Heim zerstören, dann werden sie ihre Töchter wie Salome erziehen, dann werden sie jedem politischen Führer nachlaufen, der ihren privaten Interessen dient, dann werden sie keine Bedenken tragen, die Sendboten Christi zu töten. Wenn sie dagegen Töchter Claudias sind, dann werden sie Einspruch erheben gegen eine Politik, die dazu führt, dass gerechte Männer zum Tode verurteilt werden. Dann werden sie zur größten Pflichterfüllung mahnen, wenn Unentschlossenheit, Feigheit und Kompromisshaftigkeit vom geraden Weg ablocken. Lieber werden sie dem strengen Gesetz die Stirn bieten, als ihrem Gewissen untreu werden. Im Dogenpalast in Venedig bedeckt ein Fresko die ganze Wand des Sitzungssaales. Der Künstler hat darauf dreimal die Gestalt einer Frau gemalt, und zwar jedes Mal im Vordergrund, wo sie durch ihr blaues Gewand auffällt. Ein Mal blickt sie mit dem Ausdruck heiliger Reinheit auf dem Antlitz vom Himmel herab, ein Mal mit einem gequälten Blick aus dem Fegefeuer, und ein drittes Mal mit dem schrecklichen Ausdruck reueloser Qual aus der Hölle. Was bedeuten diese widersprechenden Abbildungen? Die Antwort ist im Leben des Künstlers zu finden. Seine Frau war ihm oft ein guter Engel, der ihn himmelwärts zu Gott führte. Manchmal war sie eine Last für ihn, sein Kreuz, sein Fegefeuer. Zur anderen Zeit aber wurde sie zur Verführerin, die ihn im Dienste Satans in die Hölle zog.

In neuerer Zeit, meine lieben Freunde, sind die Bemühungen der Männer, die Welt zum Guten zu regieren, nicht gerade erfolgreich gewesen. Ob es den Frauen besser gelingen wird, hängt davon ab, ob sie das Beste oder das Schlechteste aus sich herausholen. Dass Frauen automatisch bessere Regenten sind als Männer, ist ebenso falsch wie die umgekehrte Ansicht. Wir verehren Maria Theresia, die große österreichische Kaiserin, die 16 Kinder geboren hat. Aber wir sind skeptisch gegen Katharina von Russland, die ihr Leben mit Eroberungen und mit Männermorden ausgefüllt hat. Kriege vermeiden, ist nicht die Sache von Männern oder Frauen, sondern von Personen, die ein Gewissen haben und die den Krieg kennen. Vergessen wir nicht, es war eine Frau, die den Falklandkrieg hervorgerufen hat: Margaret Thatcher. In den letzten Jahren ist der Ruf einer Lobby immer stärker geworden, Frauen an führende Stellen der Kirche zu berufen. Frauen werden zu Ordinariatsrätinnen befördert in unseren Bistümern, sie nehmen Professuren an den Bildungsstätten für Priester ein, sie erhalten Stellen an der römischen Kurie. Dass sie nicht Kardinäle werden können, verbietet allein die Bestimmung, dass Kar-

dinäle Bischöfe sein müssen. Ich frage, meine lieben Freunde: Werden diese Ernennungen die Lage der Kirche verbessern? Werden sie die katholischen Christen gläubiger, frommer, sittenreiner machen? Oder werden sie die hierarchische Struktur der Kirche unterwühlen? Werden sie die Menschen vergessen machen, dass die Kirche eine Kirche der Priester ist? Werden sie den Priestermangel vermehren? Werden sie die Geburtenarmut verstärken? – denn noch bringen ja Frauen die Kinder zur Welt. Frauen und Frauenverbände fordern die Spendung heiliger Weihen an weibliche Personen. An manchen Stellen sind solche Weihespendungen bereits erfolgt – sie sind selbstverständlich ungültig. Warum können in der katholischen Kirche Frauen keine Weihen empfangen?

1. Der LOGOS, der oberste Priester, der Urpriester, der LOGOS, der Sohn Gottes ist als Mann zur Welt gekommen. Wer Christus darstellen, repräsentieren, in seiner Person sprechen will, muss ein Mann sein.
2. Dass nur Männer zum Empfang des Weihesakramentes befähigt sind, beruht auf positivem, göttlichem Recht. Christus hat nur Männer zum Apostolat berufen.
3. Beim letzten Abendmahl waren nur zwölf Männer zugegen. Ihnen übertrug der Herr die priesterliche Vollmacht, die Eucharistie zu feiern. Der Gedanke, dass Jesus auch die begleitenden Frauen hätte mit der Vollmacht ausstatten können, liegt nahe. Dass er es nicht getan hat, hat die Kirche von Anfang an als klare Weisung gesehen.

Die Höhe jeder Kultur entspricht der Würde ihrer Frauen. Was Claudia war, hätte Pilatus sein können; was Herodes war, das hatte er von Herodias. Die Welt wird mehr durch die Liebe als durch das Wissen bestimmt. Die Liebe ist stets bemüht, den Ansprüchen des Geliebten gerecht zu werden. Wenn der geliebte Mensch tugendhaft ist, müssen wir tugendhaft sein, um ihn zu gewinnen. Je höher die Liebe strebt, desto höher muss auch der Liebende sich erheben. Je edler die Frau, desto edler die Welt. Zwei Menschen, die dazu bestimmt sind, im heiligen Feuer gegenseitiger Zuneigung zu einer Flamme zu verschmelzen, können einander oft zu dem Ideal erziehen, das ihnen vorschwebt. Im Mittelalter wurde den Rittern die Rüstung durch eine Frau angelegt. Das war keine romantische Laune, sondern das Zeichen unbeirrbareren Vertrauens. Auch die seelische Rüstung kann dem Manne nur durch die richtig angelegt werden, an die er denkt, wenn er in Gefahr ist, seine Ehre zu verlieren. Wir brauchen Frauen. Wir brauchen Frauen in der Kirche. Was haben Frauen, meine lieben Freunde, in der Kirche bedeutet; oft viel mehr als die hierarchischen Männer: eine Katharina von Siena, eine Hildegard. Was haben diese Frauen bedeutet! Päpste haben auf sie gehört, und Bischöfe haben sich von ihnen leiten lassen. Jawohl, das ist die Wahrheit! Wir brauchen Frauen: Lehrerinnen und Führerinnen ihrer Schwestern, Frauen, die geistlich führen, Vorurteile zerstreuen, strittige Punkte klären. Frauen, die die Lehre der Kirche verbreiten, die die Gefahren bannen, die unsere Heime bedrohen. Denn wer könnte besser als sie wissen, was für die Würde der Frau, die Unantastbarkeit und Ehre des jungen Mädchens, den Schutz und die Erziehung der Kinder notwendig ist als die Frau.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Begleiter der Passion (7)

Jesus Barabbas

15.03.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir leben im Zeitalter der Revolutionen. Das Problem ist, für welche Art von Revolution wir uns entscheiden. Wie alle Zeiten hat auch unsere Zeit ihre Schlagwörter, besonders das Wort Freiheit. Es kann wohl sein, dass die Menschen deswegen so viel von der Freiheit sprechen, weil sie in Gefahr sind, sie zu verlieren, so wie man am meisten von der Gesundheit spricht, wenn man krank ist. Wann ist der Mensch frei? Wenn er ohne Schranken und ohne Gesetz lebt? Oder wenn er die Aufgaben erfüllt, für die er bestimmt ist? Ein Gefängnis kann Schuldige und Unschuldige aufnehmen. Während der Herrschaft eines Tyrannen können mehr Unschuldige hinter Gittern schmachten als Schuldige. Im Jahre 1938 befanden sich 5% der Bevölkerung der Sowjetunion in Gefängnissen und Arbeitslagern – 5% der Gesamtbevölkerung. Das tiefe, dunkle Verlies in der Festung des Pilatus beherbergte viele Gefangene, schuldige und unschuldige, darunter drei, die unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Von einem wissen wir den Namen: Barabbas. Den Namen der beiden anderen kennen wir nicht, aber die Überlieferung nennt sie Dismas und Gestas. Als die Sonne an jenem entscheidenden Morgen aufging, hoffte jeder von ihnen auf die Freilassung, denn es war Sitte, dass der Statthalter am Ostertage dem Volke einen Gefangenen freigab zur Erinnerung an die Befreiung Israels aus ägyptischen Knechtschaft. Pilatus wusste, dass die Menschen ihn bitten würden, einen freizulassen. Und die Sache wurde dringend, denn Herodes hatte Jesus zurückgeschickt: er finde keine Schuld an ihm, deswegen sagte er: „Ihr habt mir diesen Menschen vorgeführt als einen Volksaufwiegler. Ich habe ihn in eurer Gegenwart verhört, aber nichts Strafbares an ihm gefunden. Auch Herodes nicht, denn er hat ihn zu mir zurückgeschickt. Nichts Todeswürdiges ist von ihm begangen worden.“ Pilatus hatte Christus in der Hand, aber er wollte ihn loswerden. Plötzlich kam ihm ein Einfall, ein Einfall, wie ihn ein Politiker fassen kann. Er war moralisch zweifelhaft, aber er war politisch als Schachzug gedacht. Er wollte dem Volk die Entscheidung überlassen, welchen Gefangenen er freigeben sollte. Wahrscheinlich hoffte er, das Volk würde Jesus von Nazareth begehren. Er wählte also einen der drei Männer aus und schlug ihn dem Volke vor: „Wen soll ich euch freigeben, Jesus oder Barabbas?“ Barabbas war ein häufiger Name in Israel und bedeutet so viel wie Sohn des Vaters, bar abbas, Sohn des Vaters oder Sohn des Rabbi, des Lehrers. Nun muss ich Ihnen aber etwas sagen, was Sie wahrscheinlich noch nie gehört haben. Es gibt Handschriften, alte und gute Handschriften des Matthäusevangeliums, in denen dieser Mann als „Jesus Barabbas“ bezeichnet wird. Er hat also denselben Namen wie Christus: Jesus Barabbas und Jesus von Nazareth. Die beiden standen also jetzt zur Freigabe bereit. Diese Tatsache, dass Barabbas den Vornamen „Jesus“ hatte, ist glaubwürdig, denn sie steht in den besten Zeugen der Handschriften, die wir haben, z.B. im „Codex Syro-Sinaiticus“.

Barabbas war als Schwerverbrecher, als Räuber und Mörder eingeliefert worden. Aber er war nicht ein gewöhnlicher Straßenräuber, sondern ein Anhänger der jüdischen Freiheitspartei. Mit anderen Genossen hatte er römische Soldaten angegriffen, es hatte Tote und Verwundete gegeben, ein Aufstand war ausgebrochen, aber er war niedergeschlagen worden; nur die Erinnerung daran war noch frisch.

Nach unserem Sprachgebrauch war er ein Revolutionär. Er wollte die römische Herrschaft abwerfen, das Joch der Besatzung. Barabbas wollte die Rolle übernehmen, die früher Aufständische in Israel übernommen hatten: Judas Makkabäus, der sich gegen die griechische Herrschaft, gegen das griechische Joch gewehrt hatte. Pilatus versuchte, den Ausgang der Sache zu verwirren, indem er einen Gefangenen aussuchte, der unter der gleichen Anklage stand wie Jesus; beide waren revolutionärer Umtriebe beschuldigt worden. Barabbas berief sich auf nationale Notstände, nationale Missstände; Christus berief sich auf das Gewissen. Barabbas wollte Fesseln sprengen und ignorierte die Sitten; Jesus wollte die Sünde besiegen, die Menschen von der Sünde befreien, und danach würden sich die Fesseln von selbst lösen. „Welchen soll ich euch freigegeben: den Jesus Barabbas oder den Jesus, der Christus genannt wird?“, so lautete die Frage des Pilatus. Die Menschen, an die diese Frage gerichtet war, das Volk von Jerusalem, wollten Jesus an sich nicht töten. Aber die Oberpriester und die Ältesten wiegelten das Volk auf, „versetzten es in Wut“, wie Markus schreibt, und brachten es gegen Jesus auf; sie führten einen Umschwung in der Volksmeinung herbei. Die Massen sind stets für Schlagworte und Demagogie zugänglich. Es finden sich immer Menschen, die gewissenlos und liederlich genug sind, sich zu irgendetwas überreden zu lassen. Das Volk kann immer durch falsche Führer irreführt werden. Die einen schreien am Sonntag „Hosanna“, und dieselben schreien am Freitag „Kreuzige!“. Deshalb beredeten die Oberpriester das Volk mit Erfolg, den Barabbas freizulassen. Pilatus hatte sich verrechnet. Er hatte übersehen, dass Barabbas ein populärer Mann war. Die Massen stellen keine hohen moralischen Anforderungen an ihre Helden.

Hierin liegt die große Gefahr der Demokratie. Denn was hier geschah, kommt immer wieder in der Geschichte vor. Immer besteht die Gefahr, dass die Menschen zur Masse herabsinken. Was ist der Unterschied zwischen Menschen und Masse? Menschen sind Personen, die ihre eigene Entscheidung fällen, die ein Gewissen haben und die der Stimme des Gewissens folgen. Masse hat keine moralischen Grundsätze. Die Masse lässt sich nicht vom Gewissen, sondern von außen her leiten und ist deswegen psychologisch immer für die Sklaverei vorbereitet. Am Karfreitag erlagen die Menschen dem Einfluss der Propaganda und wurden zur Masse. Wenn eine Demokratie ihre moralischen Empfindungen verliert, dann wird sie zur Tyrannei. Ich habe in den vergangenen Jahrzehnten gelegentlich Vorträge vor Studenten gehalten über die Zeit des Nationalsozialismus – ich habe sie ja hautnah miterlebt. Im Anschluss daran wurde ich gewöhnlich gefragt: „Können Sie sich vorstellen, dass sich eine solche Entwicklung wiederholen könnte?“ Ich habe geantwortet: „Ich halte das für möglich. Lassen Sie einmal große Teile des Volkes lange Zeit in Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend darben; lassen Sie einmal eine Regierung unfähig sein, das Elend zu beenden. Dann werden die Massen dem Führer folgen, der verspricht, die Not zu wenden.“ Ich bin sogar der Meinung, dass das heute noch wahrscheinlicher ist als 1933. Warum? Weil unser heutiges Volk viel mehr religiös und sittlich ausgelaugt ist als die Menschen von 1933. Sie können noch viel weniger und mögen noch viel weniger ertragen als die Menschen von damals. Vor Akten der Verzweiflung schützen keine Verfassung und kein Verfassungsgericht.

Als Pilatus fragte: „Wen soll ich euch freigegeben?“, war dies keine echte Wahl. Er nahm an, eine Abstimmung bedeutet das Recht, zwischen Schuld und Unschuld, zwischen gut und böse, zwischen Recht und Unrecht zu wählen – das ist falsch. Die wahre Demokratie wählt nicht zwischen Schuld und Unschuld, denn sowohl Pilatus als auch Herodes hatten die Unschuld des Herrn bereits festgestellt. Eine gerechte und dauerhafte Staatsform setzt voraus, dass es etwas Absolutes gibt, worüber nicht abgestimmt wird und nicht abgestimmt werden kann. Es gibt Wahrheiten, die nicht der Abstimmung unterliegen, die nicht in Zweifel gezogen werden können. Ist das, meine lieben Freunde, ist das unter der Herrschaft des Mehrheitsprinzips möglich? Kann nicht die Mehrheit von heute die Minderheit von morgen sein, und die Minderheit von heute die Mehrheit von morgen? Der große jüdische Rechtsdenker Hans Kelsen hat die Behauptung aufgestellt, die Demokratie sei wesentlich dem Relativismus verpflichtet, d.h. was heute als wahr gilt, kann morgen als falsch angesehen werden. Hat er Unrecht? Demokratie behauptet, die Rechte des Menschen zu schützen – sie tut das ja auch bis einem gewissen Grade –, aber sie schützt nicht die Rechte Gottes: sein Recht auf Achtung, Ehrfurcht und Anbetung, sein Recht auf Schutz vor Verleumdung, Verspottung und Verunglimpfung. Sie schützt

nur Menschenrechte, aber sie schützt nicht Gottesrechte. Es steht zu fürchten, dass dort, wo die Gottesrechte missachtet werden, auch bald die Menschenrechte den Bach hinuntergehen.

Das Volk von Jerusalem hatte die Wahl zwischen einem Aufrührer und einem angesehenen Propheten, aber die Menge rief auf die Frage des Pilatus: „Gib uns Barabbas frei!“ Es kann sein, dass Pilatus höchst überrascht war; auch Barabbas hat wahrscheinlich seinen Ohren nicht getraut. Sollte er die Freiheit wiedererlangen? Zum ersten Mal durfte er hoffen, seine Aufrührertätigkeit fortzusetzen. Es ist denkbar – ich weiß es nicht, es steht auch nicht in der Schrift, aber es ist denkbar –, dass Barabbas und Jesus neben der Tribüne des Pilatus standen, sodass sie einander in die Augen schauen konnten. Aber das Volk schrie: „Hinweg mit diesem! Gib uns Barabbas frei!“ „Was soll ich denn mit dem tun, den ihr den König der Juden nennt?“ „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“ Und Pilatus gab nach. Er entschied, dass ihrem Verlangen stattgegeben werde. Er gab den wegen Aufruhr in den Kerker Geworfenen, den sie verlangten, frei; Jesus aber überließ er ihrem Willen.

Das Mehrheitsprinzip, meine lieben Freunde, mag in gewissem Umfang seine Berechtigung haben, aber Mehrheit hat nicht immer Recht; sie kann in relativen Dingen, aber nicht in absoluten Dingen entscheiden. In Fragen der Religion und Sittlichkeit Mehrheitsentscheidungen herbeiführen, heißt Religion und Sittlichkeit dem Belieben der Masse ausliefern. Die Deutsche Bischofskonferenz hat sich mit  $\frac{2}{3}$  Mehrheit für die falsche Ehelehre der Kardinäle Kasper und Marx ausgesprochen. Ein unerhörter, ein noch nie vorgekommener Vorgang! Die Herren wissen nicht mehr, was Lehre der Kirche ist, oder sie wollen es nicht mehr wissen! Eine wahrhaft gespenstische Situation. Unsere deutschen Dichter sind skeptisch gegenüber Mehrheiten. Goethe hat einmal geschrieben: „Nichts ist widerwärtiger als die Mehrheit; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich anpassen, aus Schwachen, die sich angleichen, und der Masse, die nachtrölet, ohne im mindesten zu wissen, was sie will.“ Schiller schreibt im Demetrius: „Was ist Mehrheit? Mehrheit ist Unsinn, Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen. Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. Der Staat muss untergehen, früh oder spät, wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.“ Worte unseres großen Dichters Friedrich Schiller. Die Wahrheit siegt nicht, wenn Zahlen gegen Zahlen stehen. Zahlen können höchstens über eine Schönheitskönigin entscheiden, aber nicht über die Gerechtigkeit. Recht bleibt Recht, auch wenn niemand dafür ist; und Unrecht bleibt Unrecht, auch wenn niemand es wahrhaben will. Der erste Wahlgang in der Geschichte des Christentums war unrecht.

Wir wissen nicht, was Barabbas gedacht hat, als er durch die Amnestie freikam. Wir können versuchen, uns vorzustellen, wie es in ihm ausgesehen haben mag. Wahrscheinlich war er sprachlos über eine Gunst, die seine kühnsten Hoffnungen übertraf. Er hatte für die politische Freiheit gekämpft, die Verräter gebrandmarkt, Einrichtungen der Römer sabotiert, eine Organisation von Patrioten begründet und durch seine Einkerkelung Ansehen gewonnen. Doch das alles war nichts gegenüber dem ohrenbetäubenden Geschrei, das jetzt an sein Ohr klang und das ihn als nationales Vorbild und Helden feierte. Er war kein Geächteter mehr, sondern ein freier Mann. Barabbas war frei, und zwar in mehrfacher Hinsicht: Er war frei von der Furcht; er hatte kein römisches Gefängnis mehr zu fürchten. Er war frei von der Not; er brauchte nicht mehr bei trockenem Brot und Wasser zu fasten. Er hatte Freiheit der Rede; er konnte wieder für die Revolution sprechen. Er hatte Freiheit der Religion; es stand ihm frei, gegen die Religion aufzutreten. Freiheit bedeutete für ihn Freiheit von etwas, aber es war eine leere Freiheit. Er musste feststellen, dass niemand, nach der Abstimmung, ihm folgte. Es war die merkwürdigste Abstimmung der Weltgeschichte. Für den Sieger Barabbas wurde kein Fackelzug veranstaltet, man hob ihn nicht auf die Schultern, die Menge folgte ihm nicht mit „Hochrufen“, sondern sie folgte einem anderen, einem anderen, der auf einen Hügel namens Golgotha geführt wurde. Und es steht zu vermuten – obwohl wir das nicht wissen –, dass Barabbas sich der Menge anschloss; er wollte doch auch sehen, wie die Sache ausgeht mit dem Jesus von Nazareth. Er sah, dass zwei seiner Mitgefangenen auch zur Hinrichtung geführt wurden. Sie hatten nicht das Glück gehabt, zur Wahl gestellt zu werden: Dismas zur Rechten, Gestas zur Linken Jesu am Kreuze. Er hörte Gestas zur Linken fluchen und schimpfen und flehen, heruntergenommen zu werden, aber er hörte auch Dismas zur Rechten Christi bitten, hinaufgenommen zu werden: „Gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Und er vernahm, dass dieser Bitte das göttliche Versprechen folgte: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Was für eine Freiheit war das, die Dismas zu befriedigen schien. Er war

ans Kreuz genagelt, und doch ein Freier, denn der in der Mitte, der war der Schenker der Freiheit. Da erkannte vielleicht Barabbas, dass wahre Freiheit nicht die Freiheit von etwas ist, sondern die Freiheit zu etwas. Was nützt die Freiheit von der Furcht, wenn wir niemanden haben, den wir lieben. Was nützt die Freiheit von der Not, wenn es keine Gerechtigkeit gibt, der wir dienen können. Was nützt die Freiheit der Rede, wenn es keine Wahrheit gibt, die wir zu verkündigen haben. Was nützt die Religionsfreiheit, wenn es keinen Gott gibt, den wir anbeten. Barabbas hat vielleicht verstanden, dass ans Kreuz geheftete Liebe frei ist. Und das sollte man allen Revolutionären sagen: Revolutionäre, folgt nicht dem revolutionären Barabbas, der die Gesellschaft umformen will, um die Menschen zu ändern. Sondern folgt dem Revolutionär, der die Menschen ändern will, um die Gesellschaft umzuändern. Das Wichtigste ist nicht, die Welt zu verbessern, sondern die Menschen zu bessern. Die Revolutionäre erwarten zu viel von der Politik und zu wenig von der Religion. Man kann den Revolutionären sagen: Ja, glaubt an die Gewalt, aber nicht an die Gewalt, die das Schwert zieht gegen einen Nachbarn, gegen eine Klasse, gegen eine Rasse oder gegen eine Farbe. Sondern zückt das Schwert gegen euch selbst, gegen die Wollust, gegen den Neid, gegen den Hass in Euch. Seid nicht gewalttätig gegen Eure Mitmenschen, sondern gegen die Selbstsucht. Denn das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalttäter reißen es an sich. Alle, die in einem freien Lande leben und leichtsinnig über die Freiheit daherreden, mögen wahr haben, dass die wahre Freiheit, die einzig wahre Freiheit, die Freiheit ist, ein Heiliger zu werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Wundmale des Herrn

22.03.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jede Nachkriegswelt trägt ihre Wunden. Oft wandern Millionen Heimatvertriebener abgehärmt, wie von Gespenstern gehetzt und verfolgt, über die weiten Gebiete der Erde. Und wo sie niedersinken, da nimmt dieselbe Erde, die ihnen hätte dienen sollen, ihre Leiber in ungeschaukelten Gräbern auf. Menschen mit schwieligen Händen, die ermattet das Kreuz der Zwangsarbeit schleppen, schauen vergebens nach einem Simon von Cyrene aus, der ihnen helfen könnte, ihre Last zu tragen. Verwundete, verkrüppelte und verstümmelte Soldaten hinken durch eine Welt, für deren Freiheit sie gekämpft haben, und finden doch nicht die Freiheit, die ihre Kameraden mit dem Tode bezahlt haben. Wer kann uns noch Hoffnung geben, dass bessere Tage kommen? Und dass dieser Schmerz und diese Qual nicht nur Hohn und Spott ist, wenn die Erde solche Wunden trägt? Eines ist sicher, meine lieben Freunde: Unsere gebrochenen Schwingen kann kein liberaler Christus heilen, wie ihn die protestantischen Theologen erfunden haben. Unser Christus kann nicht ein Partner von Sokrates, Konfuzius und Mohammed sein. Der Einzige, der unserer Zeit Trost bringen kann, ist der wundenbedeckte Christus, der freiwillig den Tod erlitt, um uns Hoffnung und Leben zu bringen, der Christus des Ostermorgens. In den Berichten über die Auferstehung spielen die Wundmale Christi eine bedeutsame Rolle. Magdalena, die zu seinen Füßen saß, finden wir dort im Garten, und erst als sie das blutrote Mal der Schlacht vom Kalvarienberg an seinen Füßen erblickte, erkannte sie den Herrn und rief: „Rabboni!“ (mein Meister). Dann trat Christus vor die skeptische, zweifelnde Welt in der Gestalt des Thomas, dessen melancholische Veranlagung ihn zum Zweifler macht. Als die anderen Jünger ihm sagten, sie hätten den Herrn gesehen, erwiderte er: „Wenn ich nicht an den Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger in das Mal der Nägel tauche und meine Hand in seine Seite lege, glaube ich nicht.“ Acht Tage später, als die Jünger in demselben Raume hinter verschlossenen Türen weilten, und Thomas unter ihnen war, stand der Herr plötzlich in ihrer Mitte und sprach: „Der Friede sei mit euch!“ Dann sagte er zu Thomas: „Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände; nimm deine Hand und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“ Thomas brach zusammen: „Mein Herr und mein Gott!“ Die Welt, meine lieben Freunde, braucht den mannhaften Christus, der einer bösen Welt das Pfand seines Sieges in seinem eigenen Leibe vorweisen kann, den er in blutiger Weise für unsere Erlösung geopfert hat. In diesen tragischen Zeiten können uns keine falschen Götter trösten, Götter, die unempfindlich sind für Schmerz und Leid. Unsere Kirche versteht etwas vom Leid, weil sie einen gepeitschten Sklaven auf die Altäre stellt! Welche Sicherheit, dass das Böse nicht über das Gute triumphieren wird, besitzen wir, sobald der wundenbedeckte Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der durch göttliche Kraft von den Toten auferstand, in unserem Leben fehlt? Wenn der, der in die Welt kam, um die Würde der menschlichen Seele zu lehren, der eine sündige Welt veranlassen konnte, ihn der Sünde zu zeihen, keine andere Aufgabe und kein anderes Schicksal gehabt hätte, als mit Dieben und Mördern an einem gewöhnlichen Kreuze zu hängen? Dann könnte jeder von uns fragen: Warum sollte ich ein gutes Leben führen, wenn ein guter Mensch dieses Schicksal erleidet? Welche Begründung gibt es für die Tugend, wenn die größte aller Ungerechtigkeiten ungestraft, und das edelste aller Leben unverteidigt bliebe? Was soll ich von einem Gott halten, der ungerührt auf das Schauspiel her-

abblicken kann, wie die Unschuld zur Hinrichtung geführt wird? Der nicht die Nägel herauszog und durch ein Zepter ersetzte, oder einen Engel sandte, um den Dornenkranz abzunehmen und einen Blumenkranz aufzulegen? Was soll ich von einer menschlichen Natur halten, wenn diese unter den Nagelstiefeln römischer Henker zertrampelte weiße Blüte eines fleckenlosen Lebens dazu bestimmt wäre, genauso in der Erde zu verwesen wie alle zertretenen Blumen? Wenn dies das Ende alles Guten ist, warum sollen wir dann gut sein? Wenn dies der Gerechtigkeit geschieht, dann mag ruhig die Anarchie herrschen. Wenn er aber nicht nur Mensch, sondern Gott ist, nicht nur Lehrer einer humanitären Ethik, sondern der Erlöser, wenn er das Ärgste, dessen die Welt fähig ist, erduldet und es durch göttliche Macht überwindet, wenn er, der Unbewaffnete, mit keiner anderen Waffe als mit Verzeihung und Güte einen Krieg führen kann, in dem die Erschlagenen den Sieg davontragen, und diejenigen, die den Feind geschlagen haben, unterliegen: Wer könnte dann ohne Hoffnung bleiben, wenn der auferstandene Christus uns seine durchbohrten Hände und Füße zeigt?

Als der große Julius Caesar ermordet wurde, von vielen Dolchstichen durchbohrt, hielt ihm sein Freund Marcus Antonius die Leichenrede, aufgezeichnet bei Shakespeare. Er forderte das Volk von Rom auf, die Wunden Caesars zu betrachten, „arme stumme Münder“ – „poor poor dumb mouths“, und sie sprechen zu lassen. Jede Wunde, so sagte Antonius, sei eine Zunge, welche die Steine von Rom zu Erhebung und zum Aufstand bewege. Auch die Wunden Jesu sprechen. Paulus hat ihre Sprache vernommen: „Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben.“ Das ist die Sprache der Wunden Jesu. „Was soll uns trennen von der Liebe Christi? Trübsal, Bedrängnis, Hunger, Blöße, Gefahr, Schwert? Aber in all dem bleiben wir Sieger durch den, der uns geliebt hat.“ Die verklärten Wunden Jesu reden. Sie haben eine Stimme, die unüberhörbar ist. Was Jesus erlitten hat, ist nicht bloß „Prophetenschicksal“, wie der Kardinal Kasper sagt. Was Jesus erlitten hat, das ist ein Opfertod. Jesus hat sich als wahres und eigentliches Opfer Gott dargebracht. Jesus hat durch sein Leiden und Sterben Gott für die Sünden der Menschen stellvertretende Genugtuung geleistet. Durch die Ausgießung seines Blutes hat er uns erlöst und herausgerissen aus der Macht der Finsternis und hinübergetragen in sein Reich. Das ist jene reine Opfergabe, die durch keine Unwürdigkeit und Bosheit der Opfernden befleckt werden kann. Durch sein eigenes Blut ist er ein für alle Mal in das Heiligtum eingegangen, nachdem er eine ewige Erlösung bewirkt hatte. Das Blut des Herrn war der Kaufpreis unserer Erlösung. Und diesen einzig möglichen Preis musste der bezahlen, an dem wir mit der Summe unserer Sünden verschuldet waren. Das Blut Jesu Christi – nur das Blut Jesu Christi! – macht uns von jeder Sünde frei.

Die Wundmale Jesu reden. Was lehren sie uns, meine lieben Freunde? Sie sagen uns, dass das Leben ein Kampf ist. Dass wir genauso am Jüngsten Tage auferstehen können wie er; dass es kein leeres Grab geben wird, wenn nicht auch ein Kreuz in unserem Leben steht; dass es keinen Ostersonntag ohne einen Karfreitag geben kann; dass kein Heiligenschein ohne Dornenkrone verliehen wird, und dass wir nicht mit ihm auferstehen werden, wenn wir nicht mit ihm leiden. Das ist die Sprache der Wunden Jesu. Der Christus mit den Wundmalen brachte uns nicht den Frieden, der keinen Kampf kennt, denn Gott verabscheut die Friedfertigkeit derjenigen, die gegen das Böse streiten sollen. Die Wunden Jesu sagen: Das tat ich für dich. Was tust du für mich? Die Wundmale Jesu sind aber nicht nur eine Mahnung, dass das Leben ein Kampf ist, sondern auch das Unterpfeiler des Sieges in dem Kampf. Unser göttlicher Heiland sagte: „Ich habe die Welt überwunden.“ Damit meinte er, dass das Böse im Prinzip besiegt ist. Der Sieg ist gesichert, aber der Kampf ist noch nicht zu Ende. Das Böse wird nie stärker sein als das Gute. An jenem denkwürdigen Tage, wo der Herr am Kreuze hing, da ist das Schlimmste geschehen, was auf dieser Erde geschehen kann. Das Schlimmste ist nicht, dass Städte in Trümmer sinken, dass Atombomben fallen, das Schlimmste ist, dass man versucht hat, Gott zu töten. Glauben wir also nicht, dass Jesus uns mit seinen Wunden vor Schmerz und Leid, vor Kreuz und Tod bewahrt. Er bietet uns nicht die Befreiung vom Bösen in der physischen Welt, sondern die Reinwaschung der Seele von den Sünden. Der letzte Sieg über das physisch Böse wird die Auferstehung der Toten sein; sie kommt mit Gewissheit, so wie die Auferstehung des Herrn. Aber er lehrt ein ewiges Heer von Leidtragenden in dieser Welt das Ärgste, was das Leben einem antun kann, mutig und gelassen zu ertragen, die Prüfungen dieser Welt als den Schatten seiner liebevoll ausgestreckten Hand zu sehen, die größten Schmerzen des Lebens in den schönsten, übernatürlichen Gewinn zu

verwandeln. Die Wunden des Herrn reden. Was verlangen sie von uns? Sie rufen uns auf zu ihrer Verehrung. Wir beten die Wundmale Jesu an, genauso wie sein Herz und sein Haupt. Denn sein ganzer Leib ist ja von der Gottheit durchdrungen und darum anbetungswürdig. Zum Herzen Jesu rufen wir:

„Herz Jesu, voller Qual ob unserer Missetaten, erbarme dich unser.  
Herz Jesu, von der Lanze durchbohrt, erbarme dich unser.“  
Wir verehren das dornengekrönte Haupt unseres Erlösers:  
„O Haupt, voll Blut und Wunden,  
voll Schmerz, bedeckt mit Hohn;  
o Haupt, zum Spott umwunden  
mit einer Dornenkron‘;  
o Haupt, sonst schön gekrönt  
mit höchster Ehr‘ und Zier,  
jetzt aber frech verhöhnet,  
gegrüßet seist du mir!“

Die Wunden unseres Herrn reden. Was empfehlen sie uns? Sie empfehlen uns, dass wir in diese Wunden fliehen, um vor den Feinden unseres Heiles sicher zu sein. Im Gebet „Seele Christi, heilige mich“ beten wir: „Verbirg in deine Wunden mich.“ Wer in diesen Wunden verborgen ist, der ist geborgen. Die Wundmale Christi sind unsere Zuflucht im Leben und im Tode. Wenn ein Glied unserer Gemeinde von uns scheidet, beten wir zu den fünf Wunden unseres Herrn:

„Herr Jesus Christus, für uns am Kreuze gestorben, durch die heilige Wunde deiner rechten Hand, erbarme dich seiner / erbarme dich ihrer.  
Herr Jesus Christus, für uns am Kreuze gestorben, durch die heilige Wunde deiner linken Hand, erbarme dich seiner / erbarme dich ihrer.  
Herr Jesus Christus, für uns am Kreuze gestorben, durch die heilige Wunde deines rechten Fußes, erbarme dich seiner / erbarme dich ihrer.  
Herr Jesus Christus, für uns am Kreuze gestorben, durch die heilige Wunde deines linken Fußes, erbarme dich seiner / erbarme dich ihrer.  
Herr Jesus Christus, für uns am Kreuze gestorben, durch die heilige Wunde deiner Seite, erbarme dich seiner / erbarme dich ihrer.  
Gib ihr / gib ihm die ewige Ruhe.“

Im Gebet „Seele Christi, heilige mich“ kommt eine überraschende Bitte vor, da heißt es nämlich: „Leiden Christi, stärke mich.“ Ist das nicht merkwürdig, dass wir den Herrn in seiner größten Schwäche und in seiner bittersten Not um Stärkung anflehen? „Leiden Christi, stärke mich“! Nein, es ist gar nicht merkwürdig. Es ist sehr verständlich, dass wir rufen: „Leiden Christi, stärke mich“, denn nie hat ein Leidender sein Leiden mit größerer Kraft und Liebe getragen als unser Heiland. Die Verehrung der Wundmale Christi ist zuerst und zuoberst eine Sache der Innerlichkeit; sie kann sich aber auch äußerlich ausdrücken. Ein Zeichen der Liebe und Verehrung ist der Kuss. In meiner Heimat wird zum Gedenken des heilbringenden Leidens unseres Herrn gesungen:

„Herr, ich küsse deine Füße,  
deiner heiligen Hände Mal.  
Hast die Wunden ja empfunden  
auch für meiner Sünden Zahl!  
Voller Treue und mit Reue  
über meine Missetat,  
küß ich heute jene Seite,  
die man dir eröffnet hat.  
Und in Demut und mit Wehmut

sei dein heiliges Haupt geküsst,  
was verhöhnet, dorngekrönt  
voller Blut und Wunden ist.“

Unser Christus, meine lieben Freunde, ist der Schmerzensmann, der Leidende, der Gekreuzigte. Wir wollen keinen anderen Christus. Wir schauen auf den, den sie durchbohrt haben. Uns hilft kein abgeschwächter Christus; uns hilft kein verbilligter Glaube; uns hilft kein Nachgeben gegenüber einer außer Rand und Band geratenen Gesellschaft. „Merkt Euch das, Ihr Synodenväter in Rom! Merkt Euch das!“ Was uns rettet, ist der Christus mit der Dornenkrone, ist der Christus mit dem zerrissenen Leib, ist der Christus, der am Kreuze sprechen konnte: „Es ist vollbracht!“ Gewiss, das ganze Leben Jesu, vom ersten Tage an, war von erlöserischer Kraft, aber seine Erlösungstätigkeit hat einen Gipfel, und das ist das Kreuz, das ist das Golgothakreuz. Aus seinen Wunden schöpfen wir das Heil. Am Karfreitag nahm er den Kampf mit dem Bösen auf. Aus den stürzenden Bächen des Hasses ließ er sich fünf Wunden schlagen, von denen jede einzelne genügt hätte, um die Welt zu erlösen und das Böse zu überwinden. Wenn er, unser Führer, fünf Wundmale trug, so müssen wir als seine Streiter am Tag der großen Siegesfeier, wenn er kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten, bereit sein, ihm die Wunden zu zeigen, die wir für seine Sache und in seinem Namen davongetragen haben. Er wird einem jeden von uns die Frage stellen: Zeige mir deine Hände und deine Füße! Wehe denen, die mit leeren Händen und ohne Wundmale vom Kalvarienberg herabkommen! Wenn wir uns eines der fünf Wundmale aussuchen können, wählen wir die Wunde, die der römische Soldat unserem Heiland zufügte, als er ihm die Lanze in die Seite stieß. Aus der Seitenwunde flossen Blut und Wasser, das, was noch darin war. Es war alles ausgegeben: seine Jugend, seine Kraft, sein kostbares Blut; es war nichts mehr drin in dem entseelten Leib. Es war alles ausgegeben bis zum letzten Blutstropfen. „O Herr, lass deine Pein an mir doch nicht verloren sein!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Herr ist in verklärter Leiblichkeit auferstanden

05.04.2015 (Ostersonntag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Auferstehung unseres Heilandes Versammelt!

Alle Aussagen der Christuswirklichkeit haben die Voraussetzung und die Mitte in dem Zeugnis über den Auferstandenen. Wer Christus nicht als den verklärt-leibhaftig Auferstandenen bekennt, der sollte aufhören, von Christus zu sprechen. Aber gerade in der Rede von der Auferstehung begegnet uns heute eine Menge von verworrenen und gegensätzlichen Ansichten. Die Flut der Missdeutungen und massiven Irrlehren an dieser Stelle ist stärker, als die kirchenamtliche Publizistik es wahr haben will. Wir müssen deswegen unsere Aufgabe dahin sehen, die biblischen Grundlinien der Ostergeschehnisse herauszuarbeiten. Das urchristliche Zeugnis: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden“ ist eine umstürzende Meldung von einem konkreten Ereignis, das allen Erfahrungen widerstreitet. Diese Botschaft besitzt eine Bedeutung für die Verkündigung der Apostel, für die Erweckung des Glaubens der Gemeinde und für die Entstehung der christlichen Kirche. Ohne Auferstehung hätte es niemals eine christliche Kirche gegeben. Die Behauptung der Auferstehung schlägt jeder bloßen Vernunftgläubigkeit ins Gesicht; sie offenbart eine neue Wirklichkeit. Das eigentliche Ärgernis des Kreuzes besteht darin, dass der Gehängte, Jesus, der Auferstandene, der Lebendige, der Welterlöser ist. Das Auferstehungsgeschehen besitzt einen unüberbietbaren Fundamentcharakter, ist das Schlüsselerlebnis des Christentums.

Der Inhalt des Auferstehungsgeschehens wird von Paulus im 1. Brief an die Korinther mit eindeutigen Worten geschildert: „Das Evangelium, das ich euch verkündet habe, welches ihr auch angenommen habt, in dem ihr auch gerettet werdet, wenn ihr es festhaltet, wie ich es euch verkündet habe, dieses Evangelium lautet, dass Christus gestorben ist für unsere Sünden, nach der Schrift, dass er begraben wurde und dass er auferstanden ist am dritten Tage, nach der Schrift, und dass er gesehen wurde.“ Das glaubensbegründende und erlösende Evangelium hat sein Herzstück in dem Auferstandenen. Das ist der Grundakkord aller Theologie, das ist das Grundthema der christlichen Predigt. Als Petrus seine erste Predigt in Jerusalem hielt, da sagte er: „Männer von Jerusalem, ihr habt Jesus von Nazareth durch die Hände der Gesetzlosen ans Kreuz geschlagen und umgebracht; ihn hat Gott auferweckt, indem er die Wehen des Todes löste.“ Es war unmöglich, dass der Tod ihn festhielt. Ebenso bestimmt es den Inhalt des urchristlichen Bekenntnisses: „Wenn du mit dem Munde Jesus als den Herrn bekennt, und im Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat, wirst du gerettet.“ Das ist eindeutig das Bekenntnis der christlichen Gemeinde von Anfang an. Wer am Christentum festhalten will, ohne die wahre Auferstehung Jesu zu bekennen, betreibt Falschmünzerei. Das ganze neutestamentliche Schrifttum ist überhaupt nur entstanden, um Antwort auf die Frage zu geben: Wer war denn dieser Christus, der auferstanden ist, den Gott auferweckt hat? Hieraus ergibt sich die Bestätigung der Identität der personalen Einheit des Auferstandenen mit dem Gekreuzigten. Der auferstandene Herr kann nicht – wie evangelische Theologen sagen – mit dem kerygmatischen Christus gleichgesetzt werden. Christus, so sagen sie, ist in die Verkündigung auferstanden. Ja, meine lieben Freunde, die Verkündigung sind Worte. Wenn Christus nur in die Verkündigung auferstanden ist, dann werden Worte gemacht ohne einen Rückhalt, ohne einen Hinterhalt in einem Geschehnis. Ich habe heute Morgen noch einmal die Äußerung des evangelischen Theologen Hans Conzelmann gelesen. Er

schreibt: „Die Kirche lebt davon, dass die Ergebnisse der Leben-Jesu-Forschung nicht bekannt sind.“ Das heißt also: Wenn diese Ergebnisse, diese sog. Ergebnisse bekannt sind, dann ist es mit der Kirche zu Ende, dann ist es mit der Kirche aus. Es ist eine totale Verkehrung der österlichen Wirklichkeit, wenn man an die Stelle von gottgewirkten Tatsachen bloße menschliche Worte setzt. Wenn Christus nicht wahrhaft auferstanden ist, dann ist die Verkündigung leeres Gerede. Zwei Fragen sind es, die sich seit fast 2000 Jahren stellen und eine eindeutige Antwort verlangen, nämlich:

1. Ist an Ostern überhaupt etwas geschehen?
2. Was hat sich, wenn sich etwas ereignet hat, zugetragen?

Es ist eine unerträgliche Verletzung der urchristlichen Botschaft, wenn man sich mit der bloßen Feststellung begnügt, dass Jesus wie alle großen Persönlichkeiten eine bleibende Wirkungsgeschichte ausgelöst hat. Die Rede von der Auferstehung verwandelt sich bei diesen Leuten dahin, dass sie sagen: Dadurch wird die Bedeutsamkeit des Kreuzes ausgedrückt. Ja, aber wie kann denn das Kreuz bedeutsam sein, wenn es gar nicht in der Auferstehung geendet hat? Man sagt, die Sache Jesu gehe weiter. Es gehen viele Sachen weiter; die Sache von Karl Marx geht auch weiter. Diese Theologen sind Gefangene ihrer weltanschaulichen Voraussetzung. Sie machen die Prämisse: In der ganzen Weltgeschichte kann sich nichts anderes ereignen als das, was jeden Tag passiert. Etwas Unerhörtes, Einmaliges, noch nie Dagewesenes, das kann es nicht geben; und damit schließen sie von vorneherein das Geheimnis der Auferstehung aus. Diese Nivellierung des Auferstehungszeugnisses zu einer bloßen Symbolik, zu einer Bedeutsamkeit steht im schroffen Widerstreit zu sämtlichen biblischen Bezeugungen. Die Wirklichkeit des tatsächlichen Geschehenseins der Auferstehung des gekreuzigten und gestorbenen Jesus von Nazareth ist der Inhalt des biblischen Zeugnisses. Dieses Geschehen wird zurückgeführt auf ein unmittelbares, souveränes Eingreifen Gottes. Die Auferweckung Jesu ist die majestätische Allmachtstat des himmlischen Vaters, die an dem Gottessohn als dem Passionschristus und dem Gekreuzigten handelt. „Diesen Jesus hat Gott auferweckt; das bezeugen wir“, sagt Petrus in seiner ersten Predigt. Die Aktivität des allmächtigen Gottes führt das Ostergeschehen herbei und macht daher das Auferstehungsereignis zum Höhepunkt des Offenbarungshandelns. Es gibt keine andere Offenbarung, meine lieben Freunde, als jene, in der der Höhepunkt die Auferweckung Jesu durch Gottes Macht ist. Wer nicht mehr an die Auferstehung glaubt, der verfehlt sich gegen Gott. Bei dem muss man fragen, ob er noch an die wirkliche, persönliche Gottherlichkeit glaubt, ob er noch an den Gott glaubt, der das Nichtsein in das Sein ruft und der Tote lebendig macht. Die Auferstehung Jesu hat Bedeutung für ihn, aber auch für die ganze Welt, das ganze Weltganze. Die Auferweckung des Sohnes besitzt universalen Charakter. Mit seiner Auferstehung ist der ganzen Welt in geheimnisvoller Weise etwas geschehen, eine Art Neugeburt, eine Art Neuschöpfung.

Der Vorgang der Auferstehung wird in keinem Evangelium geschildert. Warum nicht? Weil keiner dabei war. Die Jünger waren nicht zugegen, als der Vater im Himmel seinen Sohn aus dem Grabe rief. Es spricht für die Redlichkeit der Evangelisten, dass sie nicht gesponnen und erfunden haben, sondern dass sie schwiegen, wovon sie kein Wissen hatten. Aber eine neue Dimension wird durch die Auferstehung Jesu herbeigeführt. „Der Auferstandene hat dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht“, heißt es im 2. Brief an Timotheus. Er hat den Tod überwunden. Diese neue Lebenswirklichkeit jenseits der Todeswelt entzieht sich unserer Nachprüfung. Die Neuschöpfung, die sich in der Auferstehung Jesu ankündigt, ist genauso real wie die erste Schöpfung. Sie ist gewissermaßen das Urwunder, das wir in unserem Glaubensbekenntnis festhalten müssen. Dieser neuen schöpferischen Tat Gottes entspricht es, dass das Zeugnis von der Auferstehung wesentlich durch die Aussage über eine neue verkörperte Leiblichkeit gekennzeichnet ist. Natürlich kann nicht von der Wiederherstellung des geschichtlichen Leibes Jesu die Rede sein. „Ein toter Leib kann nicht wieder lebendig werden“, sagt einer dieser evangelischen Theologen – ja, das sagen die Fleischer auch. Aber das ist ja gar nicht die Osterbotschaft. Die Osterbotschaft sagt nicht, dass ein toter Leib wieder lebendig geworden ist, sondern dass ein toter Leib in verkörperter Gestalt wiederhergestellt worden ist. Nicht der irdische Leib ist wiederhergestellt worden, sondern der irdische Leib ist verwandelt worden. Dieses Ganzheitsgeschehen der Auferweckung hat natürlich zu Fragen

Anlass gegeben, und Paulus hat sich bemüht, den Unterschied zwischen dem geschichtlichen und dem pneumatischen, dem geistlichen Leib Jesu herauszuarbeiten. „Was man sät“, sagt er, „ist ein sinnhafter Leib, was auferweckt wird, ein geistlicher Leib. Der erste Mensch ist irdisch, der zweite Mensch ist himmlisch. Wie wir das Bild des Irdischen trugen, werden wir auch das Bild des Himmlischen tragen.“ Diese Wirklichkeit der Neuschöpfung kann nur wahrgenommen werden im Glauben. Es besteht ein erheblicher Unterschied zwischen dem vorösterlichen Glauben an Jesus und dem nachösterlichen Glauben. Das Auferstehungszeugnis von der Großtat Gottes kann nur ein Zeugnis einer schlechthin unvergleichlichen Tat Gottes sein. Eine neue Existenz ist in Jesus erkennbar geworden.

Aber die neue Wirklichkeit des Auferstandenen ereignet sich in Raum und Zeit, ist also in der Geschichte festgelegt. So sehr das Ostergeschehen geschichtsüberlegen ist, so sehr ist die Geschichtsbezogenheit dieses Ereignisses grundlegend. Der Niederschlag dieses Geschehens repräsentiert sich in ganz bestimmten konkreten, persönlichen, nicht auswechselbaren historischen Fakten. Der Glaube bleibt auf den geschichtlichen Anstoß und die geschichtliche Konkretion angewiesen. Insofern hat auch die Geschichte glaubensbegründende Funktion. Beim Verständnis der Kette dieser Ereignisse, die sich in einer bestimmten Zeitperiode bis zur Himmelfahrt Christi abspielen, kommt es in erster Linie darauf an, sich darüber klarzuwerden, dass diese Geschehnisse nicht mit psychischen Phänomenen wie Visionen, Halluzinationen, Träumen gleichgesetzt werden dürfen. Sie tragen einen völlig außergewöhnlichen Charakter und sprengen jeden Vergleich, auch mit der visionären Schau der Propheten. In der Person des Auferstandenen tritt vielmehr die neue Dimension der Welt Gottes in Erscheinung. Dieses Hervortreten und Sichzeigen mit den Wundmalen des Gekreuzigten wird zu dem eigentlichen geschichtlichen Ermöglichungsgrund der Osterverkündigung. Dabei ist zu beachten, meine lieben Freunde: die Begegnungen mit dem Auferstandenen brechen nicht von innen, aus dem Gefühl, aus der Sehnsucht der Apostel auf, nein, sie drängen sich ihnen von außen auf. Diese Geschehnisse sind ihnen nicht verfügbar, sie können sie nicht abrufen, sondern sie müssen sie hinnehmen. Diese Geschehnisse sind nicht Erzeugnisse von Nostalgie und Wunschdenken, sondern Widerfahrnisse, die über sie kommen, denen sie sich nicht entziehen können. Die Erscheinungen des Auferstandenen waren für die Jünger genauso überraschend wie für uns; sie waren ihnen gleichsam ausgeliefert. Sie haben sie nicht erzeugt, sondern entgegengenommen. Sie konnten nicht über sie verfügen, sondern sie mussten sie geschehen lassen. Diese Geschehnisse aber sind die Grundlage für das Apostolat. Nur der kann Apostel werden, kann den Judas ersetzen, der ein Zeuge der Auferstehung Jesu ist. Als es darum ging, einen Ersatzmann zu wählen, da sagten die Apostel: „Es muss einer sein, der fähig und gewillt ist, Zeuge der Auferstehung Jesu zu werden.“ Zeuge, meine lieben Freunde, aber wird man nicht durch Einbildung, sondern Zeuge wird man durch Wahrnehmung. „Was wir gesehen und gehört haben“, sagt Petrus vor dem Hohen Rat, „das bezeugen wir.“

Das Offenbarwerden des Auferstandenen vollzieht sich in einer doppelten Weise. Auf der einen Seite ereignet sich das Wiederkommen wie mit dem geschichtlichen Jesus: er spricht zu ihnen – er spricht zu ihnen. Einer dieser ungläubigen Theologen sagt, Jesus habe nicht in satzhafter Weise zu ihnen gesprochen. Ja, meine lieben Freunde, ein normaler Mensch spricht in satzhafter Weise. Das ist der Anfang der Leugnung. Er spricht mit ihnen, er isst und trinkt mit ihnen, er gibt ihnen Aufträge. Das ist die eine Seite der Erscheinungen, auf der anderen sind sie von ganz anderer Art: sie offenbaren und lassen die göttliche Andersartigkeit durchscheinen. Das neue Sein des Auferstandenen hat die Abhängigkeit vom irdischen Dasein hinter sich gelassen. Dem Auferstandenen braucht man nicht die Tür zu öffnen; er steht plötzlich vor ihnen, auch bei verschlossener Tür. Diese Handlungen des Auferstandenen sind nicht von der Gemeinde erfunden und ihm zugeschrieben worden, wie die ungläubigen Theologen behaupten, denn mit erfundenen und zugeschriebenen Handlungen kann man nichts beweisen, da täuscht man sich selbst und andere. Die Handlungen des Auferstandenen wurden von den Zeugen erlebt und wahrgenommen; sie konnten und wollten ihre Tatsächlichkeit nicht verleugnen.

Es ist überaus aufschlussreich, dass im Zeitalter des Modernismus die urchristliche Überlieferung vom leeren Grab angefochten wird. Gerade die Anerkennung dieses Faktums gehört aber zur Theologie der Auferstehung. Gewiss, das Leerwerden des Grabes hätte auch anders erklärt werden können. Maria Magdalena dachte ja zunächst daran, der Gärtner habe Jesus fortgetragen. Aber die Botschaft und die Kunde vom leeren Grab sind untrennbar mit der Auferstehungsverkündigung verbunden.

Rein historisch ist es ja undenkbar, dass in Jerusalem die Auferstehung Jesu verkündet wurde, wenn das Grab noch besetzt war. Man hätte ja hingehen und sich überzeugen können, dass der Hingerichtete noch darin war. Aber sogar die Juden bestreiten nicht, dass das Grab leer war, nur erklären sie es anders, nämlich durch Diebstahl der Jünger. Es müsste ferner zu denken geben, dass in sämtlichen Evangelien das historische Faktum des leeren Grabes einhellig bezeugt wird. Es hat in der Urgemeinde niemals eine Auferstehungsverkündigung ohne das leere Grab gegeben. Das gilt auch für Paulus. Da wird von den ungläubigen Theologen gern gesagt, Paulus kennt das leere Grab ja gar nicht. Er kennt es! Warum schreibt er denn im 1. Korintherbrief im 15. Kapitel, dass Jesus begraben wurde und dass er auferstanden ist? Warum erwähnt er denn, dass er begraben wurde? Weil das Grab leer war. Für Paulus war die Öffnung des Grabes durch Gottes Macht ein fester Bestandteil seiner Auferstehungsverkündigung. Die vorliegende Quellenlage widerspricht eindeutig einer Bestreitung der geschichtlichen Tatsache. Ihre Leugnung ergibt sich aus einer weltanschaulichen Voraussetzung. Die Freiheit des Grabes von dem Leichnam, das Leerwerden des Grabes hat eine große theologische Bedeutung. Es bezeugt nämlich den schöpferischen Eingriff Gottes, die Neugestaltung und die Verwandlung der individuellen Leiblichkeit des Jesus, der ins Grab gelegt wurde. Ob die Rede von der Auferstehung Jesu ernst genommen wird, das sieht man daran, ob man das Zeugnis von seiner Person ernst nimmt. Schon die Besinnung auf die Erscheinungen müsste erkennen lassen, dass dieses Geschehnis seine Einzigartigkeit gerade in der personalen Selbstkundgabe und Selbstbezeugung des Auferstandenen besitzt. An diesem vom Tode auferweckten Jesus aber ist etwas geschehen: Er wurde von Gott zum Kyrios, zum Herrn erhöht. Ihm ist jetzt alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben. „Gott hat diesen Jesus zu einem Herrn und Christus gemacht“, sagt Petrus in seiner ersten Predigt. Gott hat diesen Jesus zu einem Herrn und Christus gemacht. Der Auferstandene ist noch derselbe wie der geschichtliche Jesus, der am Kreuze starb, aber zugleich mehr und anders, denn Gott hat ihn erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Durch diese göttliche Inthronisation zum universalen Weltherrn wird aus dem vergangenen Jesus Christus, der allgegenwärtige Herr. Dieser Auferstandene ist der himmlische und zugleich gegenwärtige Herr, der sein Amt ausübt, für uns einzutreten. „Ob auch jemand gesündigt hat“, heißt es im Hebräerbrief, „so haben wir doch einen Anwalt beim Vater: Jesus Christus, der gerecht ist. Er, der zur Rechten des Vaters sitzt, er, der Erhöhte, tritt für uns ein.“ Und die christliche Gemeinde hat den Auferstehungsvorgang so verstanden. Hier ist nicht ein neutrales Geschehen passiert, ein Es, nein, hier ist die Person des Auferstandenen uns geschenkt. Im Jahre 96 n. Chr. schrieb der Statthalter Plinius der Jüngere an den Kaiser Trajan: „Christen sind Leute, die Jesus göttliche Verehrung erweisen, „carmina quasi deo“ – sie singen Christus Lieder als Gott.“ Was Plinius damals beschrieben hat, das ist die Wirklichkeit des Ostergeschehens. Die Christuswirklichkeit ist eine personale Wirklichkeit, die in eine Situation des persönlichen Gesprächs im Gebet zu Jesus und in der Anbetung Jesu mündet. Deswegen kann Lukas in seinem Evangelium schreiben: „Sie beteten ihn an.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

„Ich habe den Herrn gesehen!“

06.04.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Evangelist Johannes widmet das letzte Kapitel seines Evangeliums der Auferstehung und den Auferstehungszeugnissen Jesu. Das 21. Kapitel wird nämlich gewöhnlich – vielleicht mit gutem Recht – als Nachtrag angesehen. Das 20. Kapitel ist dann der Abschluss des Evangeliums, eben der siegreiche Abschluss mit den Auferstehungsberichten. In diesem 20. Kapitel sind vier Episoden mit dem Auferstandenen zusammengefasst. Die erste und die zweite Episode gelten Maria Magdalena, die dritte und die vierte sind den elf Aposteln und ihrer Begegnung mit dem Herrn gewidmet. Die erste Episode zeigt, wie Maria Magdalena in der Frühe zum Grabe kam und feststellte, dass es leer war. Mit einem Blick in die Grabkammer überzeugte sie sich, dass der Leichnam Jesu sich nicht mehr darin befindet. Sie zieht daraus nicht den Schluss, dass Jesus auferstanden ist, sondern dass die Leiche von unbekanntem Händen fortgeschafft worden ist. Sie eilt zu den Aposteln und meldet ihnen, was sie gesehen hat. Und zwei Apostel, nämlich die führenden Petrus und Johannes, machen sich auf, um der Nachricht nachzugehen, welche ihnen Maria Magdalena gebracht hatte. Das Ergebnis der beiden Begebenheiten ist dasselbe, nämlich sie wussten nicht, was mit Jesus geschehen ist – Unwissenheit. Dieses radikale Unvorbereitetsein auf die Auferstehung und das Erscheinen des Herrn, dieses radikal Unvorbereitetsein zeigt, dass die Wirklichkeit des Auferstandenen nicht erfunden, sondern erlebt ist. Das Grab ist leer. Petrus geht hinein und stellt nur die empirischen Tatsachen fest. Anders Johannes: Er geht hinein und kommt zum Glauben. Das Vorhandensein der Binden und des Schweißtüchens – und zwar in guter Ordnung – bringen ihn zur Erkenntnis, dass der Leichnam nicht gestohlen oder in ein anderes Grab verbracht worden ist, sondern dass Jesus auferstanden sein muss. Johannes, der Lieblingsjünger, ist der Erste, der an die Auferstehung Jesu glaubt. Dafür spricht, dass Magdalena später den Jüngern nicht die Auferstehung Jesu meldet, sondern seine Erscheinung. Die Auferstehung wussten sie schon von Johannes.

Die zweite Episode. Maria Magdalena ist von ihrem Besuch bei den Aposteln wieder aus der Stadt zurückgekehrt, ist immer noch der Meinung, dass der Leichnam Jesu fortgeschafft worden ist. Und sie steht weinend vor der Grabkammer, wirft nochmals einen Blick hinein und sieht zwei weißgekleidete Gestalten am Kopf- und Fußende der Steinbank sitzen, auf der Jesus niedergelegt worden war. Diese fragen sie nach dem Grund ihrer Trauer, und sie antwortet: „Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo man ihn hingelegt hat.“ Wie sie sich aber plötzlich rückwärts wendet, sieht sie eine Gestalt, erkennt aber die Gestalt nicht. Sie hält sie für den Gärtner, der nach ihrer Meinung den Leichnam fortgeschafft hat, weil er ihn in dem Grabe nicht dulden wollte. Die Augen Maria Magdalenas waren gehalten, so wie wir eben von den Emmausjüngern gehört haben. Jesus ging mit ihnen, aber sie erkannten ihn nicht. Ihre Augen waren gehalten, d.h. der Auferstandene zeigt sich, wann und wie und wo er will; man kann ihn nicht herbeizwingen. Und genauso war es bei der Erscheinung Christi am See Genesareth. Er stand am Ufer, aber die Jünger erkannten ihn nicht. Jesus muss also eine veränderte Gestalt angenommen haben. Als der vermeintliche Gärtner sie fragt, wen sie suche, bittet sie ihn, wenn er den Leichnam weggetragen hat, er möge ihr den Ort nennen, wohin er ihn geschafft hat, damit sie ihn holen und anderswo beisetzen könne. Nun redet diese Gestalt Maria an und sagt:

„Maria!“ Jetzt erkennt sie ihn. Jetzt wendet sie sich ihm zu und begrüßt ihn mit der gewohnten Anrede: „Rabboni!“ (mein Meister). Die Anrede mit ihrem Namen hat ihr blitzschnell geoffenbart, wer der Sprecher ist. Aber sie begnügt sich nicht mit der Begrüßung Jesu, sondern in ihrer Freude wirft sie sich ihm zu Füßen und umfasst seine Füße. Sie will ihn festhalten. Jesus wehrt es ab: „Halte mich nicht fest“, oder „halte mich nicht auf“, er hat noch etwas vor, er ist ja noch nicht zum Vater aufgestiegen, und da kann er nicht auf Erden festgehalten werden. Zu seiner Verherrlichung gehört nicht nur die Auferstehung, sondern auch die Erhöhung, die Rückkehr zum Vater. Er hat ja zu seiner Lebenszeit immer erklärt, dass er zum Vater gehe. Dorthin will er nun gehen, und Magdalena darf ihn nicht festhalten. „Ich bin noch nicht zum Vater hinaufgestiegen. Gehe aber zu meinen Brüdern – so nennt er jetzt die Apostel – und sage ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott.“ Magdalena, diese wunderbare Frau der Urzeit, ist überwältigt, sie stürzt zurück nach Jerusalem: „Ich habe den Herrn gesehen.“ Das ist der Jubelruf: Ich habe den Herrn gesehen.

Die dritte Episode im 20. Kapitel bei Johannes ist den Jüngern gewidmet. Der Herr erscheint den Jüngern, die bei verschlossenen Türen, aus Angst vor den Juden, zusammengekommen sind. Er stellt sich in ihre Mitte, und das ist so unerhört, das ist so unbegreiflich, das ist so unfasslich, dass die Jünger meinten, er sei ein Gespenst. Wegen dieser Art des Kommens musste Jesus ihnen zeigen, dass er der auferstandene Gekreuzigte ist, niemand anders als der auferstandene Gekreuzigte. Und er zeigte ihnen die Wundmale der Hände und der Seite. Das ist ein untrügliches Zeichen, dass er derselbe ist, der am Kreuze gegangen hat. Sie sind von der Realität seiner Auferstehung und von der Identität mit dem Gekreuzigten dadurch überzeugt worden. Aber es geschieht noch etwas anderes: Der Herr hauchte sie an. Anhauchen ist nach biblischer Sicht Kraftübertragung. Mit einem Hauch, mit einem allmächtigen Hauch hat Gott die Welt erschaffen und die Seele in den ersten Menschen eingefügt. Und jetzt haucht der Herr die Jünger an. Sie erhalten die Gewalt der Sündenvergebung. Das ist die erste Gewalt, die der Auferstandene seinen Jüngern überträgt: die Gewalt der Sündenvergebung. Was der irdische Jesus dem Petrus und den Aposteln verheißt hatte, das gewährt er ihnen jetzt: die Gewalt, Sünden zu erlassen und zu behalten. Jesus überträgt die Vollmacht der Sündenvergebung auf seine Jünger. Warum sagt er nicht nur: „Welchen ihr die Sünden erlassen werdet, denen sind sie erlassen“? Warum sagt er auch: „Welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten“? Die Lossprechung von den Sünden soll nicht unterschiedslos gewährt werden, sondern nur dem, der dafür bereit ist, der sich also auch von der Sünde und von der Sündenneigung getrennt hat. Das ist der Ursprung unserer Beichte. Durch das Bekenntnis der Sünden gibt der Pönitent dem Priester die Möglichkeit zu beurteilen, ob er die Sünden nachlassen oder ob er sie behalten muss. Ich bin 64 Jahre Beichtvater, meine lieben Freunde, und ich kann mich noch an jeden Fall erinnern, wo ich einem Pönitentem sagen musste: „Ich kann Sie nicht lossprechen.“ Warum nicht? Weil der Pönitent nicht willens war, die Gelegenheit zur Sünde oder auch die Sünde selbst aufzugeben. Die Kirche sieht in diesem Akt des Auferstandenen die Einsetzung des Bußsakramentes.

In der letzten Erzählung, eine Woche später, kommt Jesus noch einmal zu den Jüngern, erscheint ihnen, und diesmal ist einer dabei, der das erste Mal gefehlt hat: Thomas. Thomas spielt hier eine Doppelrolle. Er ist einer von den Zwölfen, und deswegen muss er Zeuge der Auferstehung werden. Beim ersten Mal war er aber nicht dabei, als Jesus erschien. Das muss nachgeholt werden. Andererseits ist er einer von denen, die ihn beim ersten Mal nicht sahen, deswegen vertritt er uns, denn wir sehen ihn auch nicht. Thomas lehnt jedes fremde Zeugnis kategorisch ab. Er will sich nur auf seine eigene Sinneswahrnehmung verlassen. Was er mit hartnäckigem Trotz verlangt, das gewährt ihm der Auferstandene. „Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“ Diese Handlung des Herrn überwältigt Thomas. Er ist jetzt nicht nur von der Wirklichkeit der Auferstehung Jesu überführt, sondern erkennt auch mit blitzartiger Erleuchtung den Auferstandenen als seinen himmlischen Herrn und Gott. Er bricht zusammen: „Mein Herr und mein Gott!“ Das ist das Bekenntnis zu Jesus als Gott. Das ist die Wiederholung dessen, was im Prolog des Johannesevangelium steht: „Und Gott war das Wort“ – der LOGOS, und Gott war das Wort. Auf diese Weise, wie er sich verhalten hat, nimmt Thomas die Haltung der Gläubigen vorweg, die auch zum Glauben kommen sollen. Und deswegen ergeht die Mahnung an ihn: „Sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“ Und der leise Tadel: „Weil du mich gesehen hast,

hast du Glauben gefasst; selig, die nicht sehen und doch glauben.“ Das ist eine Belehrung für uns. Den künftigen Jüngern, so erklärt Jesus, den künftigen Jüngern wird das Schauen des Auferstandenen mit leiblichen Augen nicht mehr möglich sein. Und niemand hat das Recht, dieses Schauen als Vorbedingung für den Glauben an Jesus zu verlangen. Künftighin muss sich der Glaube allein auf das Zeugnis der ersten Jünger über Jesu gesamtes irdisches Wirken mit Einschluss seines Todes und seiner Auferstehung verlassen. Und dieses Zeugnis bleibt ja in der Verkündigung der Kirche lebendig. Die künftigen Jünger preist Jesus selig, weil ihr auf die Predigt der Kirche sich gründender Glaube denselben Wert hat wie der Glaube der Augenzeugen, nämlich des ewigen Lebens teilhaftig zu werden. „Selig sind, die nicht gesehen und doch geglaubt haben.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Treue der Erstkommunikanten

12.04.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Werde getreu bis in den Tod, dann will ich dir die Krone geben, das ewige Leben.“ Heute ist der Tag der Erstkommunion unserer Kinder. Festlich ist diese Feier ausgestaltet. Die Kinder werden um den Altar versammelt und empfangen zum ersten Mal den Leib des Herrn, das große Sakrament seiner Liebe. Erstkommunion ist ein Fest, ein frohes, ein erhebendes, ein beglückendes Fest. Kommunion heißt Vereinigung. Der im Ersten Weltkrieg gefallene Dichter Johannes Sorge hat diese Vereinigung so ausgedrückt:

„Gott wird klein, sinkt dir ein,  
Menschenherz heißt sein Schrein.  
Hier wird neu die erste Liebe,  
Schöpfer küsst brennender Liebe  
Das Geschöpf, das er ersann,  
Kindlein sein, das ihm entrann.“

Gott selbst will in fremder Gestalt mit den Menschen sich verbinden, vereinigen. Dieses unerhörte Geschehen ereignet sich nur in der katholischen Kirche, in der gültig geweihte Priester über die Gestalten von Brot und Wein sprechen dürfen: Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut. Das Konzil von Trient hat bleibend gültig verkündet: „Im Allerheiligsten Sakrament der Eucharistie ist wahrhaft, wirklich und wesentlich Leib und Blut, Seele und Gottheit unseres Herrn Jesus Christus, also der ganze Christus gegenwärtig.“ Der Römische Katechismus lehrt: „Das Sakrament des Altares vereinigt uns mit Christus, gibt uns Anteil an seinem Fleisch und an seiner Gottheit. Auch vereinigt und verbindet es uns untereinander und fügt uns wie zu einem einzigen Leib zusammen.“ Fürwahr, kein Volk, kein anderes Volk ist so groß, dass es Götter hätte, die ihm so nahe sind, wie unser Gott den Gläubigen nahe ist, denen er sich zur Speise hingibt, um sie alle Tage zu trösten und ihr Herz himmelwärts zu lenken.

Erstkommunion ist heute. Die Erstkommunionkinder sagen dem Herrn: Dein sind wir und dein wollen wir bleiben. Es ist das heilige Gelöbnis der Treue, der Treue bis zum Tode. Wir wollen in drei Sätzen festhalten, worum es heute geht.

1. Christus fordert von uns die Treue.
2. Christus hält uns die Treue.
3. Christus belohnt uns die Treue.

Christus fordert von uns die Treue. Durch alle Prüfungen des Lebens hindurch sollen wir sie festhalten, sollen wir das bewahren, was wir in der Stunde der Begeisterung ihm, unserem König, versprochen haben. Treue ist Freundessache, und wir sind Freunde des Herrn. Er sagt es selber: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte; ich nenne euch Freunde.“ Ein treuer Freund ist ein starker Schutz.

Wer ihn findet, findet einen Schatz. Mit einem treuen Freund ist nichts zu vergleichen. „Den Wert seiner Treue wiegt Gold und Silber nicht auf“, so heißt es im Buche Jesus Sirach. Freundschaft aber fordert Treue. Wer aufhört, Freund zu sein, der ist es nie gewesen. Wir dürfen unserem göttlichen Freund nicht treulos werden; das wäre Judasverrat, zertretenes, zerbrochenes Freundesglück, verratene Freundschaft. Treue ist auch Soldatenart. Nur derjenige Soldat ist etwas wert, der in Treue seinem Vaterlande dient. Im Jahre 1790 meuterten in einer französischen Garnison drei Kavallerieregimenter, kündigten also dem König die Treue auf. Nur die Offiziere blieben ihm treu. Als die Mannschaft sie zu sich hinüberziehen wollte, da sagte ein Hauptmann: „Ihr könnt uns um das Leben bringen, aber nicht um die Treue.“ In Luzern, meine lieben Freunde, steht das Löwendenkmal, das der Bildhauer Thorvaldsen geschaffen hat. Es erinnert an die 700 Schweizer, die bei der Verteidigung König Ludwigs XVI. in den Tuileries das Leben hingegeben haben. Auch wir sind Soldaten; Paulus sagt es. Im 2. Brief an Timotheus schreibt er: „Ihr seid Soldaten Jesu Christi.“ Als Soldaten müssen wir Treue beweisen, dürfen wir nicht fliehen, ins feindliche Lager übergehen. Christus fordert von uns die Treue. In der Zeit des Nationalsozialismus gab es immer einen Gottbekenntnistag der Jugend am Dreifaltigkeitssonntag. An diesem Tage haben wir Jugendlichen gebetet und gesungen das schöne Lied: „Auf zum Schwur mit Herz und Mund hebt die Hand zum heiligen Bund. Was die Völker fromm gelobt, von den Feinden rings umtobt, das geloben wir aufs Neue: Jesu Herz, dir ewige Treue, das geloben wir aufs Neue: Jesu Herz, dir ewige Treue.“ So haben wir damals geschworen. So sollte es heute auch sein. In der Ambrosianischen Liturgie in Mailand heißt es: „Bei deinem wunderbaren Mahle, o Gottes Sohn, nimmst du mich heute als Tischgenossen an. Nie will ich deinen Feinden dieses Geheimnis verraten. Keinen Verräterkuss will ich dir geben, wie es Judas getan. Nein, mit dem Schächer bekenne ich und spreche ich: Gedenke meiner, o Herr, in deinem Reiche.“ So in der Ambrosianischen Liturgie in Mailand. Der gläubige Schriftsteller Julius Langbehn bekannte: „Endlich habe ich, wie Christophorus, einen Herrn gefunden, dem ich dienen kann: Christus! Christi Sache ist meine Sache. Zu Christus möchte ich sein wie ein Morgenwölkchen zur aufgehenden Sonne. Nur in Jesus will ich leben. Für Jesus leiden ist meine Lust. Jesus folge ich durch dick und dünn.“ So Julius Langbehn, der Rembrandtdeutsche, wie er genannt wurde. In jeder heiligen Messe beten wir unmittelbar vor der heiligen Kommunion: „Gib, dass ich deinen Geboten allzeit treu bleibe, und lass nicht zu, dass ich mich jemals von dir trenne.“

Christus fordert von uns die Treue. Das ist der erste Satz, der zweite lautet: Christus hält uns die Treue. Er hat sie noch keinem gebrochen und ist nie einem Menschen untreu geworden. Er ist aus dem heiligen Sakrament der Gottesnähe nie fortgegangen. Trotz des Verrates eines Judas, trotz so vielen Undanks, so häufiger Entweihungen, so vieler Freveltaten der Menschenkinder, unter denen er wohnt; er bleibt bei uns Tag und Nacht und ist für jeden stets zu finden, lässt uns nicht im Stich. Im Lebenskampf und in Todeswehen geht er mit uns; er verlässt uns nicht. Ich habe einmal einen todkranken Priester betreut, der an Krebs gestorben ist. Seine Mutter, eine gläubige Frau, sagte zu mir: „Die durchbohrten Hände meines Heilandes lassen meinen Sohn nicht fallen.“ „Getreu ist der, der euch berufen hat“, schreibt Paulus an die Gemeinde in Saloniki, „er wird es auch vollenden.“ Das knüpft das Band zwischen uns, auch wir dürfen ihn nicht verlassen. Treulos werden, hieße ehrlos werden. Christus bleibt bei seiner Kirche. Mögen auch viele Menschen abfallen, ihre Heimat aufgeben; Christus bleibt bei seiner Kirche und wartet auf ihre Heimkehr. Christus bleibt bei seiner Kirche. Mögen auch Priester und Bischöfe ihre heilige Berufung vergessen, mögen sie ihren Glauben verraten und ihr heiliges Amt besudeln; Christus bleibt bei seiner Kirche und wartet auf ihre Bekehrung. Der Auferstandene hat es seinen Jüngern versprochen: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“ Er steht zu seinem Versprechen. Manche Christen, meine lieben Freunde, sind heute unsicher, ob sich bei einem bestimmten Priester, der durch sein Verhalten aufgefallen ist und sich verdächtig gemacht hat, die heilige Wandlung vollzieht, ob Gott wahrhaft herniedersteigt auf den Altar. Die Lehre der Kirche in diesem Punkt ist beruhigend. Sie lautet: Der primäre Spender der Sakramente ist der Gottmensch Jesus Christus. Er bringt ihre Wirkung hervor – er. Der Mensch – also der Priester – ist nur sekundärer Spender; er ist Vertreter und Werkzeug Christi, er vertritt den primären Spender. Die Gültigkeit und Wirksamkeit der Sakramente ist unabhängig von der Rechtgläubigkeit und vom Gnadenstand des Vollziehers. Die Sakramente wirken durch ihren rechtmäßigen Vollzug. Der menschliche

Spender – ich sage es noch einmal – ist lediglich Werkzeug des primären Spenders. Das Werkzeug wirkt in der Kraft des Hauptspenders. So ist die Wirksamkeit des Sakramentes von der subjektiven Verfassung des Spenders unabhängig. Sofern er nur das Zeichen richtig und einwandfrei setzt, und sofern er nur tun will, was die Kirche tut, kommt das Sakrament wirksam zustande. Das ist die Treue unseres Christus.

Der zweite Satz lautete: Christus hält uns die Treue. Der dritte Satz: Christus lohnt uns die Treue. „Seid getreu bis in den Tod“, so ruft er heute in die Kinderseelen hinein. Und der Wiederhall dieses Mahnwortes gilt auch uns Älteren, uns Alten. Vielleicht haben manche schon lange Zeit vergehen lassen seit dem größten Tag ihres Lebens. Wie steht es mit der Treue? Das ist heute die Frage, die ihnen an die Seele klopft. Habt Ihr eurem Heiland das Treueversprechen gehalten? Wenn wir Priester, meine lieben Freunde, die Scharen der Erstkommunikanten sehen, dann zittert uns das Herz! Wir fürchten, dass sie schon an den nächsten Sonntagen nicht mehr regelmäßig den Weg zum Gottesdienst finden. Die Versäumnis der Sonntagspflicht ist der Beginn des Lauwerdens. Der Katholik, der den Sonntag nicht hält, ist verloren. Wer nicht mehr die Verbindung mit dem sich opfernden Christus findet, im Messopfer, der ist in geistlicher Gefahr. Und das ist unsere Sorge, auch am Tage der Erstkommunion. Werden die Erstkommunionkinder beten? Regelmäßig beten? Unablässig beten? Das Gebet ist uns nicht als bloßer Rat nahegelegt; es ist als strenge Pflicht vorgeschrieben. Es trennt sich von Gott, wer sich nicht durch das Gebet mit Gott verbunden hält. Ein junger Mann schrieb in sein Gebetbuch, als er zum Militär eingezogen wurde: „Bete, sonst holt dich der Teufel.“ Wir müssen immerdar beten, damit wir nicht vom Himmelreich ausgeschlossen werden. Werden unsere Erstkommunionkinder den Versuchungen und Verlockungen der Welt widerstehen? Wie viele haben wir gesehen, die einst bei der Taufe sagten: Ich widersage dem Teufel, und die am Tage der Erstkommunion gelobten: Mein Heiland, nun bist du mein, ich bin dein; ich will mich niemals von dir trennen, aber sie haben ihr Taufversprechen gebrochen und ihr Kommuniongelöbnis zertreten. „Seid getreu bis in den Tod“, nicht nur ein paar Jahre, sondern bis in den Tod. Jede andere Treue wäre zu kurz, wäre zu karg: „Dann will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Das arme Menschenkind soll zum Gotteskind werden, zum Königskind in der Herrlichkeit des Vaters. „Ihr wisst“, schreibt Paulus an die Gemeinde in Ephesus, „dass jeder für das Gute, das er tut, vom Herrn seinen Lohn empfängt.“ Das Konzil von Trient hat bleibend gültig als Dogma der Kirche verkündet: „Wenn jemand sagt, die Gerechten dürften für die guten Werke, die sie in Gott getan, wenn sie im Gutestun und in der Beobachtung der Gebote Gottes bis zum Ende ausharren, von Gott keinen Lohn erwarten, der sei ausgeschlossen.“ Der Lohn, den Gott gibt, ist er selbst. Gott krönt in uns die Werke seiner Barmherzigkeit, aber nur, wenn wir in der Gnade, die wir zuerst empfangen haben, beharrlich verbleiben, bis in den Tod. Den Kinderseelen möchten wir heute zurufen: Höret, ihr Kinder, das Wort des Heilandes, gelobet ihm die Treue und haltet ihm die Treue! Und allen anderen, die Zeugen dieses Geschehens sind, möchten wir sagen: Erneuert eure Treue heute. Und hättet ihr sie je verraten oder gebrochen, so macht es wieder gut und gelobt aufs Neue, wie ihr es getan habt am Tage der ersten heiligen Kommunion.

„Das Ende krönt das Werk, das Leben ziert der Tod:  
Wie herrlich stirbt der Mensch, der treu war seinem Gott.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Gute Hirt

19.04.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der zweite Sonntag nach Ostern ist der Sonntag des Guten Hirten, der Guthirtsonntag. Das Evangelium, das Sie soeben gehört haben, spricht vom Selbstzeugnis Jesu: „Ich bin der gute Hirt.“ Und die Epistel greift dieses Thema auf, indem sie ausführt: „Ihr waret wie irrende Schafe, aber ihr habt euch bekehrt zum Hirten und Bischof eurer Seelen (Christus).“ Die ersten Christen hatten eine besondere Vorliebe für das Bild des Guten Hirten. Sie malten es an die Wände der Katakomben. Und aus dem 2. Jahrhundert gibt es eine alte Inschrift, die Aberkiosinschrift. In dieser Inschrift bekennt sich der Verfasser zu Jesus als dem Guten Hirten: „Ich bin Aberkios“, so heißt es in der Inschrift, „Schüler des heiligen Hirten, der Schafherden weidet, der große Augen hat, der überall hindurchschaut; er hat mich gelehrt zuverlässiges Wissen.“ Der irdische Priester ist Vertreter und Werkzeug des Guten Hirten, des ewigen Hohenpriesters. Uns Priestern ist der Sonntag des Guten Hirten Anlass zur Selbstprüfung. Jeder muss sich fragen: Bin ich ein brauchbarer Vertreter, ein taugliches Werkzeug des Guten Hirten? Bin ich, wenn auch nur in ganz entfernter und schwacher Weise, ein Abbild oder ein Zerrbild des Guten Hirten? Seit dem Konzil wird in unzähligen Tagungen, in Büchern und Artikeln danach gefragt, welches das Priesterbild ist, also was der Priester von sich selbst halten soll, wie er sein und wonach er sich ausrichten soll. Ja, meine lieben Freunde, diese Frage ist längst geklärt. Der Priester ist das Abbild des Guten Hirten.

Was sehen wir, wenn wir den Guten Hirten anschauen? Wir sehen erstens seine wahre Hirtenliebe: „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Schafe“ – niemand nimmt es von mir, ich gebe es selbst hin. Er hat alles hingegeben: seine Ehre, seine Freude, seine Freiheit, sein Glück, alles gab er für die Seinen, sein Leben bis zum letzten Blutstropfen. Die Epistel sagt es in ergreifender Weise: „Christus hat für uns gelitten, er, der keine Sünde getan hat, in dessen Wort kein Trug gefunden wurde, der geschmäht wurde und selber nicht schmähte, der litt und selber nicht drohte, sondern sich dem auslieferte, der ihn ungerecht verurteilte. Er selbst trug unsere Sünden an seinem Leibe auf das Kreuzesholz, damit wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben. Durch seine Wunden seid ihr geheilt.“ Diese göttliche Hirtenliebe gilt allen ohne Ausnahme; für alle ist Christus gestorben. Wenn der Priester seinem Herrn ähnlich werden soll, muss er an erster Stelle lieben, wahre Liebe zu den Seinen haben. Liebe ist Hinneigung zu einem als gut erfassten Gegenstand. Liebe ist eine Form affektiver Zuwendung zu anderen. Vom heiligen Johannes Bosco stammt das schöne Wort: „Lieben heißt: Das Glück des anderen suchen.“ Auf den Priester angewandt, muss man sagen: Für den Priester heißt lieben: Das Heil des anderen suchen. Vom Priester wird die Liebe des Guten Hirten verlangt. Die Hirtenliebe gründet nicht in den menschlichen Werten des anderen; das wäre eine natürliche Liebe. Nein, die Hirtenliebe gründet in der Gemeinschaft der heiligmachenden Gnade, in der Verbundenheit durch Christus. Vom Hirten wird eine übernatürliche Liebe verlangt. Diese über-

natürliche Liebe fordert eine innere Zuneigung zu allen Gliedern der Gemeinde, um Jesu und um des Heiles willen. Diese Liebe verlangt Hilfeleistung in geistlicher und leiblicher Not. Und das ist die große Frage, die heute vor jedem Priester aufsteht: Priester, katholischer Priester, liebst du die Deinen? Weißt du, wen du vertrittst? Den Guten Hirten. Eiferst du ihm nach in der Liebe zu den Anvertrauten? Wendest du alles auf, um ihnen zu dienen: deine Kraft, deine Zeit, dein Geld? Besitzest du die Liebe des Herzens, die Wohl und Wehe mit den Ihren teilt, die sich freut mit den Fröhlichen, und die weint mit den Weinenden? Was sehen wir am Guten Hirten?

Wir sehen zweitens seine Hirtensorge. Beim alttestamentlichen Propheten Ezechiel ist von Hirten die Rede, die nicht ihre Herden, sondern sich selbst weiden. In ihnen lebt also nicht die Sorge um die anderen, sondern nur die Selbstsucht, die an sich selber denkt und nur für sich selbst sorgt. Eines ist sicher, meine lieben Freunde, ein Priester, der es sich bequem macht, ist kein Nachbild des Guten Hirten. Unverträglich mit dem Bild des Guten Hirten ist die Einschränkung der Verfügbarkeit auf eine bestimmte Stundenzahl. Die niedergelassenen Ärzte haben sich den Nachtdienst vom Leibe geschafft; er ist an die Notärzte übergegangen. Nicht so die Priester. Wir müssen auch heute bereit sein, zu nächtlicher Zeit Kranken und Sterbenden zu Hilfe zu eilen. Es war in einer Nacht zum Rosenmontag, als in Budenheim noch der beschränkte Bahnübergang bestand; ein mit Italienern besetztes Auto raste in einen Zug. Ich wurde Nächtens gerufen – der Pfarrer war nicht da –, um diesen Menschen, soweit es noch möglich war, beizustehen. Zu einem Priester in dieser Gemeinde kam einmal eine Person in einem seelsorglichen Anliegen. Was sagte er zu ihr? „Beeilen Sie sich, die Astronauten kommen jetzt gerade herunter.“ Ist das Hirtensorge? Ist das Beobachten der Landung der Astronauten wichtiger als die Sorge an Seelen? „Der Herr ist mein Hirte“, heißt es im 22. Psalm, „nichts wird mir mangeln; er führt mich auf grüne Aue.“ Mit diesen Worten ist die Tätigkeit des Priesters beschrieben. Unermüdet sucht er seine Gemeinde zu betreuen. Die Gemeinde ist seine Braut, jawohl genau das ist sie. Die Betreuung vollzieht sich gewiss an oberster Stelle mit Gottesdienst, Predigt und Sakramentspendung. Aber nicht nur. Der Seelsorger muss sich das Wohl der ihm Anvertrauten angelegen sein lassen darüber hinaus im Führen und Raten, im Lehren und Zurechtweisen, im Besuchen und Trösten. Er darf nicht warten, bis die Menschen zu ihm kommen; er muss zu ihnen gehen. Jeder andere Berufstätige legt am Feierabend, am Wochenende, im Urlaub seinen Beruf ab. Der Bauzeichner lässt um 17 Uhr seinen Zirkel sinken; der Priester nimmt um 20 Uhr die Mappe hervor, in der er seine Sonntagspredigt vorbereitet. Der Lehrer klappt am Freitag sein Lesebuch zu; der Priester betet sein Brevier bis in die Nacht hinein. Der Arzt verbringt jedes Jahr Wochen, manchmal mehrmals im Jahre, seinen Urlaub auf Ischia oder Teneriffa; der Priester bezieht für 3 Wochen eine Sommerfrische im Bayrischen Wald – für die Gesundheit muss er ja sorgen. Alle Urlauber sind ihrer Pflichten ledig, sie genießen die Erholung; der Priester hat auch im Urlaub seine Gebetspflichten, die mehrere Stunden beanspruchen, zu verrichten. Der gute Hirt vergisst die Seinen niemals, weder am Feierabend noch im Urlaub. Der göttliche Gute Hirte weiß um einen jeden, er kennt sie alle: die Brotlosen, die Heimatlosen, die Obdachlosen, die Arbeitslosen, die Elternlosen, die Trostlosen, die Gottlosen; alle, alle kennt er. Und wo eine Seele ringt, oder wo eine Seele vor ihm flieht: er bleibt bei ihr und geht ihr nach. „Die Meinen kennen mich.“ Niemand darf sagen: Ich kenne den Guten Hirten nicht. Ähnlich muss sich der Priester verhalten, der dem Guten Hirten nachfolgen will. Alle seine Anvertrauten muss er kennen, muss er suchen, muss er hüten. Er soll doch einmal sprechen können wie der göttliche Gute Hirt: Ich habe keinen von denen verloren, die du mir anvertraut hattest. Zu diesem Zweck muss er in seiner Gemeinde dauerhaft anwesend sein, erreichbar im Pfarrhaus, ansprechbar in den Straßen. Ich habe es nie verstanden, wie Priester großzügig mit ihrer Zeit umgehen können und sich fortwährend auf Reisen begeben und bei allen möglichen Gelegenheiten anwesend sind, aber nicht in ihrer Pfarrei. „Ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich.“ Die Frage geht an jeden katholischen Priester: Gehst Du zu den Menschen? Besuchst Du sie treppauf, treppab? Vor vielen Jahren besuchte ich in München zwei alte Damen, in den Siebzigern. Sie unterhielten ein Schreibbüro; ich hatte etwas für sie zu schreiben. Und da erzählten mir diese beiden alten Damen: „Wir sind über siebzig Jahre alt. In dieser Zeit ist nie ein katholischer Priester zu uns gekommen“ – und ich kam ja auch nur, um ihnen Arbeit zu bringen. „Guter Hirt, du wahre Speise, dich barmherzig uns erweise, nähre uns auf unserer Reise.“

Der Gute Hirt nährt die Seinen. Er nährt sie mit dem Brot des Lebens und mit dem Wort des Heiles. Der Priester ist bestellt zum Austeilen der Geheimnisse Gottes. Ihm ist aufgetragen, seine Gemeinde zu nähren. Zu diesem Zweck sind zwei Tische aufgestellt: Einer ist der Tisch des heiligen Altars; auf ihm liegt der kostbare Leib Christi. Der andere ist der Tisch des göttlichen Gesetzes; auf diesem liegt die heilige Lehre, die uns im rechten Glauben unterweist. O wie ehrwürdig ist das Amt des Priesters, dem es gegeben ist, den Herrn der Herrlichkeit mit heiligen Worten auf den Altare herabzurufen, mit seinen Lippen ihn zu preisen, mit seinen Händen ihn zu halten, mit seinem Munde zu genießen und anderen zum Genusse zu reichen. Ich habe nie begriffen, wie ein Priester erklären kann: „Wenn ich keine Gemeinde habe, zelebriere ich die Messe nicht.“ Die Zelebration schafft ja die Gemeinde. Mit großer Sorgfalt und mit nimmermüdem Eifer muss der Priester der Verkündigung obliegen. Auch in der Predigt vertritt er den Guten Hirten. Wie verantwortungsvoll und wohltätig ist der Dienst am Worte, am Worte Gottes, an der Lehre der Kirche. Hier ergeht die Weisung, welche die Menschen lenkt. Hier erfahren sie, was sie zu tun haben, was sie erhoffen dürfen. Wie kann es ein Priester verantworten, von der Lehre der Kirche abzuweichen? Wie kann er es verantworten, unvorbereitet auf den Ambo zu steigen. Mir sagte einmal ein Priester: „Ich weiß manchmal nicht, wenn ich zum Ambo gehe, was ich predigen soll.“ Ist diese Nachlässigkeit mit der Hirtenpflicht zu vereinbaren?

Der gute Hirt ist kein Mietling. Der Mietling flieht, wenn der Wolf kommt, denn er sorgt für sich zuerst. Auch der irdische Priester darf kein Mietling sein, darf seine Gemeinde nicht verlassen, wie es soeben der Stadtpfarrer von St. Ludwig in Darmstadt getan hat, weil ihm ein irdisches – ein scheinbares irdisches – Glück winkt. Der belgische Priester Damian de Veuster begab sich zu den Aussätzigen auf die Insel Molokai. Er steckte sich an; seine Glieder begannen abzufaulen. Er begab sich nicht in eine europäische oder amerikanische Klinik, er hielt aus bei seinen Aussätzigen, bis der Tod ihm den Kelch aus der Hand nahm. Der Mietling flieht, wenn der Wolf kommt. Die schlesischen Priester waren keine Mietlinge. Als die Rote Armee in Schlesien einbrach, da haben sie bei ihren Gemeinden ausgeharrt, und 62 schlesische Priester haben ihre Treue mit dem Tode bezahlt. Seit dem Konzil haben Zehntausende von Priestern ihren Posten verlassen, ihren Dienst aufgegeben, ihren heiligen Beruf mit einer anderen Beschäftigung vertauscht. Darunter sind auch Mainzer Diözesanpriester. Ich hatte die traurige Genugtuung, dass diejenigen meiner Schüler, die das Priesteramt aufgeben haben, allesamt Gegner meiner Lehre waren. Papst Johannes Paul II. hatte die Angewohnheit, an die Priester an Gründonnerstag einen Brief zu schreiben. Darin stellte er die katholische Lehre vom Priestertum den Priestern vor, den Glanz, aber auch die Verantwortung des Priestertums. Im ersten Gründonnerstagsbrief von 1979 kündigte er an, dass die Tage der routinemäßigen Dispens vom Priestertum vorüber seien. Johannes Paul II. sprach davon, ein Priester müsse sein freiwillig gegebenes Versprechen halten. Die Kirche, besonders die Ehepaare, hat ein Recht darauf, dass er zu seinem Worte steht.

Der göttliche Hohepriester, der göttliche Gute Hirt ist sittlich makellos, ein Hohepriester, wie es der Hebräerbrief sagt: heilig, schuldlos, unbefleckt, abgesondert von den Sündern. Christus, der Gute Hirt, versagt nicht, er kennt keine Nachlässigkeit, keine Trägheit. So ist der irdische Priester nicht. Er trägt den göttlichen Schatz in irdenen Gefäßen. Der menschliche Priester spürt sein Ungenügen, sein Zurückbleiben gegenüber den Forderungen seines Berufes, sein Versagen. Der Fall eines Priesters ist schlimmer als die Verfehlung eines Laien. Sein Stand, seine Berufung, seine Verpflichtung zur Vorbildlichkeit wiegen schwerer als das Getauftsein und das Gefirmtsein der Laien. Und doch ist und bleibt er ein schwacher, ein versuchlicher Mensch. Ich war einmal Zeuge, wie ein Mädchen seinem Großvater sagte: „Ich gehe nicht zur Firmung“, weil sich ein Priester etwas hatte zu Schulden kommen lassen. Sie wollte das Sakrament deswegen nicht empfangen. Da nahm sie der Großvater beiseite und sagte zu ihr: „Kind, sieh, Priester sind halt auch Menschen, sind halt auch schwache Menschen. Man darf nicht Gott entgelten lassen, was Menschen verfehlen.“

Was sehen wir, wenn wir den göttlichen Guten Hirten anschauen? Wir sehen drittens sein Hirtenauge. Es überschaut die ganze Herde in der Nähe und in der Ferne. Es ist das allsehende Auge Gottes. Er sieht die Zerrissenheit in den Menschenseelen, die in Schuld und Gottesferne leben. Er sieht die Zerklüftung der Menschheit, die in Hass und Zwiespalt lebt und die Familie der Kinder Gottes zerreißt. Menschenseelen bedürfen in ihrem Kampf und in ihren Nöten stets des Schutzes, des lenkenden Stabes, der aufhelfenden Hand. Zu diesem Zweck erweckt der göttliche Hohepriester Diener und

Verwalter seiner Geheimnisse. Der Priester weiß oder ahnt, wie es in vielen Menschen aussieht: Groll, Neid, Hass, Missgunst, Unversöhnlichkeit, Verbitterung, so viel Unfriede, Zwist und Streit unter den Menschen, die doch dazu berufen sind, eine einzige Gottesfamilie zu bilden und sich zu helfen und zu stützen. Es ist seine heilige Pflicht, sich dieser Menschen anzunehmen. Seelsorge ist Dienst an den schuldbeladenen, gottesfernen Menschen. Der gute Priester hat Anteil an dem Blick des Guten Hirten. Er kennt die Menschen seiner Umgebung, er sieht die Spaltungen und Trennungen, er hört die verwirrten und feindseligen Reden, er weiß um die religiöse Not so vieler Angehöriger fremder Gemeinschaften. Der Priester, der dem Guten Hirten nachfolgen will, muss von der Absicht durchdrungen sein, alle Menschen, die ihm begegnen, zu Gott, zu Christus, zur Kirche zu führen. Im Priester muss apostolischer Geist, missionarischer Drang sein. Wer um die Seelen nicht kämpft, kann sie auch nicht erringen. Priester, katholischer Priester so geht die Frage heute an uns, drängt es dich, den Menschen deiner Umgebung, allen Menschen, die du erreichen kannst, Anteil am Heilswerk Christi zu verschaffen? Wir Priester haben keine Geringschätzung für die Brüder und Schwestern, die in anderen religiösen Gruppierungen außerhalb der katholischen Kirche leben; wir achten und ehren sie. Sie leben von den Bruchstücken des christlichen Erbes, die sie mitgenommen haben aus der Spaltung. Und manche von ihnen erbauen uns ob des Eifers und des Ernstes, mit dem sie versuchen, ein christliches Leben zu führen. Aber wir wissen auch: ihre Existenz ist irregulär. Sie stehen außerhalb der Herde, die Christus um seinen römischen Nachfolger gesammelt wissen will. Christus ist es, der mit heißem Herzen nach ihrer Heimkehr verlangt. Und diese Sehnsucht muss auch im Priester leben, es darf ihm keine Ruhe lassen, dass es Menschen gibt, die noch nicht heimgefunden haben zur Herde Christi. Ein Budenheimer Pfarrer sagte eines Tages zu mir, wenn katholische Christen vereinzelt und einsam unter Protestanten leben, dann würde er ihnen raten, sich den Protestanten anzuschließen. Wie weit hat sich dieser Priester verirrt. Vor Jahrzehnten hätte ein solcher Rat als Beihilfe zum Glaubensabfall gebrandmarkt werden müssen. Anfang der Fünfzigerjahre hatte ich in einem völlig protestantischen Dorf in Sachsen die einzige katholische Frau eines Bauern zu besuchen. Der Pfarrer sagte zu mir: „Wenn Sie im Nebenort die Messe lesen, gehen Sie immer zu dieser katholischen Frau.“ Wie Recht hat dieser Pfarrer gehabt. Der Glauben dieser Dame musste gestärkt werden durch den Besuch des Priesters, die Gemeinschaft mit den Gläubigen sollte sie erfahren, indem der Priester zu ihr kam. Das ist die Sorge des guten Hirten.

Meine lieben Freunde, ich verheimliche es nicht: Der Beruf des Priesters ist schwer. Ich glaube nicht, dass es einen schwereren Beruf gibt. Wie anstrengend der Beruf ist, ergibt sich nicht zuletzt daraus, dass die Lebenserwartung der protestantischen Pfarrer um 10 Jahre höher ist als die der katholischen Priester. Kein Beruf hat einen Maßstab, an dem sich der Berufstätige misst wie der Priester. Sein Maßstab ist der göttliche Gute Hirt. Dieser Maßstab ist von einer Erhabenheit, die entmutigen müsste, wenn nicht der Herr selber einludete, Mitarbeiter an seinem Werke zu werden. Und darum ergeht, meine lieben Freunde, meine Brüder, meine Schwestern, heute an Sie die innige Bitte: Betet, dass jene, die er zu seinen Dienern und zu Verwaltern seiner Geheimnisse erwählt hat, in der Erfüllung des übernommenen Amtes treu befunden werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die kleine Weile

26.04.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Die kleine Weile“, von der heute im Evangelium die Rede ist, hat dem Nachdenken schon viel Beschwer verursacht. Was ist damit gemeint: „Noch eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, und ihr werdet mich wiedersehen“? Die Worte des Herrn scheinen rätselhaft, und doch lässt sich ein guter Sinn darin finden. In dem Augenblick, als diese Worte gesprochen wurden, sahen die Jünger Jesu noch, weil sie ja mit ihm, seit Monaten, vielleicht seit Jahren, umherwandelten in Galiläa und Judäa. Es waren jene beglückenden Monate, in denen sie seine Worte hörten und seine Taten sahen. Aber diese Zeit geht zu Ende, deswegen sagt Jesus: „Noch eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen.“ Diese Worte sind von Jesus gesprochen, als sein Leidensweg unmittelbar bevorstand. Jesus geht nach dem Willen des Vaters in die Passion am Kreuze. Der Tod trennt ihn von seinen Jüngern; er wird ja in das Grab versenkt. Die beseligende Gemeinschaft mit Jesus ist zu Ende; sie sehen ihn nicht mehr. Die kleine Weile, von der der Herr also an erster Stelle spricht, ist die Zeit, die vergeht von dem Tage, an dem diese Worte gesprochen sind, bis zu seiner Grablegung. In dieser knappen Zeit sehen sie ihn noch, aber dann sehen sie ihn nicht mehr, denn sein entseelter Leib ruht im Grabe. Die Abwesenheit des Herrn ist natürlich für die Jünger ein Grund zur Trauer, zum Weinen, zum Wehklagen. Was war das eine beseligende Zeit, als der Herr in ihrer Mitte weilte. Nie werden sie vergessen, was er ihnen gewesen ist, und nie werden sie vergessen, was er ihnen getan hat. Jetzt ist diese Zeit vorbei; der Herr geht dahin. Das Hingehen bezeichnet eben den Passionsweg, also den Verrat des Apostels, die Gefangennahme, die Verurteilung durch das Synedrium, die Verspottung, die Geißelung, das Todesurteil durch den Prokurator und die Kreuzigung. Die Jünger, die ja Jesus liebten, müssen furchtbare seelische Qualen erlitten haben, als all diese Schrecken über ihren Meister hereinbrachen.

Aber es gibt einen Trost. Die Phase der Trauer und der Klage wird nicht lange anhalten, „und wieder eine kleine Weile, und ihr werdet mich wiedersehen“. Jesus scheidet nicht für immer von seinen Jüngern. Die Frist der Grabesruhe ist kurz – man rechnet etwas vierzig Stunden. Der Gekreuzigte steht auf vom Tode, er zeigt sich seinen Getreuen. Die Erscheinungen beweisen, dass er wieder da ist. Diese zweite „kleine Weile“, von der der Herr spricht, sind also die Stunden der Grabesruhe vom Abend des Karfreitag bis zum Ostermorgen; und sie vergehen rasch. Magdalena, die den Herrn als Erste gesehen hat, bricht in den Jubelruf aus: „Der Herr ist wirklich auferstanden. Ich habe den Herrn gesehen.“ Und auch die Apostel haben den Auferstandenen gesehen. Als die Emmausjünger nach Jerusalem zurückkehrten, da empfingen sie die Apostel mit dem Ruf: „Der Herr ist dem Simon erschienen“ (Petrus). Sie sehen den Auferstandenen und erkennen in ihm den Gekreuzigten. Das Wiedersehen mit dem Herrn ist für die Jünger Anlass zur Freude. Diese Freude kann ihnen niemand nehmen, denn der Herr ist wahrhaft auferstanden und stirbt nicht mehr. „Und wieder eine kleine Weile, und ihr werdet mich wiedersehen“, das ist in Erfüllung gegangen.

Aber dieses Wiedersehen des Auferstandenen war auch nur eine knappe Weile. Der Evangelist Lukas lässt in seiner Apostelgeschichte keinen Zweifel daran, dass die Zeit der Erscheinungen kurz war:

„Er hat sich den Aposteln lebend erwiesen, da er vierzig Tage hindurch ihnen erschien und von den Dingen des Gottesreiches redete“ – vierzig Tage. Die Zeit reichte aus, um den Glauben an die Auferstehung in den Jüngern zu begründen und zu befestigen. Gerade das Abbrechen der Erscheinungen nach vierzig Tagen ist ein Zeichen dafür, dass es sich bei den Erscheinungen nicht um Halluzinationen oder Visionen begeisterter Anhänger handelte; solche hätten sich beliebig lange fortsetzen können – die Hysterie erzeugt immer neue Einbildungen. Aber nein, dass die Erscheinungen Widerfahrnisse sind, über welche die Jünger keine Macht haben, das zeigt sich darin, dass sie abbrechen und dass sie sie nicht herbeizwingen können. Sie mussten entgegennehmen, was ihnen geboten wurde und solange es ihnen geboten wurde. Nachdem die Erscheinungen vorüber sind, ist die Zeit gekommen, von der Jesus am Sonntag nach Ostern sagte: „Selig, die nicht sehen und doch glauben“ – damit sind wir gemeint. Unser Glaube ist Zeugnisglaube. Wir glauben auf das Zeugnis der Apostel und der Jünger Jesu; sie waren Augen- und Ohrenzeugen des Jesusgeschehens. Sie waren dabei, als Jesus ein- und ausging, von der Taufe des Johannes angefangen bis zu dem Tage, an dem er aufgenommen wurde. Sie haben gesehen und gehört, wie er Kranke heilte, wie er Dämonen verjagte und Tote erweckte. Als der Hohe Rat ihnen eröffnete, sie dürften nicht im Namen Jesu predigen, da erklärte Petrus: „Wir können unmöglich von dem schweigen, was wir gesehen und gehört haben.“ Ihr Zeugnis ist einmütig; alle bezeugen dasselbe, keiner weicht ab, keiner macht Einwände, keiner zieht sein Zeugnis zurück. 500 Männer, die beisammen waren, verharren einmütig in der Überzeugung: Wir haben den Herrn gesehen. Niemand hat nachher erklärt: Ich habe mich getäuscht. Wenn es nur einen einzigen geben hätte, der das Zeugnis widerrufen hätte, dann hätten die Juden das begierig aufgegriffen und in ihren Talmud geschrieben. Aber eine solche Notiz fehlt im Talmud; es gab keinen Jünger, der sein Zeugnis widerrufen hat. Ihr Zeugnis ist auch klar. Sie können nicht erklären, wie es geschehen ist, dass der Gekreuzigte lebendig geworden ist. Sie verstehen es nicht, wie der zu ihnen sprechen kann, dessen Munde im Tode verstummt ist. Sie vermögen es nicht zu begreifen, wie der Auferstandene trotz verschlossener Türen in ihrer Mitte stehen kann. Aber was sie nicht erklären, verstehen und begreifen können, das können sie bezeugen, sie haben es erlebt. Sie bezeugen Tatsachen, nicht Phantasien. Auch wir müssen sagen mit dem Buch der „Nachfolge Christi“: „Wären die Werke Gottes nur so groß, dass sie von der Vernunft des Menschen leicht begriffen werden könnten, so wären sie eben deswegen nicht wunderbar, nicht unaussprechlich zu nennen.“

Auf dem Zeugnis der Apostel ruht unser Glaube. Glaube ist, nach dem Hebräerbrief, die feste Zuversicht auf das, was wir erhoffen, die Überzeugung von dem, was wir nicht sehen – die Überzeugung von dem, was wir nicht sehen. Wir sehen den Herrn nicht, er ist uns verborgen, in fremder Gestalt naht er uns, in einer unscheinbaren Hostie. Deswegen schreibt Paulus an die Gemeinde in Korinth: „Wir wissen, dass wir, solange wir daheim sind im Leibe, als Fremdlinge fern sind vom Herrn; denn im Glauben wandeln wir und nicht im Schauen.“ Was wir von Jesus aussagen, das gilt auch von Gott. „Gott wohnt in unzugänglichem Lichte“, schreibt Paulus an Timotheus, „den kein Mensch gesehen hat, noch zu sehen vermag.“ Die Unendlichkeit und die völlige Andersartigkeit Gottes macht es dem Menschen unmöglich, ihn zu sehen. Aber wir sind auf dem Weg, auf dem Wege zu seiner Schau. Wir pilgern aus der sichtbaren Welt in die unsichtbare, in unsere eigentliche Heimat. Anders ausgedrückt: Wir leben in der Welt der Physik und schreiten weiter in die Welt der Metaphysik. Die Physik hat es mit dem Sehen zu tun: mit den Augen des Leibes, mit Messungen – auch das ist ja ein Sehen. Die Elektronen und Neutronen können wir nicht sehen, aber wir spüren ihre Wirkungen – und auch das ist ein Sehen. Aber Physik ist nicht die ganze Wirklichkeit; neben der Physik gibt es eine Metaphysik. Die mit den Augen des Leibes gesehene Wirklichkeit ist nur ein Ausschnitt. Hinter, unter und über dem Gesehenen gibt es Ungesehenes, Unsichtbares. Der Gott, der sprach: „Es werde Licht“ ist der Schöpfer der sichtbaren und der unsichtbaren Dinge. Unsichtbar ist der Geist des Menschen. Es gibt eine unstoffliche, unsterbliche Seele. Die Einwände, welche von manchen gemacht werden, lassen sich alle zurückweisen. Die gläubigen Philosophen haben überzeugend nachgewiesen, dass es eine unstoffliche, unsterbliche Seele in jedem Menschen gibt. Unsichtbar sind auch die himmlischen Heerscharen. Es gibt eine unmessbare Zahl von seligen Geistern; wir nennen sie Engel. Sie sind genauso wirklich wie der Atomkern und die Elektronen. Metaphysik ist die Wissenschaft des Übersinnlichen, vom Seienden als solchem und seinen ersten Gründen und Ursachen, also Ontologie. Sofern diese Ontologie

eine allererste Ursache des Seienden, ein schlechthin Erstes oder Unbedingtes nachweist, dem wir den Namen Gott geben, wird sie zur natürlichen Theologie. Ontologie und natürliche Theologie bilden die eine Wissenschaft der Metaphysik. Wir wissen, dass Wirkungen eine Ursache haben müssen. Aber die Ursachen sind selbst wieder verursacht, und so lässt sich eine Kette bilden bis zu einem Punkte, wo ein nicht mehr Verursachter steht, einer, der sich selbst begründet, ein *ens a se*, ein Sein, das aus sich selbst besteht, weil es den Grund seines Bestehens in sich trägt, ein Nichtkontingentes; wir nennen es Gott. Es hat mir immer eingeleuchtet, dass man die Reihe der Ursachen nicht ins Unendliche fortsetzen kann. Es muss am Ende oder am Beginn der Ursachenreihe eine Wirklichkeit stehen, die selbst nicht mehr verursacht ist, sondern sich selbst begründet, der „unbewegte Bewegter“, wie schon Aristoteles gesagt hat.

Was die Metaphysik durch die Vernunft erkennt, das bestätigt die Offenbarung im Glauben. Der Apostel Paulus hat uns erklärt, dass wir unterwegs sind zum Herrn. Er war überzeugt, dass er zum Herrn kommen werde, wenn er das Tor des Todes durchschritten hat. Und in ihm war manchmal die Sehnsucht nach dem Tode. Warum? Weil er durch den Tod zu Christus kommen wollte. „Ich habe das Verlangen, aufzubrechen und mit Christus zu sein.“ Das ist seine Todessehnsucht gewesen. „Für mich ist Leben Christus und Sterben Gewinn.“ Warum ist Sterben für ihn ein Gewinn? Ja, weil er damit zu Christus kommt. Aber er wusste, er war den Seinen noch notwendig, sie brauchten ihn noch als Verkünder des Wortes Gottes und als Verwalter der Geheimnisse Gottes. Und deswegen wollte er nach Gottes Willen ausharren, bis die Stunde der Heimkehr ihm schlagen würde. Auch wir sind unterwegs zum Herrn, meine lieben Freunde. Wir spulen unser irdisches Leben ab. Jeder Tag bringt uns näher dem Herrn. Wir ringen und flehen, dass wir – einfach ausgedrückt – in den Himmel kommen. Das ist die Verkündigung des Paulus: „Wir wissen, wenn unsere irdische Zeltwohnung abgebrochen wird, erhalten wir ein von Gott gebautes Haus, ein ewiges Haus im Himmel, das nicht von Menschenhand erbaut ist.“ Was Paulus lehrt, hat Jesus angekündigt: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine zu bereiten.“ Lehramtliche Äußerungen mit höchster Verbindlichkeit machen uns gewiss: Wir gehen dem Himmel entgegen, der Wirklichkeit Gottes, die wir schauen, nicht nur glauben werden. Das Konzil von Florenz im Jahre 1439 hat gelehrt: „Die Seelen jener, die nach Empfang der Taufe sich keine Sündenmakel zugezogen haben, und auch jene, die zwar mit Sündenmakel befleckt, aber entweder noch in diesem Leben oder nach ihrem Heimgang gereinigt worden sind, werden alsbald in den Himmel aufgenommen, und schauen Gott klar, den dreieinigen Gott, so wie er ist.“ Das ist die Lehre der katholischen Kirche, ausgedrückt im Konzil von Florenz. Der Zustand des Himmels ist eine unbezweifelbare Wirklichkeit, die auf uns wartet und auf die wir zugehen. Der Gründer der Sozialdemokratie in Deutschland, August Bebel, sagte einst zu seinen Genossen: „Wenn es einen Himmel gibt, dann sind wir alle die Gelackmeierten“ – wenn es einen Himmel gibt, dann sind wir alle die Gelackmeierten.

So tröstlich die Aussicht ist, dass ein jeder nach dem Ablegen des Leibes in die Gemeinschaft mit dem verherrlichten Christus eingehen wird, so vorläufig ist dieses Geschehen. Die allgemeine Heimholung der Menschen steht noch aus. Es muss sich noch erfüllen, was die Engel den Männern von Galiläa bei der letzten Himmelfahrt des Herrn sagten: „Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt auffahren sehen.“ Er wird wiederkommen. Wie der Blitz aufzuckt im Osten und bis zum Westen leuchtet, so wird er kommen. Er wird kommen, wie das Schicksal kommt, unentrinnbar, denn er ist das Schicksal der Welt. Er wird kommen über alle, die ihn sahen und doch nicht sahen, die ihn hörten und doch nicht verstanden, über Spötter und Hasser, über Trunkene und Träumende, über Zweifelnde und Verzweifelnde. „Wenn sein Banner über der Erde flattert, dann kehren wir Verbannte heim. Seinetwegen haben wir das Tier nicht angebetet und uns nicht preisgegeben um feilen Lohn. Wir wussten, dass er kommt.“ Das erste Mal kam er in Verborgenheit, das zweite Mal wird er kommen in aller Öffentlichkeit. Nur wenige Hirten und Weise erlebten seine Geburt aus der Jungfrau Maria. „Bei seiner Wiederkunft werden ihn sehen alle Augen“, schreibt der Apokalyptiker Johannes – werden ihn sehen alle Augen, und er fügt hinzu: „auch jene, die ihn durchbohrt haben“. Dann bleibt er bei uns, und wir bleiben bei ihm für immer und ewig. Dann heißt es nicht mehr „eine kleine Weile“, sondern eine unermessliche Ewigkeit, unvorstellbar, aber von Gott vorhergesagt. In der Stadt Gottes, der endgültigen Herrschaft Gottes, die einmal nach

Gottes Willen aufgerichtet wird, ist jede Trennung von Gott, jede Abwesenheit Gottes überwunden. Dann gilt das Wort des Apokalyptikers Johannes: „Seht, das Zelt Gottes unter den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und Gott selbst wird bei ihnen sein. Sie werden sein Angesicht schauen, und sein Name ist auf ihren Stirnen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die überführende und leitende Wirksamkeit des Parakleten

03.05.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Herr Jesus Christus kündigt eine neue Gegenwart des Heiligen Geistes bei den Menschen an. Der Geist trägt im Johannesevangelium den Namen „Paraklet“. Übersetzt man dieses griechische Wort, dann heißt es: der zum Helfen Herbeigerufene, also der Beistand, der Fürsprecher, meinetwegen auch noch der Tröster. Der erste und eigentliche Paraklet ist Jesus, auf Erden und am Throne Gottes. In seinem ersten Brief schreibt der Apostel Johannes: „Hat einer gesündigt, so haben wir einen Parakleten (einen Fürsprecher) vor dem Vater: Jesus Christus, den Gerechten.“ Der Heilige Geist übernimmt aber nach Jesu Fortgang den Beistand der Jünger; er ist der zweite Paraklet. Der Paraklet steht in engster Beziehung zu Jesus, zum erhöhten Jesus. Der Paraklet kann erst kommen, wenn Jesus dahingegangen ist, d.h. sein Kommen ist an Tod, Auferstehung und Erhöhung Jesu gebunden. Die menschliche Natur Jesu musste erst verklärt werden, weil aus ihr der Geist strömt; erst dann kann der Paraklet gesandt werden. Erst aus seiner verklärten Natur kann Jesus den Heiligen Geist gleichsam entbinden. Der Paraklet hat zwei Aufgaben: die eine gegenüber der Welt, die andere gegenüber der Kirche. Gegenüber der Welt hat der Paraklet die Aufgabe des Überführens. Er führt den offenkundigen Beweis für mehrere Tatsachen. Das Überführen des Parakleten vollzieht sich in der geistgetragenen christlichen Predigt. Wenn wir das Wort Gottes verkündigen und auf den Geist hören und im Geiste sprechen, dann ist in unserer Predigt der Heilige Geist wirksam – Gott gebe es, dass es so sei. Durch die geistgetragene christliche Predigt wird das Unrecht, die Schuld der Welt ans Licht gebracht. Denn der Geist tritt gegenüber der Welt als Ankläger auf, die Welt ist die Angeklagte. Der Paraklet überführt die Welt. Er bringt ihre Schuld ans Licht, er bringt den Nachweis, dass sie im Unrecht ist. Der Paraklet beweist der Welt drei fundamentale Tatsachen. Erstens: dass es eine Sünde gibt. Die schwerste Sünde, die Grundsünde, die Hauptsünde ist der Unglaube, der Unglaube gegen die in Christus Jesus geschehene Offenbarung. Dass die Welt sich der Verkündigung Jesu verschlossen hat und sich der christlichen Predigt ständig weiter verschließt, das ist ihre eigentliche Sünde; und sie bringt der Paraklet ans Licht. Das ist die Aufgabe der christlichen Predigt gestern wie heute. Die gläubigen Christen, die durch ihr Leben predigen, und die Verkündiger des Wortes, die durch ihre Worte predigen, sie haben eine hohe Aufgabe, nämlich ans Licht zu bringen, was der Heilige Geist ans Licht gebracht wissen will, die Welt zu überführen, dass sie eine sündige ist. Wir sind seine Werkzeuge, seine Organe. Es ist nicht wahr, dass jeder nach seiner Fassung selig werden kann, wie der preußische ungläubige König Friedrich II. behauptete. Die Weisung Jesu ist eindeutig: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden. Wer nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Es ist nicht gleichgültig, wie die Menschen sich gegenüber Christus und seinem mystischen Leib verhalten. Sie sind eingeladen, nein, sie sind verpflichtet, sich Christus und seiner Kirche anzuschließen. Es ist kein anderer Name unter den Menschen gegeben, in dem sie selig werden können. Die Verschlossenheit gegenüber der christlichen Botschaft ist also weder intellektuelles Unvermögen oder mangelnde Gelegenheit oder verzeihlicher Irrtum, sie ist Schuld.

Der Paraklet wird der Welt beweisen, dass es eine Sünde gibt. Er wird ihr, zweitens, beweisen, dass es eine Gerechtigkeit gibt. Jesus ist von seinem Volk, von der Behörde, vom Landpfleger Pontius Pila-

tus verworfen worden. Es ist ihm Unrecht geschehen, denn Pilatus wusste genau, er ist ein Unschuldiger. Petrus sagt es den Juden in der Halle Salomons in Jerusalem: „Ihr habt Jesus ausgeliefert und verleugnet vor Pilatus, der ihn freilassen wollte.“ Durch falsche Anklagen und ungerechtes Urteil ist Jesus an den Schandpfahl des Kreuzes gebracht worden. Aber Gott hat dem Unrecht nicht tatenlos zugesehen. Er hat den Gehängten auferweckt vom Tode. „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden.“ Gott hat ihn als Fürsten und Heiland erhoben zu seiner Rechten. Das bezeugt Petrus im Auftrag des Heiligen Geistes: „Wir sind Zeugen für diese Dinge, und auch der Heilige Geist, den Gott denen mitteilt, die ihm gehorchen.“ Es gibt eine Gerechtigkeit für den geschundenen und verurteilten Jesus von Nazareth. Gerechtigkeit ist die Schuldloserklärung vor Gericht, der Sieg im Prozess. Dieser Sieg liegt auf der Seite Jesu. Das beweist sein Hingang zum Vater, der ja zugleich seine Verherrlichung bedeutet. Was Johannes „Hingang zum Vater“ nennt, das nennen die übrigen Apostel „Erhöhung“, aber der Sinn ist der gleiche. Die Überführung der Welt vollzieht sich dadurch, dass der Paraklet durch seine Zeugentätigkeit den Beweis erbringt, dass Jesus Gerechtigkeit widerfahren ist, dass er zum Vater geht; er ist dem Bösen entrückt, sie können ihm nichts mehr anhaben. Die Auferweckung und Erhöhung Jesu ist die Beglaubigung seiner Sendung. Die Erscheinungen Jesu, sein Reden mit den Jüngern, die Erteilung von Vollmachten, die Mitteilung von Verheißungen, das alles beweist: die Verhältnisse haben sich umgekehrt. Der Ausgestoßene, der Geschmähte, der Verurteilte, der Aufgehängte ist schuldlos, er ist für gerecht erklärt.

Der Geist beweist, dass es eine Gerechtigkeit gibt. Er beweist aber auch, drittens, dass es ein Gericht gibt. Er legt durch sein Wirken klar, was Gericht ist und wer gerichtet ist. Die Welt meinte, Jesus gerichtet zu haben, aber in Jesu Tod ist in Wahrheit das Gericht Gottes über die Welt ergangen, ist das Gericht über den Herrscher der Welt, der Jesus ans Kreuz gebracht hatte, vollzogen worden. Denn Jesus hat gerade durch seinen Tod über den Teufel triumphiert. Durch seinen Gehorsam hat er den Ungehorsam des Satans und der von ihm Verführten überwunden. Seither ist der Teufel der Unterlegene, der Gerichtete. Es gibt ein Gericht, und der von der Welt Gerichtete ist der Richter. Als Petrus den Hauptmann Kornelius in die Kirche aufnahm, da hat er eine Predigt gehalten, in der er sagte: „Christus hat uns den Auftrag gegeben, dem Volk zu bezeugen, dass er der von Gott bestellte Richter über Lebende und Tote ist.“ Das Gericht über die Sünde und über den Teufel weitet sich aus über jeden Menschen. Die Welt meint, es sei egal, ob man gerecht ist oder nicht, ob man glaubt oder nicht, ob man sein Leben nach Gottes Willen einrichtet oder nicht, jeder kann machen, was er will. Die Welt meint, es gäbe keine Beurteilung des jeweiligen Lebens durch Gott, es gäbe keine Prüfung der Handlungen und Unterlassungen, es finde kein persönliches und kein allgemeines Gericht statt. Der Paraklet belehrt die Welt eines anderen. Er belehrt sie durch uns, die wir Gottes Willen über dem persönlichen und dem Gemeinschaftsleben predigen. Es gibt ein Gericht, und es ist den Menschen bestimmt, einmal gerichtet zu werden nach dem Willen Gottes, nach dem, was sie gehört und was sie angenommen haben. „Es wartet unser ein schreckliches Gericht“, schreibt Paulus im Brief an die Hebräer. Ob einer glaubt oder nicht: Er wird vor dem Richter Christus stehen. Das ist die Tätigkeit des Geistes gegenüber der Welt.

Die zweite ist seine Wirksamkeit gegenüber der Kirche. Die Apostel empfangen ja an Pfingsten den Heiligen Geist. Fortan ist der Heilige Geist bei ihnen und bleibt bei ihnen. Die Kirche ist ein Geschöpf des Geistes. Ihre Tätigkeit ist keine bloß menschliche, sie ist getragen und geführt vom Geiste. Wir alle wissen, in der Kirche geht es menschlich, manchmal allzu menschlich zu, aber nicht nur. Der Geist Gottes ist wirksam in der Kirche. Er wirkt selbstverständlich nicht naturhaft wie der Regen oder der Sonnenschein, er verlangt die Offenheit der Herzen für seinen Einfluss und für seine Impulse. Die Wirksamkeit des Geistes setzt auch die Tätigkeit der menschlichen Organe des Volkes Gottes voraus, also das Nachdenken, das Wollen, die Gläubigkeit, den Gehorsam, aber auch die Einsicht und den Mut. Die Hirten der Kirche schaffen Gesetze und setzen Verwaltungsakte. Sie sollen diese Tätigkeiten verrichten unter der Einwirkung, unter der Anrufung und mit der Beihilfe des Heiligen Geistes. Wir hoffen, dass die Anrufungen der Hirten dem Willen Gottes und den Zielen des Heiligen Geistes entsprechen – wir hoffen es! Aber wir sind weit davon entfernt, zu meinen, dass alle Äußerungen und Maßnahmen der Bischöfe vom Heiligen Geist eingegeben sind. Mit dem Geist konkurrieren andere Mächte: Unwissenheit, Unbedachtheit, Ehrgeiz, Feigheit, Anpassung, Liebedienerei; sie können alle in

die Entscheidungen und Unternehmungen der Hirten einfließen. Das Wirken des Parakleten schließt Irrungen und Wirrungen in der Kirche nicht aus. Soeben, meine lieben Freunde, beginnen deutsche Bischöfe wie Marx in München und Bode in Osnabrück, das Verhalten der Menschen als Quelle theologischer Erkenntnis neben Schrift und Tradition zu stellen. Verstehen Sie, was hier geschieht? Nicht die Normen sollen das Verhalten bestimmen, sondern das Verhalten soll die Normen prägen. Wir wissen natürlich, worauf man hinauswill. Man startet Umfragen und sieht, dass die Mehrheit der Menschen mit der geschlechtlichen Sittlichkeit der Kirche nicht einverstanden ist; also weg mit der geschlechtlichen Sittlichkeit der Kirche. Das steckt dahinter, hinter den Äußerungen der Herren Marx und Bode. Das sind unverzeihliche Verirrungen. Der Apostel Paulus mahnt die Gemeinde in Ephesus: „Betrübet nicht den Heiligen Geist, mit dem ihr besiegelt seid zum Tag der Erlösung.“ Hört Ihr es, Ihr Bischöfe von München und Osnabrück? Betrübet nicht den Heiligen Geist! Der Heilige Geist leistet Beistand – das ist keine Frage –, aber nur jenen, die dafür geöffnet sind, die auf ihn hören. Am 22. April – also vor wenigen Tagen – schrieb mir ein Kollege, ein Theologieprofessor: „Man muss schon einen starken Glauben haben, um nicht irre zu werden. Ich weiß immer noch nicht, wohin der Papst die Kirche führt.“ Man kann und muss vielleicht besorgt sein, aber eines darf man niemals: den Glauben an die Lebendigkeit und an die Kraft des Geistes verlieren. Der Geist ist und bleibt in der Kirche; sie ist sein Geschöpf, er kann sie nicht verlassen.

In besonderer Weise wird der Geist als Lehrer der Kirche tätig. Jesus hätte seinen Jüngern noch vieles zu sagen gehabt, aber sie waren noch nicht fähig, es zu ertragen, sie waren noch nicht reif dafür. So wird es die Aufgabe des Parakleten sein, die Jünger zur vollen und ganzen Wahrheit zu führen. In den Evangelien ist mehrfach die Rede davon, dass die Jünger die Rede Jesu nicht verstanden und erst nach seiner Erhöhung begriffen, was er gemeint hatte. Auch die Schriftgemäßheit seines Todes musste ihnen erst aufgehen, damit das Ärgernis des Kreuzestodes beseitigt wurde. Das leistet der Paraklet. Er führt die Jünger in die Vollerkenntnis der von Jesus gebrachten Wahrheit ein. Er erhellt die Offenbarung Jesu, er vollendet sie, er sichert die apostolische Auslegung der Worte Jesu und begründet die apostolische, in der Kirche aufbewahrte Tradition. Der Paraklet „redet nicht von sich aus“, sagt Jesus, „sondern verkündet nur das, was er von Gott hört“, d.h. der Paraklet wird keine neue, die Verkündigung Jesu überbietende oder gar ihr widersprechende Offenbarung bringen, sondern Jesu Wort bleibt in der geistgetragenen Predigt der Kirche lebendig. In der geistgetragenen Predigt der Kirche lebt und wirkt Jesu Wort weiter, wird aber immer tiefer erfasst, reicher entfaltet und den Erfordernissen der jeweiligen Situation angepasst. Der Paraklet ist in der Kirche in ihrem Zeugnis und in ihrer Lehre wirksam. Er waltet im Lehramt, aber auch in den Seelen der Gläubigen. Der Beistand des Geistes schließt Irrtum und Abweichungen von der gesunden Lehre nicht aus. Er verhindert nicht den Abfall Einzelner und ganzer Länder vom wahren Glauben. Aber eines ist gewiss: Nie wird die Wahrheit in der Kirche unerkennbar sein. Immer wird es möglich sein, sich in der Kirche irrtumsfrei über Gottes Willen zu unterrichten. Nie wird der Paraklet zulassen, dass die ganze Kirche im Irrtum versinkt; nie wird er geschehen lassen, dass ein von der Kirche festgesetztes Dogma abgeschafft oder widerrufen wird. Der Heilige Geist führt die Kirche in die volle Wahrheit ein. Die vertiefte Einsicht in die Offenbarung stand in früheren Zeiten noch aus. Erst durch das Wirken des Parakleten wird der ganze Inhalt der Offenbarung erschlossen. Es gibt eine legitime Entwicklung des Glaubens; es gibt eine legitime Dogmenentwicklung. Ähnlich wie aus einem Keim ein lebendes Wesen, aus einem Samenkorn eine Pflanze, aus der Eichel ein Baum wird, so wird aus dem Auftreten und Verkündigen Jesu nach und nach der volle Inhalt, die ganze Bedeutung herausgeholt. Wir sprechen von Entfaltung; etwas ist zusammengefaltet und kann ausgefaltet werden, da tritt der ganze Inhalt des Zusammengefalteten hervor. Ein neues Dogma, meine lieben Freunde, ist immer implizit (eingeschlossen) in einem alten Dogma oder im Ganzen des früher Geglaubten enthalten. Die Kirche verkündet keine neuen Lehren, sondern sie entfaltet das, was schon immer in ihrem Depositum, in dem Schatz ihres Glaubens enthalten war. Die Dogmenentwicklung ist eine explikative Entwicklung, d.h. es handelt sich um die Entfaltung des Sinnes älterer Formeln und kirchlicher Bräuche und um die Schaffung neuer Formulierungen für dieselbe Sache. Diese Dogmenentwicklung ist das Werk des Parakleten und des Volkes Gottes; im Zusammenwirken der Kirche und des Geistes entwickelt sich die Lehre der Kirche. Der Paraklet deckt den verborgenen Sinn der Offenbarung auf, er entfaltet, was in den Worten unentfaltet vorliegt,

und das Volk Gottes dringt in die Tiefe der Offenbarung ein mit dem Glaubenssinn, mit dem Glaubenslicht und unter der Führung des Lehramtes. Das mit dem Glauben an die immanente Leitung des Geistes durch den Heiligen Geist bewaffnete Auge sieht in dem noch mehrdeutigen Keim die spätere Entwicklung vorgeformt. Die endgültige Feststellung der Wahrheit geschieht durch die Erhebung der Lehre zum Dogma durch Definition. Wenn die Gesamtkirche, also das allgemeine Konzil mit dem Papst an der Spitze oder der Papst allein, denn er ist ja in gewisser Hinsicht die Kirche, wenn die Gesamtkirche einen Glaubenssatz, ein Dogma verkündet, erfreut sie sich des unfehlbaren Beistandes des Heiligen Geistes. Dogmen besitzen die höchste Stufe der Gewissheit; sie sind unumstößlich. Sie sind nicht Menschenwerk, sondern Gotteswerk. Wenn die Kirche unfehlbare, dogmatische Formeln festsetzt, besitzt sie den Beistand des Heiligen Geistes.

Christen, meine lieben Freunde, sind geistliche Menschen, sie besitzen den Geist. Er wohnt in ihren Herzen wie in einem Tempel. Sie leben im Heiligen Geiste, sie lassen sich treiben, führen vom Heiligen Geiste. Sie werden umso mehr für Gottes Sache bewirken, je inniger sie mit dem Heiligen Geiste verbunden sind. Deshalb gilt es, meine lieben Freunde: Beten wir, beten wir täglich zum Heiligen Geist, rufen wir zum Parakleten, flehen wir zum Beistand und Tröster:

„Führe du, mildes Licht, im Dunkel,  
das mich umgibt,  
führe du mich hinan!  
Die Nacht ist finster,  
und ich bin fern der Heimat:  
führe du mich hinan.  
Leite meinen Fuß  
– sehe ich auch nicht weiter:  
wenn ich nur sehe jeden Schritt.

Einst war ich weit zu beten,  
dass du mich führtest.  
Selbst wollt' ich wählen.  
Selbst mir Licht, trotzend den Abgrund,  
dachte ich meinen Pfad zu bestimmen,  
setzte mir stolz das Ziel.  
Aber jetzt – lass es vergessen sein.

Du hast so lang mich behütet –  
wirst mich auch weiter führen:  
über sumpfiges Moor,  
über Ströme und lauernde Klippen,  
bis vorüber die Nacht  
und im Morgenlicht Engel mir winken.  
Ach, ich habe sie längst geliebt –  
nur vergessen für kurze Zeit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Im Namen Jesu bitten

10.05.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit einiger Zeit hat sich bei uns ein Satz eingepägt, eingebürgert, der unsere Haltung weitgehend bestimmt: Das steht mir zu. Das ist mein Recht. Diese Worte sind für viele zu geistigen Scheuklappen geworden, die den Blick vor etwas ganz Wesentlichem unserer menschlichen und erst recht unserer christlichen Existenz verbergen, nämlich dass wir Abhängige sind, abhängig von Gott in allem. Je geregelter, je pannenfreier und äußerlich gesicherter unser Leben scheinbar ist, je mehr die Menschheit vom Krankenkassendenken und vom Versicherungsfieber ergriffen wird, desto weniger gedenken die Menschen des eigentlichen Gebers aller Gaben, und sind geneigt, gelegentliche Unglücksfälle oder Katastrophen organisatorischen Fehlern, technischen Mängeln oder ähnlichen Unzulänglichkeiten zuzuschreiben, die man nächstens beseitigen wird; der Fortschritt ist unaufhaltsam. In dieser falschen Sicherheit werden wir immer wieder erschüttert durch unvorhergesehene Ereignisse in Natur und Technik: Ein Pilot der Lufthansa steuert eine ihm anvertraute Passagiermaschine gegen eine Felswand – absichtlich. Schiffe mit Flüchtlingen werden von den Fluten des Meeres verschlungen – Hunderte sterben im Wasser. Ein gewaltiges Erdbeben reißt Tausende von Menschen in den Tod. Die Kirche ist so unmodern, dass sie drei Tage vor Himmelfahrt daran erinnert, dass wir kein Recht haben, auf etwas zu pochen vor Gott, sondern dass wir Bettler vor ihm sind und dass wir die Haltung des Bittenden einnehmen müssen. Die Bittprozessionen werden von manchen als peinlich empfunden; viele gehen überhaupt nicht mehr mit. Und auf dem Lande ist es eben häufig nur noch eine Tradition. Wer aber nicht recht zu bitten vermag, meine lieben Freunde, dem geht ein wesentlicher Zug der christlichen Existenz ab. Als der Herr uns lehrte, das „Vater unser“ zu beten, hat er uns sieben Bitten ans Herz gelegt. Es gehört zum Wesen des Menschen, die Seele bittend zum Vater zu erheben. Natürlich haben auch die Menschen früherer Zeiten, vor Christus und außer Christus und ohne Christus, zu Gott gefleht, aber sie haben nicht so gefleht wie die Christen. Nämlich: „Alles, was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, wird er euch gewähren.“ Der Herr insistiert mehrfach im Johannesevangelium darauf: „Alles, was ihr in meinem Namen bittet, will ich tun, damit der Vater im Sohn verherrlicht wird. Um was immer ihr meinen Vater in meinem Namen bitten werdet, werde ich tun.“

Was heißt das: im Namen Jesu bitten? Es bedeutet, erstens, sich in Verbindung mit Jesus an den Vater im Himmel wenden. Wir leben ja in Jesus, wir sind ja auf ihn getauft, wir sind ja in seiner Sphäre, in der Gnadensphäre, wir leben in seinem Geiste. Im Namen Jesu bitten heißt also: in Verbindung mit ihm zum Vater gehen – in Verbindung mit ihm. Um seines Sohnes willen erhört der Vater im Himmel unsere Bitten. Jesus bittet mit uns. Achten Sie bitte darauf, dass die Gebete, die uns die Kirche lehrt, regelmäßig schließen mit dem Worte: durch Jesus Christus. Also wir beten in Verbindung durch die Vereinigung mit Jesus Christus. Unsere Gebete gelangen zum Vater durch Jesus Christus; er ist Mittler. Das heißt: im Namen Jesu beten: in Verbindung mit Jesus beten. Es bedeutet aber auch, zweitens, in der Gesinnung Jesu beten. Der Apostel Paulus fordert uns ja auf: „Seid so gesinnt wie Jesus Christus.“ Wie war er denn gesinnt? Nun, das hat er ausgesprochen am Jakobsbrunnen: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat.“ Er lebt nicht für sich, er lebt für seinen

Vater. „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat“, und diese Maxime hat er bis zum Letzten in seinem Leben gelebt. Als er wimmernd und jammernd, klagend und angsterfüllt im Ölberge den Vater anflehte, da hat er gesagt: „Vater, wenn es möglich ist, dann lasse diesen Kelch an mir vorübergehen; aber nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Niemand bittet im Namen Jesu, der nicht in Ergebung gegen Gottes Willen betet. Es hat einmal ein junger Mann sterben sollen, aber er wollte nicht sterben. Da besuchte ihn ein Priester, und er sagte zu ihm: „Wir wollen beten.“ „Ja“, sagte der Schwerkranke, „wir wollen beten.“ „Ich werde vorbeten, und Sie beten nach.“ „Jawohl, so machen wir es.“ „Vater unser im Himmel – Vater unser im Himmel.“ „Gebenedeit sei dein Name – gebenedeit sei dein Name!“ „Dein Reich komme – Dein Reich komme!“ „*Mein* Wille geschehe!“ Da stutze der Kranke. „Nein“, sagte er, „so darf es nicht heißen. Es muss heißen: Dein Wille geschehe!“ Im Sinne Jesu bittet nur, wer Gott nichts abzwängen, sondern alles seiner Weisheit überlassen will. Im Sinne Jesu bittet nur, wer im Gehorsam gegen seinen Willen betet: Nicht wie ich will, sondern wie du willst. Der Aussätzige, der zu Jesus kam, sagte nicht: Reinige mich von meinem Aussatz, sondern er sagte: „Wenn du willst, kannst du mich reinigen.“ Im Namen Jesu beten heißt: im Sinne Jesu beten. Wer betet im Sinne Jesu? Wer gläubigen Herzens betet. Wer nicht glaubt, der soll das Gebet am besten unterlassen. Wer nicht die Existenz Gottes annimmt, der braucht sich nicht an Gott zu wenden. Gläubig müssen wir sein und vertrauensvoll. Das Vertrauen richtet sich auf die Macht und die Güte Gottes. Weil Gott mächtig und barmherzig ist, deswegen dürfen wir uns an ihn wenden. Er kann und er wird geben, wenn es nach seiner Anordnung geschehen soll. Im Sinne Jesu betet, wer beharrlich betet, also mit Ausdauer. Wir dürfen Gott nicht vorschreiben, in welcher Zeitspanne er uns erhören muss. Wie lange wir beten müssen, das bestimmt Gott. Im Namen Jesu betet, wer in Demut bittet. Nicht wer fordert, wird erhört, sondern wer im Bewusstsein seiner Niedrigkeit und Abhängigkeit fleht. „Das Gebet des Demütigen dringt durch die Wolken“, heißt es im Buche Sirach. Im Sinne Jesu betet, wer sich gleichzeitig mit dem Gebet in guten Werken übt, also wer sein Gebet durch gute Werke stützt. Vor Gott zählt nicht das Reden, sondern das Tun.

Drittens: Vergessen wir nicht, meine lieben Freunde, dass die Brotbitte im „Vater unser“ an vierter Stelle steht. Vorher gehen die Bitten um Gottes Herrschaft und Macht und Gottes Willen, und ihm folgen die letzten Bitten um unser Heil, um das Heil unseres Herzens. In dem Gebet um das tägliche Brot sind selbstverständlich alle irdischen Dinge, um die wir bitten dürfen und können, eingeschlossen. Aber achten wir darauf, dass wir in der Gefahr, in der Versuchung sind, nur um Irdisches zu beten. Wenn Sie sich einmal die Gebetserhörungsstufen in Marienthal oder in Bornhofen ansehen, da wird fast ausnahmslos um Irdisches gebetet: um Genesung von Krankheit, es wird bedankt, dass Gott es gefügt hat. Natürlich ist es nicht falsch, um Gesundheit zu beten. Da tummelt sich auf manchen Malereien ein glücklich vermehrter Viehbestand. Nun ja, dass es im bäuerlichen Interesse liegt, dass das Vieh gesund bleibt, ist ja selbstverständlich, aber die Ausschließlichkeit, mit der irdische Dinge vorgetragen werden, die Ausschließlichkeit ist nicht in Ordnung. Ich sage noch einmal: Was man erlaubter Weise wünschen kann, um das darf man auch bitten, aber wenn man um Zeitliches bittet, dann muss es mit Furcht geschehen. Dann muss man es Gott überlassen, dass er gibt, wenn es gut ist für uns, und dass er versagt, was nicht gut ist für uns. Was nützt und was schadet, das weiß der Arzt und nicht der Kranke. Im Sinne Jesu beten wir, wenn wir unsere Bitten um irdische Dinge in Verbindung mit himmlischen Gütern und dem letzten Ziel vorbringen; das Irdische in den Dienst des Himmlischen stellen. Im Sinne Jesu bittet, wer erbittet, was des Reiches Gottes würdig ist. Verknüpfen wir also, meine lieben Freunde, unsere Bitten um Irdisches mit unserer Berufung als Gotteskinder. Wenn wir um Gesundheit bitten – das dürfen wir ja –, dann versprechen wir dem Herrn: Mein Gott, wenn du mich gesund machst, will ich für dich arbeiten, will mich nicht schonen. Das müssen wir aber im Falle der Erhörung auch erfüllen. Wenn wir um Bewahrung vor Hunger bitten, dann nehmen wir uns vor, mit den Gaben Gottes sorgfältig und ehrfürchtig umzugehen. Millionen Tonnen Lebensmittel landen heute auf dem Abfall. Dürfen wir noch, angesichts eines solchen Zustandes, um das tägliche Brot bitten? Und beten wir um Himmlisches: Wenn du mich nur, Herr, nicht ewig verstoßest. Das muss eine unserer ersten Bitten sein: Wenn du mich nur nicht auf ewig verstoßest. Wenn du mir nur deinen Himmel schenkst. Beten wir für unsere heilige Kirche, für unseren Heiligen Vater, die Bischöfe, die Priester, das ganze heilige Volk Gottes. Es ist ein schrecklicher Gedanke, dass manche Men-

schen vielleicht verloren gehen, weil wir nicht für sie gebetet haben. Beten wir für die Sünder, für die Abständigen, die Abgefallenen. Beten wir für die Verstorbenen. Worum soll also unser Gebet zu Gott emporsteigen? Vor allem um den Heiligen Geist. Der Herr hat es ja einmal deutlich ausgesprochen: „Wenn einen von euch, der Vater ist, der Sohn um ein Brot bittet, wird er ihm dann einen Stein geben? Oder wenn er ihn um einen Fisch bittet, wird er ihm da eine Schlange geben? Oder wenn er um ein Ei bittet, wird er ihm da einen Skorpion reichen? Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben versteht, um wie viel mehr wird der Vater vom Himmel den guten Geist jenen geben, die ihn erbitten.“ Vor Ostern haben wir oft die Mahnung des Apostels Paulus gehört: „Brüder, wenn ihr mit Christus auferstanden seid, so suchet, was droben ist, wo Christus zur Rechten Gottes sitzt“ – was droben ist: damit ist das Himmlische, das Göttliche gemeint. Damit verweist der Apostel auf die von Gott gesetzten Ziele unseres Strebens. Also dass wir Tugenden, Fertigkeiten im Guten erwerben, dass wir schlechte Neigungen ablegen, dass wir ausharren im Gebet, dass wir eifrig sind in guten Werken, dass wir im guten Wandel bleiben bis zum Ende.

Nicht im Sinne Jesu bittet, wer nicht würdig ist, Gottes Gabe zu empfangen. Unwürdig ist, Gottes Gaben zu empfangen, wer sich rühmt, aus eigener Kraft vollbracht zu haben, was doch von Gott kommt. Nicht im Sinne Jesu bittet, wer das Danken für empfangene frühere Gaben unterlässt. Wie darf einer um Zukünftiges bitten, der für das Frühere keinen Dank abstattet? Nicht im Sinne Jesu bittet, wer Gott um Sachen bittet, die keinen Wert haben. Es ist zu fürchten, dass man damit den Unwillen Gottes herausfordert. Nicht im Sinne Jesu bittet, wer nicht seinerseits das Notwendige beiträgt. Was der Mensch durch eigene Anstrengungen erreichen kann, das sollte er nicht von Gott erbitten. Wir Priester haben in diesen Tagen eine Predigt des heiligen Augustinus in unserem Gebetbuch gelesen. Da erklärt der heilige Augustinus, was er darunter versteht, im Namen Jesu zu bitten, er sagt: „Im Namen Jesu bitten heißt: *secundum rationem salutis* bitten“, nach der Ordnung, nach der von Gott gesetzten Ordnung des Heiles bitten – *secundum rationem salutis*. Und nicht im Sinne Jesu bittet, wer „*contra rationem salutis* bittet“, wer gegen die Ordnung des Heiles bittet. Wir müssen uns also einstimmen, einstellen, einfügen in die Ordnung des Heiles, dann gehen unsere Bitten gewiss zum himmlischen Thron. Die Kirche hat die kommenden drei Tage als Bitttage eingesetzt, und zwar nicht ohne Grund vor dem Fest der Himmelfahrt Jesu. Alle unsere Anliegen, die irdischen und die himmlischen, soll der Herr vor seinen Vater tragen. Im vollen Bewusstsein eins mit ihm legen wir alles vertrauensvoll in seine Hände. Und ich bin gewiss: Der Herr wird seine Verheißungen erfüllen. „Bittet, so wird euch gegeben werden; suchet, und ihr werdet finden; klopft an, und es wird euch aufgetan.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Jesu Erhöhung und Himmelfahrt

14.05.2015 (Christi Himmelfahrt)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Herrn Versammelt!

Von der vor den Augen der Jünger stattfindenden Himmelfahrt des Auferstandenen berichtet nur Lukas, und zwar einmal in der Apostelgeschichte – wie wir ja eben vorgetragen bekommen haben – und zum anderen in seinem Evangelium. Am Schluss seines Evangeliums heißt es nämlich: „Und es geschah, als er sie segnete, schied er von ihnen und wurde in den Himmel hinaufgenommen.“ Nach dem Evangelium fand die Himmelfahrt in der Nähe von Bethanien am Ölberg statt. Nun konstruieren manche Ausleger der Heiligen Schrift einen Widerspruch zwischen der Aussage im Evangelium und jener in der Apostelgeschichte. Sie sagen, das Evangelium verlege die Himmelfahrt des Herrn auf den Ostersonntag, während das zweite Werk des Lukas, die Apostelgeschichte, die sichtbare Himmelfahrt des Herrn vierzig Tage nach Ostern geschehen lässt. Liegt da wirklich ein Widerspruch vor, meine lieben Freunde? Wir haben ja eben auch das Evangelium nach Markus gehört, und dort wird gesagt, dass Jesus den Elfen erschienen ist, und nachdem er mit ihnen geredet hatte, hinaufgenommen wurde und sich zur Rechten Gottes setzte. Die drei Texte: Lukasevangelium, Apostelgeschichte, Markus-evangelium stimmen miteinander überein, dass sie die Himmelfahrt unmittelbar auf die Erscheinung und Unterredung des Auferstandenen mit den Elfen folgen lassen. Zeugen der Himmelfahrt waren nur die Jünger. Es gibt auch eine Reihe anderer neutestamentlicher Texte, die von der Himmelfahrt oder von dem Aufstieg Jesu in den Himmel sprechen. Der wichtigste ist vielleicht im Johannesevangelium erhalten. Sie kennen die Szene, wie Maria Magdalena den Auferstandenen umfassen will, und sie hört von ihm den Befehl: „Fass mich nicht an; denn ich bin noch nicht zu meinem Vater aufgefahren. Geh aber zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre hinauf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott.“ Auch Paulus spielt oft auf die Himmelfahrt an, etwa im Epheserbriefe, wo es heißt: „Aufgefahren in die Höhe, führte er die Gefangenen mit sich und gab den Menschen seine Gaben. Das ‚Aufgefahren‘ aber, was bedeutet es anders, als dass er herniedergestiegen ist hier auf die Erde. Der herabstieg, ist derselbe, der auch hinaufstieg in den Himmel, damit er alles erfülle.“ Auch im 1. Brief an Timotheus kommt Paulus auf die Himmelfahrt zu sprechen: „Groß ist das Geheimnis der Frömmigkeit: ‚Er wurde offenbar im Fleische, gerechtfertigt im Geiste, geschaut von Engeln, verkündet den Heiden, geglaubt in der Welt, aufgenommen in Herrlichkeit‘.“ Am nächsten verwandt mit dem Bericht von der Auffahrt Christi in den Himmel sind die vielen Stellen des Neuen Testaments, wo von der „Erhöhung“ Jesu die Rede ist. Die Erhöhung Jesu ist nichts anderes als das Zusammen von Auferstehung und Himmelfahrt. Die Auferstehung kommt in der Himmelfahrt zum Abschluss. Besonders reich an solchen Anspielungen sind die Paulusbriefe. Im Hebräerbrief heißt es: „Der die Himmel durchschritten hat, Christus ist in den Himmel eingegangen, der zur Rechten Gottes sitzt, nachdem er zum Himmel hinaufgestiegen ist, wobei ihm die Engel und Gewalten und Mächte unterworfen wurden.“ „Seid ihr also auferweckt mit Christus“, so schreibt Paulus, „so suchet, was oben ist, wo Christus sitzt zur Rechten Gottes, was droben ist, habt im Sinn, nicht was auf der Erde ist.“ Die gleiche Wahrheit kommt zum Ausdruck, wo die Rede davon ist, dass der erhöhte Christus als das Haupt seines Leibes, der Kirche, oder als Schlussstein des Baues des geistigen Tempels bezeichnet wird. Das alles ist geschehen durch die Himmelfahrt.

Die Urchristenheit hat nicht das Bedürfnis verspürt, zu sagen, wie Christus die himmlische Herrlichkeit erlangte. Sie weiß: Mit der Totenauferstehung ist das Heilsgeschehen an Christus abgeschlossen. Er ist nicht nur aus dem Grabe erweckt, er ist auch in die Herrlichkeit des Vaters versetzt. Er ist der Anfang, der Erstgeborene von den Toten, auf dass er in allem der Erste wäre. Es war den Jüngern der Urzeit selbstverständlich, dass der Auferstandene in der Welt Gottes Platz genommen hat. Es war ihnen ebenso selbstverständlich, dass dies nur durch eine Himmelfahrt geschehen konnte. Ungläubige Theologen haben behauptet, nur die Seele Jesu sei nach der Kreuzigung in den Himmel aufgenommen worden. Ja natürlich, wenn man die leibliche Auferstehung Jesu leugnet, dann bleibt ja nur die Seele übrig, die in den Himmel gegangen sein kann. Aber das ist eben die falsche Lehre. Der urchristliche Glaube ist von Anfang an Kunde von der Auferweckung und himmlischen Erhöhung Christi dem Leibe nach. Es hat nirgendwo und nirgendwann einen urchristlichen Glauben gegeben, der nicht die Gewissheit der leiblichen Auferstehung Jesu eingeschlossen hätte. Das älteste Zeugnis dafür liegt uns im 1. Brief des Paulus an die Korinther vor: „Ich habe überkommen (d.h. durch Tradition überliefert bekommen), dass Christus für unsere Sünden gestorben ist, nach den Schriften, und dass er begraben wurde und dass er auferweckt wurde, nach den Schriften, und dass er dem Kephais erschien und hierauf den Zwölfen.“ Dass Paulus von der leiblichen Auferstehung Jesu fest überzeugt war, das sieht man klar aus der Bekämpfung der korinthischen Auferstehungsleugner. Ihnen hält er entgegen, dass die leibliche Auferstehung Jesu das Vorbild und die Garantie für die Auferstehung der Christen sein wird. Beides steht und fällt miteinander. „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube wertlos. Nun ist aber Christus von den Toten auferweckt worden, als Erstling der Entschlafenen.“ Freilich ist der Leib des Auferstandenen ein vergeistigter Leib, ein verklärter Leib, ein pneumatischer Leib, aber es ist derselbe Leib, der ins Grab gelegt wurde. Paulus lehrt ganz eindeutig: „Christus befindet sich nach seiner verklärten Leiblichkeit im Himmel“, wenn er auch zumeist nicht beschreibt, wie dieser Aufstieg erfolgt ist.

Die Frage erhebt sich noch: Welches ist denn der Zeitpunkt der Himmelfahrt und der Besitznahme der himmlischen Herrschermacht? Darüber belehrt uns Johannes in seinem Evangelium. Da verbietet der Auferstandene Maria von Magdala, ihn festzuhalten, da er noch nicht zum Vater aufgestiegen sei. Und beauftragt sie, den Jüngern die Botschaft zu bringen, dass er zu seinem Vater und zu seinem Gott hinaufsteige. Damit kann nur gemeint sein, dass er eben jetzt im Begriff ist, zum Vater emporzusteigen. Sein Auftrag hätte ja gar keinen Sinn gehabt, wenn er die Absicht nicht gehabt hätte, vor seiner Erscheinung die Himmelfahrt zu vollziehen. Tatsächlich kommt Christus vom Himmel her, vom Vater, wenn er zu den Jüngern kommt und spendet ihnen den Heiligen Geist, den er ja erst nach der Erhöhung zur Rechten Gottes spenden konnte. Auch der Missionsbefehl bei Matthäus setzt voraus, dass er als der zum Vater Erhöhte spricht: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ Das Urchristentum, meine lieben Freunde, hat also den Aufstieg des Auferstandenen zum Vater und die Besitzergreifung seiner Macht über das All auf den Tag der Auferstehung und in den unmittelbaren Anschluss an sie angesetzt. Wenn der Herr den Jüngern erscheint, erscheint er immer vom Himmel her. Es ist also nicht so gewesen, dass Jesus die vierzig Tage sich irgendwo auf Erden verborgen gehalten hätte. Nein, er wohnte und lebte im Himmel und kam von da zu seinen Jüngern. Die Himmelfahrt Christi ist kein neues Ereignis des Heils, sondern Bestandteil der Auferstehung und Erhöhung.

Gegenüber gewollten und ungewollten Missverständnissen sei an dieser Stelle gesagt: Die Ereignisse der Himmelfahrt Jesu sind zwar mit irdischen Phänomenen verknüpft: das Emporgehobenwerden Jesu, das Erscheinen einer Wolke, das Auftreten zweier Männer, das Hinaufschauen der Jünger. Alle diese Geschehnisse sind passiert, haben sich zugetragen, sind keine Fiktion, keine Einbildung, keine Phantasie, aber es wäre verkehrt, daraus zu folgern, Jesus habe sich auf einen fernen Stern begeben und harre dort der Wiederkunft. Gott bediente sich der geschilderten Tatsachen, um die Wahrheit zu dokumentieren: Jesus ist in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen. Er befindet sich in einer Wirklichkeit, die jenseits der menschlichen Erfahrung ist. Es wäre also ein fataler Irrtum, wenn man meinen wollte, die Raumfahrer würden es schon eines Tages schaffen, dass sie die Wohnung Jesu ausfindig machen. Wer so denkt, hat das Geheimnis der Himmelfahrt nicht begriffen. Jesus ist nicht auf einen fernen Stern gegangen, sondern über alle Sterne emporgestiegen. So beten wir im Brevier, unse-

rem priesterlichen Gebetbuch: *qui scandis super sidera* – der du aufsteigst über die Sterne, alle Sterne zurücklassend. Er befindet sich in einer Wirklichkeit, die jenseits der menschlichen Erfahrung existiert. Unser Glaube ist nicht – wie uns die ungläubigen Theologen weismachen wollen – mit einem vergangenen Weltbild verknüpft, mit dem ptolemäischen Weltbild, sodass er mit diesem hinfällig wäre, nein, unser Glaube übersteigt jedes Weltbild, ist von jedem Weltbild unabhängig. Die Kirche deutet dieses Verständnis an, wenn sie uns ab heute in der Pfingstnovene beten lehrt: „O Jesus, als Sieger bist du heute über alle Himmel – *über* alle Himmel! – emporgestiegen.“ Der Wolkenhimmel ist bloß ein Bild, ein Symbol, ein Zeichen für den Gotteshimmel. Der Himmel, in dem Jesus sich befindet, ist nicht der Wolken- und Sternenhimmel, sondern der Gotteshimmel, die Gott vorbehaltene Wirklichkeit. Deswegen, meine lieben Freunde: Das Zeugnis der Kirche von der Himmelfahrt Christi ist widerspruchsfrei. Es bringt den gläubigen Leser der Schriften des Neuen Testaments nicht in Verlegenheit. Jesus ist durch seine Auferweckung von den Toten in verklärter Leiblichkeit in die himmlische Sphäre versetzt worden. Er hat sich nicht etwa an einem unbekanntem Ort vierzig Tage lang aufgehalten und verborgen, nein, er hat sogleich nach der Auferstehung seine Wohnung im Himmel bezogen. In diesem Sinne kann man sagen: Es hat viele Himmelfahrten Jesu gegeben, denn jedes Mal, nachdem er den Jüngern erschienen ist, hat er sich in den Himmel zurückbegeben. Aber nur die letzte war sichtbar, nur die letzte vollzog sich durch das Emporschweben nach oben. Die anderen Himmelfahrten geschahen durch plötzliches Verschwinden Jesu. „Er entschwand ihren Augen“, heißt es in der Erzählung von den Emmausjüngern. Das Fest Christi Himmelfahrt ist der Abschluss der Erscheinungen Jesu. Wir glauben an den, der im Himmel auf den Zeitpunkt wartet, da er kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das katholische Milieu

17.05.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die heutige Epistel stammt aus dem 1. Brief des Apostels Petrus. Ihr Gegenstand ist die christliche Gemeinde. Seitdem wir die Taufe empfangen haben, sind wir ja der Kirche zugehörig und in der Kirche auch einer bestimmten Gemeinde zugewiesen. Die Kirche kennt keine allgemeine und beziehungslose Mitgliedschaft, so wie man heute ein unbedeutendes Glied in einer Massenorganisation sein kann, mit einer Mitgliedsnummer innerhalb der Organisation einen bescheidenen Platz erhält. Nein, die Kirche weist jedem ihrer Angehörigen eine bestimmte Gemeinde zu, eine konkrete Pfarrgemeinde, einen bestimmten Seelsorger, einen Seelenhirten. In dieser Gemeinde soll der Christ von der Wiege bis zur Bahre aufbewahrt sein und tätig werden. Glieder einer konkreten Gemeinde, eigener Seelenhirte, Glied sein in dieser Gemeinde, das sind die wesentlichen Züge der christlichen Gemeinde. Wir, die wir hier versammelt sind, bilden eine besondere Gemeinde. Ich möchte sagen: eine Art Personalgemeinde. Denn wir versammeln uns ja im Ritus des heiligen Papstes Pius V. Unser unvergesslicher Heiliger Vater Benedikt XVI. hat das Tor zur Feier dieser Messe weit aufgemacht. Und wir sind ihm dankbar, dass wir diesen ehrwürdigen Ritus, diese tridentinische Messe feiern dürfen. „Was unseren Vorfahren heilig war“, hat der Papst gesagt, „das muss auch uns heilig sein.“ Und der Beweis dafür ist diese Gemeinde. Nutzen wir die Chance, in diesem Ritus die heilige Messe feiern zu dürfen, halten wir diesem Ritus die Treue und stärken wir uns gegenseitig durch unsere Anwesenheit. Es ist eigentlich betrüblich, wenn Menschen unserer Gemeinde allzu oft sich anderswohin begeben und dann diesen Ritus, diese Gemeinde und diese Opferfeier verlassen. Vor uns sitzt mein lieber Freund, der Herr Wirth, der ungefähr im meinen Alter ist, und seit Jahrzehnten diese heilige Messe besucht. Am vergangenen Sonntag sagte er zu mir: „Ich gehe mit meinen Angehörigen auch in den anderen Gottesdienst, aber das ist keine heilige Messe.“ Ich lasse das einmal stehen, was der Herr Wirth gesagt hat, aber den Unterschied zwischen der Eucharistiefeier Pauls VI. und der Messe Pius' V. spüren Sie alle.

Wer kein richtiges Verhältnis zu seiner Pfarrei hat, zu seiner Gemeinde, der kann auch kein richtiges Verhältnis zu seiner Kirche haben. Wer seine Gemeinde nicht liebt, der wird auch die Kirche nicht lieben. Das Gemeindeleben bedarf der Mitarbeit und des Mitwirkens aller ihrer Glieder. Die Epistel des heutigen Tages gibt uns Weisungen, wie unser Verhältnis zu unserer Gemeinde sein soll: „Meine Teuren. Seid klug und wachsam im Gebet.“ Übersteigerungen des Gefühls, Schwarmgeisterei, Wundersucht sollten unter uns nichts zu suchen haben. Das rechte Beten ist bei allem Mittun des Herzens wachsam und nüchtern. Es lässt sich vom rechten Geiste leiten und ordnen. Und wie gut ist es, wenn ein solcher Geist in der Gemeinde lebt und sie prägt. Die demütige Bereitschaft, auch im Beten nicht das Seine zu suchen, sondern Gott, diese demütige Bereitschaft muss in uns sein. „Habet Liebe zueinander“, mahnt Petrus, „denn die Liebe deckt eine Menge Sünden zu.“ Liebe ist eine schwere Tugend. Nächstenliebe ist eine schwere Liebe, denn wir kennen den Nächsten; wir kennen ihn nur allzu gut, wir wissen um seine Fehler und Schwächen. Aber die Liebe bejaht den Nächsten, wie er ist, und nicht, wie er sein soll. Ich erinnere immer wieder an das Wort des weisen Konrad Adenauer: „Man muss die Menschen nehmen, wie sie sind; andere gibt es nicht.“ – wie wahr, wie richtig. Man muss die Menschen nehmen, wie sie sind, andere gibt es nicht. „Alle Menschen sind gebrechlich“, schreibt das Buch

von der „Nachfolge Christi“, „aber halte niemanden für gebrechlicher als dich selbst.“ Alle Menschen sind gebrechlich, aber halte niemanden für gebrechlicher als dich selbst. Wer die Gemeinde liebt, der nimmt sich der irrenden Schwester oder des fehlenden Bruders an und wendet ihnen seine Liebe zu. In der Nächstenliebe trägt der Christ das Versagen seines Bruders und das Fehlen seiner Schwester.

Dann kommt eine Mahnung, die uns heute fremd klingt: „Seid gastfreundlich gegeneinander ohne Murren.“ Nun ja, in einer Zeit, wo die Menschen wenig unterwegs waren und wo es wenige Gasthäuser gab, war es eine Pflicht, den Reisenden, den unterwegs befindlichen Bruder oder die pilgernde Schwester aufzunehmen. Das ist heute nicht mehr das Problem. Ich glaube, dass wir dieses Wort richtig verstehen, wenn wir es auf den zwischenmenschlichen Kontakt zwischen den Gliedern der Gemeinde anwenden. Man könnte die Aufgabe, die sich heute uns hier stellt, als Aufbau und Pflege des Milieus bezeichnen. Milieu oder Umwelt ist die Gesamtheit der Faktoren, die auf den Menschen einwirken und auf die er zurückwirkt. Das Milieu gehört neben der Veranlagung und der Freiheit zu den großen Prägekräften des Einzelnen und der Gesellschaft. In der neuen Diskussion hat der Begriff „Milieu“ eine besondere Bedeutung gewonnen. Man versteht darunter soziale Einheiten, die durch bestimmte Merkmale zusammengehalten werden. Großgruppen weisen Gemeinsamkeiten in drei Bereichen auf:

1. Gemeinsamkeiten der Sinnkonstruktion, der Werte und der Normen.
2. Ein gemeinsames Netzwerk von Institutionen, in denen man sich befindet.
3. Geteilte Ritualisierungen des Alltagslebens und des Festtagslebens.

Das gilt allgemein, aber es trifft auch auf die Religion zu. Das Milieu ist für die Religiosität, für die Kirchlichkeit, für den religiösen Zusammenhalt und die religiöse Praxis von nicht zu überschätzender Bedeutung. Der Durchschnittsmensch bedarf zum personalen Glauben des Haltes an einer christlichen Umwelt. Ohne Milieuseelsorge kann die Kirche ihrer Aufgabe nicht gerecht werden. Die Seelsorge muss sich des Einzelnen annehmen, aber auch der Umwelt. Die Menschen können für uns greifbar vor dem Abgleiten in die Gleichgültigkeit nur bewahrt werden durch die Gemeinschaft, in der sie leben. Milieuseelsorge und Laienelite bedingen sich gegenseitig. Im Milieu muss es lebendige und aktive Christen geben, aber das Milieu muss auch ihnen Unterstützung leihen, denn Milieu macht eine regionale und gemeinschaftliche Seelsorge zur Pflicht. Die religiöse und kirchliche Praxis in der jeweiligen Lebenswelt – z.B. in Budenheim – wird von vorherrschendem Milieu positiv und negativ entscheidend beeinflusst. Wir gläubigen, kirchlich-gesinnten Christen sind überall eine Minderheit. Im katholischen Milieu aber tragen und stärken wir uns gegenseitig. Wenn wir uns nicht miteinander verbinden, dann besteht die Befürchtung, dass wir untergehen. Im katholischen Milieu tauschen sich die Gläubigen gegenseitig aus, belehren sich, stützen sich, helfen einander.

Was Milieu bedeutet, das kann man aus dem 19. Jahrhundert lernen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lag das religiöse Leben in Deutschland darnieder. Nur wenige Bischofsstühle waren noch besetzt; die meisten waren unbesetzt. Mangel an Priestern überall, die Gläubigen waren lau, beeinflusst durch die Aufklärung, die alles Übernatürliche leugnete und den Menschen das schöne, angenehme Leben auf dieser Erde anpries. Aber dann kam eine Wende. Und wie kam sie? Sie ging aus von kleinen aktiven Kreisen: in Mainz, in Münster, in München. In Mainz war es der unvergessliche Bischof Colmar, der das religiöse Leben hier erneut angefacht hat, mit elsässischen Priestern, vor allem mit dem großen Theologen Liebermann. In Münster waren es die Fürstin Gallizin und ihr Kreis, die das religiöse Leben neu entzündeten. In München war es der prophetische Görres, der einen Kreis um sich sammelte und seinen „Athanasius“, diese flammende Buch, in das Volk warf, womit er die Gläubigen aufgerüttelt hat. Von da aus entfaltete sich das religiöse und kirchliche Leben im 19. Jahrhundert zu ungeahnter Blüte. Der Aufschwung des religiösen Lebens in dieser Zeit war zum großen, vielleicht zum größten Teil der Bildung eines katholischen Milieus, einer katholischen Umwelt zu verdanken. Die katholischen Christen standen einig und geschlossen hinter ihren Priestern. Sie waren durch die Sonntagsmesse, Andachten, Prozessionen, Volksmissionen miteinander vertraut und verbunden. Sie schlossen sich Vereinen und Organisationen an, in denen sie Heimat fanden: Vinzenzverein, Elisabethverein, Kolpingsverband. Katholische Christen heirateten katholische Christen. Die Katholiken

des 19. Jahrhunderts waren auch politisch geeint. Sie gaben ihre Stimme bei Wahlen der katholischen Zentrumspartei, und diese Partei war die einzige, die für die Katholiken eintrat und die katholische Prinzipien in der Gesellschaft umgesetzt wissen wollte. Die Katholiken der damaligen Zeit lasen eine der Hunderten katholischer Zeitungen – tatsächlich, es gab damals Hunderte katholischer Zeitungen in Deutschland. In ihrer Verbundenheit und in ihrer Zusammenarbeit stützten und trugen sie sich gegenseitig. Zum katholischen Milieu gehörte auch die Kinderfreudigkeit. Wenn Sie einmal die Lebensbeschreibungen von Priestern aus der damaligen Zeit lesen, da finden Sie: Ich war das achte Kind meiner Eltern; ich war das zehnte Kind meiner Eltern; ich war das dreizehnte Kind meiner Eltern. Das ist die Regel gewesen. Aus den kinderreichen Familien spross der Nachwuchs an Priestern und an Ordensleuten. Es gab keinen Priestermangel mehr; die Zahl der Ordensfrauen erreichte einen Höhepunkt. Katholische Kindergärten, katholische Schulen, katholische Krankenhäuser sprossen aus der Erde.

Die Zeiten haben sich geändert, aber die Aufgabe ist geblieben, nämlich katholisches Milieu zu schaffen, in dem der Einzelne beheimatet, geborgen und aufgehoben ist. Die Mittel sind die gleichen wie im 19. Jahrhundert. Das grundlegende Band ist der gemeinsam praktizierte katholische Glaube. Der gemeinsame Kirchengang verbindet, schafft Milieu; man kennt sich und bekennt sich als katholischer Christ. Auch heute sind Vereinigungen, ich meine, ein unentbehrliches Mittel katholischer Sozialisation: die Malteser, der Kirchenchor, die Kolpingsfamilie. Dadurch werden die Menschen miteinander vernetzt. Es kommt zum Gespräch, es kommt zum gegenseitigen Halten. Ein ganz wichtiges Element zur Schaffung eines katholischen Milieus ist die katholische Schule. Der katholische Volksteil hat im 19. und 20. Jahrhundert gegen erbitterten Widerstand, mit äußerster Anstrengung und Zähigkeit für die öffentliche katholische Schule gekämpft. In der Verfassung der Weimarer Republik hat die katholische Zentrumspartei die Erhaltung und Neugründung katholischer Schulen, Bekenntnisschulen, Konfessionsschulen durchgesetzt. Damals haben die Katholiken gesagt: Für diese Schule kündigen wir jede Freundschaft. Für diese Schule schlagen wir jede Schlacht. Die Gemeinsamkeit der Schüler und Lehrer im Glauben, die Ausrichtung auf die katholische Wahrheit im Unterricht, die geübte religiöse Praxis auch in der Schule haben die Kinder verbunden, in den Glauben eingeführt, mit der Kirche vereinigt. Ich selber habe noch bis 1937 eine katholische Bekenntnisschule besucht. Und ich habe die Erfahrung gemacht: Kinder aus abständigen Familien haben erst in der Schule und durch die Schule ihr katholisches Bekenntnis kennen- und praktizieren gelernt. Die öffentliche katholische Schule gehört der Vergangenheit an. In Rheinland-Pfalz wurden sie beerdigt unter Herrn Kohl. Der Einzige, der damals dagegen stimmte – der Einzige! – war der langjährige katholische Ministerpräsident Altmeier. Wir haben heute überall simultane Schulen. Die Simultanität lässt das Katholische nicht zur Auswirkung kommen. Bei aller gesuchten Gemeinsamkeit bleibt der katholische Glaube auf der Strecke, weil er eben anspruchsvoller ist als eine andere Religion. Die religiöse Verwaschenheit und Gleichgültigkeit gegen die katholische Konfession ist die Folge der Simultanschule. Die Franzosen unterhalten mit größten Opfern kirchliche katholische Schulen. Sie wissen warum, denn die Staatsschule in Frankreich ist von der Französischen Revolution geprägt.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Bildung eines katholischen Milieus ist die Presse. Die katholische Presse berichtet und kommentiert aus katholischer Warte. Sie macht aufmerksam auf religiöse und kirchliche Ereignisse, gibt Belehrung vor Festen und Feiertagen. Es gibt in Deutschland keine katholische Presse mehr. Die einzige „Tagespost“ fristet ein kümmerliches Dasein; der „Spiegel“ verspottet sie als „Katholikenblättchen“. Das Fehlen einer verbreiteten katholischen Presse kann überhaupt nicht überschätzt werden. Von der nichtkatholischen Presse geht die Verbildung der Menschen aus. Sie schafft auch Milieu, aber ein nichtkatholisches. Sie verwischt oder bekämpft jedes katholische Profil, treibt ihre Leser in den Morast von Anschauungen areligiöser und unsittlicher Art. Meine lieben Freunde, ich habe vor mir die letzte Nummer der „Allgemeinen Zeitung“ von Mainz. Das Blatt ist weit verbreitet in Rheinland-Pfalz, in Hessen. Auf dem der ersten Seite wird die Perversion im Geschlechtlichen vorgestellt: „Leben mit zwei Geschlechtern“ – im Inneren noch eine ganze Reihe davon. „Am Sonntag“, so heißt es, „ist der internationale Tag gegen Homophobie und Transphobie. Transidente Menschen – also die halb Mann, halb Frau sind – beschreiben, wie sie ihr körperliches Geschlecht an ihr seelisches angeglichen haben.“ Das ist die Frucht dieser Presse, meine lieben Freun-

de, wir haben sie soeben erlebt: Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken – angeblich eine Vertretung des katholischen Volkes – fordert die Einsegnung von homosexuellen Partnerschaften. Jetzt musste einmal sogar der Bischof Marx von München dagegen Stellung nehmen.

„Dienet einander, jeder mit der Gnadengabe, die er empfangen hat, als gute Austeiler der mannigfachen Gnade Gottes“, so fährt Petrus in seinem 1. Brief fort, „dient einander“. Einander dienen, jeder mit seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten, das müsste immer wieder den Menschen eingeprägt werden. Die Kirche ist nicht nur die Sache der Priester. Nein, wir alle gehören zur Kirche, tragen unseren Teil bei zum guten Gedeihen oder auch Dahinsiechen der Kirche. Das Dienen beginnt mit schlichten Dingen; man sollte sie nicht gering schätzen: den Schlüssel zur Wohnung eines anderen verwahren, der in Arbeit ist; die Post aus dem Briefkasten holen, wenn einer verreist ist; einkaufen gehen für den, der nicht mehr laufen kann oder bettlägerig ist. Das Dienen hat also mannigfache Gesichter im Alltag, bei Krankheit und in Not. Auch den geistigen Bedürfnissen des anderen dienen: ihn aufmerksam machen auf gute Lektüre, Zeit sich nehmen zu Gespräch, weitergeben von Zeitungen und Zeitschriften. Das Dienen setzt sich fort im Gebet füreinander. Durch das Gebet, meine lieben Freunde, können wir einander unsichtbare Wohltäter werden. Es ist ein erschreckender Gedanke, dass Menschen verloren gehen könnten, weil für sie nicht oder nicht genug gebetet wurde. Die Gemeinde ist der Raum, in den wir als Christ hineingestellt sind. Die Gemeinde ist das Feld, auf dem wir uns bewähren müssen. In der Gemeinde begegnen wir der Kirche. In der Gemeinde gestalten wir zu unserem Teil auch die Kirche. Die Gemeinde ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Ich bekenne offen, dass Sie, meine lieben Freunde, mich im Glauben oft gestärkt haben und bis heute stärken, dass ich dankbar bin für Ihr Zeugnis, dass Sie mich erbauen und beschämen mit Ihrer Frömmigkeit. Das musste einmal gesagt werden. Vielleicht vermag die Lesung dieses Sonntags den Blick zu schärfen für unsere Aufgabe, um neue Liebe zur Kirche zu wecken. Damit in allen Dingen Gott verherrlicht werde durch Jesus Christus, unseren Herrn.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Wirkungen des Hl. Geistes

24.05.2015 (Pfingstsonntag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Herabkunft des Heiligen Geistes Versammelt!

Unter den neutestamentlichen Schriften ist die Apostelgeschichte zu Recht das Buch des Heiligen Geistes genannt worden, denn darin wird sein Wirken in der Kirche in reichem Maße dargestellt. Der auferstandene Herr gab den Jüngern den Missionsbefehl und gleichzeitig die Verheißung der Sendung des Heiligen Geistes. Beides gehört nämlich zusammen, denn für die Mission wird man ausgerüstet durch den Geist. „Seht, ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch herab. Ihr sollt bleiben in der Stadt, bis ihr ausgerüstet seid mit Kraft aus der Höhe.“ Der Heilige Geist ist, recht verstanden, die Kraft der Verkündigung. Wer immer in Wahrheit und in Treue zu Gott das Evangelium verkündet, ist ein Gesandter des Heiligen Geistes. Wer das Evangelium ausrufen will, bedarf des Geistes Gottes. Die Erfüllung der Verheißung Jesu geschah am Pfingstfeste. Der Heilige Geist kam in feurigen Zungen auf die in Jerusalem versammelten Jünger herab. Petrus stellt in seiner Predigt ausdrücklich fest: „Was ihr hier erlebt, das ist die Erfüllung (der Sendung des Heiligen Geistes), die Jesus angekündigt hatte.“ In diesem wunderbaren Ereignis ist die Weissagung des Propheten Joel eingelöst, dass Gott in der messianischen Zeit seinen Geist über alles Fleisch ausgießen werde – über alles Fleisch, d.h. zunächst nur über die Jünger, aber bald auch über alle jene, die auf ihre Predigt hin das Evangelium annehmen werden. Der Heilige Geist, die Gabe des Geistes ist für alle bestimmt. So kann Petrus seinen Hörern die Versicherung geben, dass auch sie den Heiligen Geist empfangen werden, wenn sie sich taufen lassen und gläubig werden. Tatsächlich, alle Christen sind Geistbegabte, sind Geisterfüllte, sind Geistesträger, ja, man kann in einem richtigen Sinne sagen: Alle gläubigen, getauften Christen sind Geistliche. In einzelnen Fällen wird der Besitz des Geistes besonders hervorgehoben. Als die Apostel den Tischdienst abgeben wollten, da baten sie die Gemeinde, ihnen sieben Männer zu benennen, die voll Geist und Weisheit sind. Von Stephanus wird gerühmt, dass er voll des Heiligen Geistes war, dem seine Feinde nicht widerstehen konnten. Saulus wird von Ananias in Damaskus angekündigt, dass er mit dem Geiste erfüllt werden soll. Im Alten Testament liegt die Sache anders. Im Alten Testament ist der Geist Gottes nur einer kleinen Anzahl von Israeliten geschenkt worden, nämlich den Führern des Volkes und insbesondere den Propheten; und diesen auch nicht dauernd, sondern nur zeitweilig. Für die Heilszeit dagegen hat Gott durch den Propheten Joel verkündigen lassen, dass er seinen Geist über alles Fleisch ausgießen werde: „Dann werden eure Söhne und Töchter weissagen, eure Greise werden Träume haben, eure Jünglinge werden Gesichte schauen. Selbst über Knechte und Mägde werde ich meinen Geist ausgießen an jenem Tage.“ Und die Verheißung des Joel wird bestätigt durch den Propheten Ezechiel. Der weilte ja bei den verbannten Juden im Zweistromlande, dem heutigen Irak. Und dort hat Ezechiel die Weissagung gegeben, die von Gott kommt: „Ich will meinen Geist in euer Inneres legen und bewirken, dass ihr nach meinen Satzungen wandelt und meine Rechte beobachtet und befolgt.“ Diese Verheißung ist am Pfingsttage erfüllt worden. Da tritt die neue Heilsgemeinschaft, die neue Heilsgemeinde, das messianische Volk Gottes in Erscheinung. Pfingsten ist der Geburtstag der Kirche. Die Kirche ist das pfingstliche Volk, die Gemeinde des Geistes. Die Glieder der Kirche sind Geistbegabte, Geistesträger, ja, wie ich schon sagte, in einem wahren Sinne Geistliche.

Der Geist hat sich am Anfang der Kirche in außerordentlichen Zeichen bemerkbar gemacht. Er wirkte also nicht nur im Inneren, nein, er zeigte sich in der Erfahrung und stellte sich dar in der Öffentlichkeit. Am ersten Pfingstfest geschah ein aufsehenerregendes Wunder. Der Tag liegt fest; die Stunde liegt fest: die dritte Stunde – das ist früh um neun. Das Pfingstwunder hat mehrere Aspekte. Die Herabkunft des Heiligen Geistes vollzieht sich nicht unsichtbar und in der Stille, sondern sichtbar und hörbar. Ein gewaltiger Sturm kommt auf, feurige Zungen senken sich auf die Jünger Jesu herab. Der Sturm deutet auf die Unüberwindlichkeit der Jesusgemeinde hin. Das Zungenwunder bedeutet die Redegabe der mit dem Geist Begabten. Wer vom Geist erfüllt ist, der spricht in einer Beredsamkeit, die keine menschliche Rhetorik vermitteln kann. Dieses ungeheure Ereignis ist gleichsam die Initialzündung für das Heraustreten der Kirche Gottes geworden. Ich erinnere mich, wie uns im 1. Semester des Theologiestudiums der Professor für Neues Testament Josef Gewieß fragte: „Ist denn an Pfingsten ein Sprechwunder oder ein Hörwunder geschehen? Wir hören sie in unseren Sprachen reden.“ Die Antwort ist nicht schwer. Denn die Glieder der Pfingstgemeinde reden in anderen Sprachen, also in den verschiedenen Sprachen der Völker. Es handelte sich um ein Sprechwunder, denn nur sie – nur sie! – sind vom Heiligen Geist erfüllt; also kein Hörwunder, sondern ein Sprechwunder.

Die Wirkungen des Geistes sind mannigfacher Art. Am auffälligsten sind die sog. Charismen, also Gnadengaben, die der Geist vermittelt, und unter diesen das Zungenreden und die Prophetie. Das Zungenreden ist eine eigenartige Weise der Kundgabe des Geistes, meine lieben Freunde. Es ist dies ein vom Heiligen Geist eingegebenes Sprechen, ein ekstatisches, in unverständlicher Sprache, ja, in unartikulierten Worten und Lauten sich äußerndes, ausschließlich an Gott gerichtetes Beten, Singen und Loben. Es erbaut nur den Redner selbst, lässt aber die Anwesenden ohne Nutzen. Wenn es anderen verständlich gemacht werden soll, muss entweder der Ekstatiker selbst oder ein anderer es auslegen. Paulus selbst bezeugt, dass er das Zungenreden in hohem Maße besitzt. Aber er stellt es wegen seines geringen Wertes für die Gesamtheit der Prophetie nach. „Zungenredner“, so schreibt er, „sollen in jeder Versammlung nur jeweils zwei, höchstens drei, und zwar nacheinander, nicht nebeneinander auftreten und nicht ohne Auslegung zu Worte kommen.“ Das Zungenreden scheint der Christenheit nur im Anfang gewährt worden zu sein. Damals bedurfte das Volk Gottes wohl eines besonderen Anschubs, der von der Umgebung wahrgenommen wurde und die Aufmerksamkeit auf die Jünger Jesu lenkte. Als sich die Christengemeinde konsolidiert hatte, hörte das Zungenreden auf. Ähnliche Erscheinungen, meine lieben Freunde, werden heute von manchen Versammlungen der Sekten berichtet. Aber es besteht ein wesentlicher Unterschied. Das Zungenreden der frühen Christenheit ist übernatürlich verursacht, hat Gott zum Urheber, es ist Wirkung des Geistes. Die Angehörigen der Sekten versetzen sich selbst in einen Rausch, in eine Erregung und führen auf diese Weise künstlich eine Ekstase herbei.

Über dem Zungenreden – und das ist ganz eindeutig – steht die Prophetie, die Weissagung. Damals hat es in vielen, vielleicht in den meisten Christengemeinden Leute gegeben, welche dauernd mit der Gabe der Prophetie ausgestattet waren. Es wird berichtet, es kamen Propheten nach Antiochia, und in dieser großen Stadt gab es Propheten und Lehrer. Die jerusalemischen Abgesandten Judas und Silas werden als Propheten bezeichnet. Der Diakon Philippus besaß vier jungfräulich gebliebene Töchter, die Prophetinnen waren. Der Heilige Geist kam auch bei besonderen Gelegenheiten herab und befähigte Menschen zur Prophezeiung. So verkündigte dem Paulus auf seiner letzten Jerusalemreise der Geist von Stadt zu Stadt, dass Fesseln und Drangsale seiner warteten. Den Johannesjüngern in Ephesus verleiht die Handauflegung des Paulus die Gabe zu prophezeien. Die Urkirche verstand das Vorhandensein von Propheten als Zeichen der von Joel verheißenen eschatologischen Heilszeit. Die Propheten bildeten einen relativ geschlossenen Personenkreis mit der besonderen Aufgabe, in den Gemeinden das geistliche Leben anzufachen. Sie werden häufig mit den Aposteln und mit den Lehrern genannt, und zwar immer nach den Aposteln und vor den Lehrern. Daran sieht man ihre Bedeutung. Sie bilden, wie Paulus im Epheserbrief schreibt, „das Fundament der Kirche“. Also die Prophetie darf nicht aussterben, denn ein Fundament kann man nicht auswechseln. In der apostolischen Zeit hat vielleicht jede Gemeinde ihre Propheten gehabt. Es gab auch wandernde Propheten, die von einem Ort zum anderen zogen. Besonders hervorgehoben wird der Prophet Agabus. Er trat in Antiochien auf und sagte kraft des Geistes voraus, dass eine große Hungersnot über die Erde kommen

werde. Sie trat wenig später unter Kaiser Claudius ein. Derselbe Agabus kam in Caesarea zu Paulus. Er nahm dessen Gürtel, band sich Hände und Füße und sprach: „So spricht der Heilige Geist: Den Mann, dem dieser Gürtel gehört, werden die Juden in Jerusalem binden und den Händen der Heiden überliefern.“ So kam es. Jerusalem hat Paulus festgenommen und ihn dem römischen Statthalter ausgeliefert. Von einem Amt der Propheten kann man nicht sprechen, weil sie nicht gewählt oder bestellt oder eingesetzt wurden, sondern sie wurden durch den Geist berufen. Ihre Funktion in der Gemeinde beruhte auf ihrem Geistbesitz. Paulus stellt die Prophetie allen anderen Charismen voran. Warum? Ja, weil die Prophetie eben nicht in Ekstase geschieht, sondern bei klarem Verstand. Sie dient der Erbauung der Gemeinde und sie beruht auf Inspiration. Die Worte der Propheten beziehen sich sowohl auf die Zukunft als auch auf religiöse Fragen der Gegenwart. Sie kennen die Geheimnisse Gottes, sie sagen, was die Stunde verlangt, sie veranlassen die Aussendung zur Heidenmission. Sie haben die Aufgabe der Paraklese. Das heißt: Sie bringen die Mahnungen und Forderungen, die Ermutigungen und die Tröstungen der christlichen Ethik zum Ausdruck – das ist Paraklese. Sie dienen dem Aufbau der Gemeinde. Neben den männlichen Propheten gab es auch weibliche. Es gibt Prophetinnen, und das ist bis heute so geblieben.

Nach der Apostelgeschichte wirken die Apostel, vor allem Petrus, Stephanus, Philippus, Paulus und Barnabas viele Wunder: Krankenheilungen vor allem, aber auch eine Totenerweckung. Diese Wunder werden jedoch von der Apostelgeschichte nicht auf das Wirken des Heiligen Geistes zurückgeführt. Die Apostelgeschichte schreibt die Wundertätigkeit Gott oder Christus zu. Meine lieben Freunde, die Urzeit der Kirche war eine wunderbare Zeit im buchstäblichen Sinne. Die Wunder hatten Gott zum Urheber; die Menschen, durch die sie geschahen, waren seine Werkzeuge. Die Wunder zeigten den Zeitgenossen der Apostel, dass Gott mit ihnen war. Sie bestätigten ihre Verkündigung. Sie stellten klar, dass die auf Jesus zurückgehende Bewegung nicht menschlicher Initiative ihre Entstehung verdankt, sondern göttlicher Autorität. Die Wunder offenbarten der Umwelt die göttliche Besiegelung ihrer Worte. Wunder haben nach der Beendigung der Urzeit der Kirche nicht aufgehört. Der Arm Gottes ist nicht verkürzt. Seine Macht ist nicht erloschen. Aber es bestehen zwei Unterschiede. Erstens: Die Wunder des Anfangs waren offensichtlich notwendig, um die neue Bewegung zu legitimieren, um ihr das göttliche Siegel aufzuprägen. Sie waren gleichsam die Initialzündung. In späterer Zeit konnte man ihrer leichter entbehren. Den Wundern, zweitens, korrespondierte auf Seiten der Menschen der bergeversetzende Glaube. „Weil du geglaubt hast, bist du geheilt worden.“ Die Christen der Urzeit waren von der Wundermacht Gottes tief überzeugt, und so haben sie sie auch oft erfahren. Als dieser Glaube abnahm und schwächer wurde, ging die Zahl der Wunder zurück. Der Bischof von Lourdes hat in unserer Zeit gesagt: „Es gibt deswegen in Lourdes weniger Wunder, weil der Glaube erloschen ist.“

Noch wichtiger als die charismatischen Gaben des Zungenredens und der Prophetie ist, dass der Heilige Geist die Organe der Heilsv Verkündigung für ihre gesamte Tätigkeit im Dienste der Mission und der Kirchenleitung mit überirdischer Kraft ausrüstet, leitet und bestimmt. In der Kraft des empfangenen Geistes legt Petrus Zeugnis vor der zusammengeströmten Menge der Juden und Proselyten ab, ebenso auch vor dem Hohen Rat. Er sagt selber, dass es der Geist ist, der ihn dazu befähigt: „Wir sind Zeugen für diese Dinge, und auch der Heilige Geist, den Gott denen mitteilte, die ihm gehorchen.“ Stephanus ist voll Weisheit und Geist, und deswegen können seine Gegner nicht gegen ihn aufkommen. Von Paulus wird gesagt, dass er vom Heiligen Geist erfüllt wurde, als er dem Barjesus die Strafe Gottes ankündigte. Der Heilige Geist leitet die Glaubensboten bei ihrem Wirken. Er fordert den Diakon Philippus auf, sich dem Wagen des äthiopischen Kämmerers zu nähern und aufzusteigen, um ihm das Evangelium zu verkünden. Der Heilige Geist erwählt Barnabas und Paulus für das erste planmäßige Missionsunternehmen. Er verlangt von der antiochenischen Kirche ihre Aussendung. Besonders deutlich spricht sich die Versammlung der Apostel über das Wirken des Geistes aus, als sie den Beschluss fasste, dass zum Heil nur die Taufe, nicht die Beschneidung notwendig sei: „Es hat dem Heiligen Geiste und uns gefallen“, so sagt das Apostelkonzil. Auch die Einsetzung der Gemeindeführer erfolgt durch den Heiligen Geist. An einer Stelle in der Apostelgeschichte heißt es, dass der Heilige Geist die ephesinischen Presbyter zu Bischöfen eingesetzt hat. Wenn man einen Geiststräger betrübt, betrübt man den Heiligen Geist. Das wird gesagt, als Ananias und seine Frau das Vermögen,

das sie sich durch Verkauf erworben hatten, teilten und nur einen Teil den Apostel gaben. „Ihr habt den Heiligen Geist betrübt“, sagt Petrus. Vor allem dürfen die Christen auf den Heiligen Geist bauen, wenn sie vor Gericht geführt werden, wenn sie im Hohen Rat Rechenschaft ablegen sollen; dann erfüllt sich die Verheißung, die Jesus gegeben hat: „Wenn man euch vor die Behörden und Machthaber bringt, so habt nicht Sorge, wie und womit ihr euch verteidigen und was ihr sagen sollt. Denn der Heilige Geist wird euch in jener Stunde lehren, was ihr sagen sollt.“ Das hat sich hundertfach bewiesen, meine lieben Freunde, vor den Gerichten und vor den Marterstätten, auch unserer Zeit.

Natürlich kann man fragen am Pfingstfest: Wo ist der Geist heute? Ist er nicht mehr in seiner Kirche? Selbstverständlich ist er in seiner Kirche, und zwar in zweifacher Weise. Erstens: Die täglichen und alltäglichen Vollzüge der Kirche sind vom Heiligen Geist getragen. Noch immer wirkt der Heilige Geist die Wandlung der Gaben Brot und Wein in Leib und Blut Christi im heiligen Messopfer. Der Priester ruft ihn ja in jeder heiligen Messe an: „Komm, Heiligmacher – komm, Heiligmacher –, allmächtiger ewiger Gott, und segne dieses Opfer, das deinem heiligen Namen bereitet ist.“ Und er kommt. Noch immer reinigt der Heilige Geist die Täuflinge im Sakrament der Taufe von der Erbsünde und von etwaigen persönlichen Sünden. Noch immer wird den reuigen Christen im Sakrament der Buße in der Kraft des Geistes sicher und unwiderruflich die Schuld nachgelassen. Das alles wirkt der in der Kirche anwesende und gegenwärtige Geist. Er ist, wie nicht unrichtig gesagt wurde, die Seele der Kirche, d.h. er ist verlässlich, er enttäuscht die nicht, die ihn anrufen, er bleibt bei seiner Kirche, die ihm die Treue hält. Zweitens erweckt der Heilige Geist auch heute seine Propheten und Zeugen, nur sind sie häufig den Zeitgenossen unangenehm. Als im Jahre 1959 Papst Johannes XXIII. ein Konzil ankündigte, haben nicht wenige gläubige, gelehrte und fromme Kirchenmänner davor gewarnt. Sie sahen unabsehbare Gefahren über die Kirche heraufkommen. Johannes XXIII. tat sie ab als Unheilspropheten. Diese Unheilspropheten haben Recht bekommen. Als in Deutschland das Rätssystem eingesetzt wurde, also vom Pfarrgemeinderat bis zum Zentralkomitee der deutschen Katholiken, als dieses Rätssystem mit ungeheurem Aufwand und mit hohen Kosten eingerichtet wurde, da haben gelehrte Priester und Laien vor der Verirrung einer anderen Hierarchie, die man neben die göttliche Hierarchie stellt, gewarnt. Sie haben Recht bekommen. Ihre Warnungen waren vom Heiligen Geist eingegeben. Man hat nicht auf die Propheten gehört, nein, aber diese haben die traurige Genugtuung, dass alles so eingetroffen ist, wie sie es vorhergesagt haben. Diese andere Hierarchie, also vor allem das ominöse Zentralkomitee der deutschen Katholiken, diese andere Hierarchie verkündigt und fordert eine neue, dem Zeitgeist angepasste Glaubens- und Sittenlehre: Kommunionausteilung an Unwürdige, Segnung homosexueller Partnerschaften, Segnung ungültig Verheirateter. Das geht von dieser anderen Hierarchie aus! Gegen die verwirrten und verwirrenden Forderungen des Zentralkomitees der deutschen Katholiken sind – Gott sei es gedankt – die meisten bayerischen Bischöfe aufgestanden. Das ist nicht möglich ohne Wirken des Heiligen Geistes! Es gibt noch Propheten im Lande Israel. Wo ist der Geist in der nachkonziliaren Kirche? Als sich Stimmen erhoben, welche die bewährten Wege und Mittel der Seelsorge aufzugeben forderten, da sind prophetische Männer aus dem Gelehrten- und aus dem Priesterstand und auch aus dem Laientum aufgestanden und haben das Unheil vorhergesagt, das sich aus solchem Vorgehen ergeben wird. Sie haben sich gegen die falschen Ansichten von Kasper und Marx erhoben und sie zurückgewiesen. Der jüngste Bischof der katholischen Kirche in Deutschland, der Bischof in Passau, Stefan Oster, tut sich hervor in der Verteidigung der gesunden Lehre. Nun ist er aufgestanden und hat die Verirrungen zurückgewiesen. Wir brauchen nicht bange zu sein, meine lieben Freunde, um den Heiligen Geist. Der Geist ist nicht erloschen, er hat nicht abgedankt, er schläft nicht; er erweckt und ertüchtigt auch heute seine Zeugen, er erweckt und stärkt sie. Es erfüllt sich das Wort des Heilandes, dass der Geist der Wahrheit kommen und bei uns bleiben wird. Der Pfingsttag kennt keinen Abend, weil seine Sonne, der Heilige Geist, keinen Untergang kennt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Handauflegung

25.05.2015 (Pfingstmontag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Auflegung der Hände findet sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Die Hand ist nämlich für die Menschen der Inbegriff der Kraft. Mit der Hand schafft er, und deswegen bedeutet die Auflegung der Hände Kraftübertragung. Im Neuen Testament wird oft von der Auflegung der Hände gesprochen, und zwar in dreifacher Form. Die Auflegung der Hände findet sich

1. beim Heilverfahren,
2. bei der Spendung des Geistes und
3. bei der Amtseinsetzung.

Bei den Heilungen Jesu spielt die Handauflegung eine beträchtliche Rolle. In Bethsaida brachte man ihm einen Blinden und bat ihn, er möge ihn berühren. Jesus fasste den Blinden bei der Hand, führte ihn vor das Dorf, tat Speichel auf seine Augen, legte ihm die Hände auf und fragte ihn: „Siehst du etwas?“ Da blickte er auf und sprach: „Ich erblicke Menschen, denn ich sehe sie umherwandeln wie Bäume.“ Darauf legte er nochmals die Hände auf seine Augen. Da drang sein Blick durch und er war wiederhergestellt; er sah alles deutlich und klar. Ähnlich war es mit einer Frau, die seit achtzehn Jahren gekrümmt war. Osteoporose, Bechterew oder was sie für eine Krankheit gehabt haben mag, sie war achtzehn Jahre gekrümmt, konnte sich nicht aufrichten. Als Jesus sie sah, rief er sie zu sich und sprach zu ihr: „Frau, du bist erlöst von deiner Krankheit.“ Er legte ihr die Hände auf, und zugleich richtete sie sich auf und lobte Gott. Auch an anderen Fällen können wir sehen, dass Jesus mit Handauflegung heilte. Man führte ihm einen Taubstummen zu, damit er ihm die Hände auflege. In Kapharnaum brachten sie ihm des Abends viele Kranke, und er legte allen die Hände auf und sie wurden geheilt. Die Nazarethaner staunten über die Wunder, die er durch die Auflegung seiner Hände vollbrachte. Der Herr hat nach seiner Auferstehung den Jüngern verheißen, dass auch sie mittels der Handauflegung Kranken die Gesundheit würden verleihen können. Und das ist auch geschehen. Die Apostelgeschichte berichtet von Fällen, wo eine Heilung durch Auflegung der Hände vollbracht wurde. Paulus war ja bekanntlich seit dem Erlebnis von Damaskus blind. Da legte ihm Ananias die Hände auf und er sah wieder. Der Vater des Publius auf Malta wurde durch Paulus auf ähnliche Weise geheilt. Und immer wieder berichten die Sammelberichte der Apostelgeschichte, dass Gott durch die Hände der Apostel: des Barnabas, des Paulus zahlreiche Wunder geschehen ließ. „Durch die Hände der Apostel geschahen viele Zeichen und Wunder unter dem Volk.“ Gott bedient sich sichtbarer Gesten für die Hervorrufung der Gesundheit, für die Hervorbringung wunderbarer Taten.

Zweitens: Durch die Handauflegung der Apostel wird der Charismengeist vermittelt, also jene Wirkung des Geistes, die sich in besonderen Aktionen kundtut: Zungenreden, prophezeien. Petrus und Johannes legten in Samaria den Getauften die Hände auf und so empfingen sie den Heiligen Geist. Paulus ließ die Männer in Ephesus, die nur die Johannestaufe empfangen hatten, auf den Namen Jesu taufen und danach legte er ihnen die Hände auf, und der Heilige Geist kam über sie. So sicher ist die Handauflegung mit dem Charismengeist, mit der Vermittlung des Charismengeistes verbunden, dass

unter den Gegenständen, die den Täuflingen vermittelt werden, im Hebräerbrief gesagt wird: „Sie hören die Lehre vom Taufen und von der Handauflegung.“

Drittens: Auch die Übertragung eines kirchlichen Amtes oder Dienstes erfolgt unter Handauflegung. Besonders ergiebig sind hier die sog. Pastoralbriefe, also die Briefe, die Paulus an seinen Schüler Timotheus geschrieben hat. Im 1. Brief schreibt er ihm: „Vernachlässige nicht die Gnadengabe in dir, die dir zuteil wurde mit Handauflegung der Ältesten!“ Vernachlässige nicht die Gnadengabe, die dir zuteil wurde mit Handauflegung der Ältesten! Dieser Passus aus dem 1. Timotheusbrief ist ein grundlegender Beweis für Richtigkeit der katholischen Lehre vom Weihesakrament. Die Diener am Wort empfangen eben nicht nur wie im Protestantismus eine zeitweilige Beauftragung, nein, sie erhalten eine innere Begabung, die ihnen bleibt. Deswegen: Vernachlässige nicht die Gnadengabe, die dir zuteil wurde mit Handauflegung der Ältesten! Paulus warnt seinen Schüler Timotheus: „Lege niemand voreilig die Hände auf, damit du nicht mitschuldig wirst an fremden Sünden!“ Wenn man einen Kandidaten nicht genügend prüft vor einer Weihe, und er wird geweiht, dann richtet er womöglich als Geweihter größtes Unheil an. Deswegen: Lege nicht voreilig die Hände auf, und werde nicht mitschuldig an fremden Sünden. In seinem 2. Brief schreibt Paulus noch einmal: „Entfache – entfache! – von neuem die Gnadengaben Gottes, die in dir ruht – die in dir ruht, also bleibend vermittelt wurde – durch die Auflegung meiner Hände.“ Die Apostel setzen die von ihnen auserwählten sieben Männer, die sieben Diakone, in ihren Dienst ein, indem sie ihnen die Hände auflegen. Die Apostel haben also durch den Heiligen Geist die Macht und die Kraft und die Gabe empfangen, anderen durch Auflegung der Hände den Heiligen Geist zu vermitteln. So war es im Neuen Testament.

Nun, wie ist es in der Kirche? In der Kirche ist die Handauflegung wesentlicher Bestandteil der Spendung von drei Sakramenten. Erstens: Die Handauflegung ist Zeichen bei der Spendung der Weihe. Wenn Sie jemals eine Weihe zum Diakon, zum Priester oder zum Bischof mitgemacht haben, dann haben Sie den feierlichen Augenblick erlebt, wo der Bischof seine Hände auf das Haupt des Kandidaten legt und danach die sakramentale Formel spricht und auf diese Weise das Sakrament zustande bringt. Handauflegung und Weihegebet zusammen bilden den wesentlichen Inhalt des Weihesakramentes. Das ist bei allen drei Stufen so: beim Diakon, beim Priester und beim Bischof. Im Weihegebet werden die besonderen Gnadengaben für den Dienst erfleht, zu dem der Kandidat geweiht wird. Bei der Priesterweihe legen nach dem Bischof auch die anwesenden Priester die Hände auf. Nach allgemeiner Überzeugung der Theologen ist das kein Bestandteil des Sakramentes. Das ist eine symbolische Geste, durch die die Priester bezeugen, dass sie den eben vom Bischof Geweihten in ihr Priestertum, in ihre Priesterschaft aufnehmen.

Zweitens: Die Handauflegung ist begleitendes Zeichen auch bei der Spendung der Firmung. Die Kirche stützt sich hierbei auf den Bericht der Apostelgeschichte über das Geschehen in Samaria. Als die Apostel in Jerusalem hörten, dass Samaria das Wort Gottes angenommen habe, sandten sie Petrus und Johannes dorthin. Sie zogen hinab und beteten für die gläubig Gewordenen, damit sie den Heiligen Geist empfangen, denn er war noch auf keinen von ihnen gekommen. Sie waren nur getauft auf den Namen des Herrn Jesus. Da legten sie ihnen die Hände auf, und sie empfangen den Heiligen Geist. Diese Handauflegung ist der Beginn des Firmsakramentes, das die Pfingstgnade in der Kirche auf eine gewisse Weise fort dauern lässt. Auch heute noch wird die Firmung mit Handauflegung gespendet. Der Bischof oder der Firmspender legt die Hand auf das Haupt und bezeichnet dabei die Stirn mit Chrisam.

Drittens: Die Handauflegung ist auch wesentlicher Bestandteil bei der Krankensalbung oder der Letzten Ölung. Der auferstandene Herr erklärte: „In meinem Namen werden sie Kranken die Hände auflegen, und sie werden gesund werden.“ Hier liegt die Wurzel des Sakramentes der Krankensalbung oder der Letzten Ölung. Sie wird gespendet, indem man die Kranken auf der Stirn und auf den Händen mit ordnungsgemäß geweihtem Öl salbt und dabei die sakramentale Formel spricht: „Durch diese heilige Salbung helfe dir der Herr in seinem reichen Erbarmen, er stehe dir bei mit der Kraft des Geistes: Der Herr, der dich von Sünden befreit, rette dich, in seiner Gnade richte er dich auf.“ So lautet die heutige Formel der Krankensalbung oder Letzten Ölung. Auch bei der Taufe und beim Bußsakrament ist die Handauflegung üblich, wenn sie auch kein wesentlicher Bestandteil des sakramentalen Zeichens ist. Die Handauflegung im Taufritus ist ein Exorzismus, also eine Beschwörung des bösen Feindes.

Damit verbindet sich der Gedanke der Heilung. Im Bußritus der alten Zeit war Handauflegung über dem Büsser Zeichen der Wiederversöhnung. Sie ist bis heute erhalten in der Handerhebung vor der Lossprechung. Wenn meine Beichtkinder sprechen könnten, dann würden sie beobachtet haben, dass ich immer vor der Lossprechung die Hand erhebe. In der Kirche der Karmeliter in Mainz gibt es einen Pater, der bei der Lossprechung die Hände auf das Haupt des Büssers legt. Das ist ein sehr schöner Brauch – ich lasse ihn gern geschehen.

Die Spendung der Sakramente unter Handauflegung des Spenders vollzieht sich ohne sichtbare Wirkung. Das geistliche Geschehen ist ganz innerlich und unsichtbar. Vielleicht stößt sich jemand daran und sagt: Ich merke ja gar nichts davon, dass ich den Heiligen Geist empfangen habe bei der Priesterweihe, bei der Firmung, bei der Krankensalbung. Nein, der Empfänger verspürt körperlich nichts von der Wirkung der Sakramentspendung. Der Körper hat keine Empfindung davon; man sieht nichts und man spürt nichts. Die Wirklichkeit des Vorgangs ist dadurch nicht in Frage gestellt, meine Freunde, denn die Spendung des betreffenden Sakramentes ist ein Geschehen, dass die Geistseele des Menschen betrifft, und freilich über die Geistseele auch auf den Körper wirken kann. In der Seele des Geweihten, des Gefirmten und des Gesalbten wird eine Wirkung hervorgebracht. Aber so lebendig die Seele als das Gestaltprinzip des Körpers ist, so lebendig die Seele ist, so wenig tritt sie nach außen in Erscheinung. Der ungläubige Pathologe Virchow soll einmal gesagt haben, er habe viele Leichen seziiert, aber noch nie eine Seele gefunden. Die kann er nicht finden, denn das Sektionsmesser öffnet nur den Leib; es erreicht nicht die Seele. Die Prägung der Seele durch die Sünde oder durch die Gnade ist wirklich, aber sie ist nicht am Körper, sie ist nicht von außen ablesbar. Das Bewusstsein der Schuld und die Reue sind eine innerseelische Wirklichkeit, aber diese Wirklichkeit tritt nicht in die Sichtbarkeit ein. Es ist ja ähnlich beim Vorgang des Merkens, meine lieben Freunde. Wenn wir uns etwas aneignen, einprägen, in das Gedächtnis aufnehmen, haben wir keine körperliche Empfindung; der Geist nimmt es auf. Unser Geist nimmt ein Bild, eine Zahl, eine Wahrheit auf ohne ein feststellbares Geschehen im Körper. Die Spendung der Sakramente durch Handauflegung bewirkt etwas in der Seele des Empfängers, ohne dass diese Wirkung körperlich nach außen hin sinnlich wahrnehmbar in Erscheinung tritt. Es kann nicht anders sein. Warum nicht? Die Unsichtbarkeit der Geistübertragung ist ein Ausdruck und eine Garantie dafür, dass hier Gott handelt und der menschliche Spender ihm lediglich als Werkzeug dient. Das Geschehen bleibt in der Macht Gottes, gerät nicht in die Verfügbarkeit des Menschen. Wenn die Geistübertragung sichtbar und spürbar geschähe, entstünde der Anschein, der menschliche Spender vermittele die göttliche Gnade, und nur er. Und das wäre ein unverzeihliches Missverständnis. Die Unsichtbarkeit der Wirkungen der Sakramente ist der Spiegel der Unverfügbarkeit der Gaben Gottes. Sie stehen im Schutz des Glaubens. Und was ist der Glaube? Das sagt niemand besser als der Verfasser des Hebräerbriefes: „Der Glaube ist die Zuversicht auf das, was man erhofft, die Überzeugung von dem, was man nicht sieht.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Dogma vom dreifaltigen Gott (1)

Der Weg zum nicänischen Bekenntnis

31.05.2015 (Dreifaltigkeitssonntag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Verehrung des dreifaltigen Gottes Versammelt!

Die Christen waren Monotheisten. Der Glaube an den einen und einzigen Gott war für sie eine Selbstverständlichkeit. So waren sie von Jesus belehrt worden. Alle Schriften des Neuen Testaments setzen den Eingottglauben voraus. Vielgötterei ist Götzendienst. Götzendienst ist so viel wie Gottlosigkeit, denn die Götter gibt es nicht; sie sind Nichtse. Der Götzendienst ist Verachtung des wahren Gottes und führt zwangsläufig unter die Herrschaft dämonischer Mächte. Das Neue Testament hat den Eingottglauben der Juden übernommen und vertieft. Es führte einen entschiedenen Kampf gegen die Vielgötterei, auf welche die Verkünder der Christoffenbarung überall stießen: in Lystra, in Athen, in Ephesus. Das Bekenntnis zu dem einen Gott wird vor allem in der Heidenmission aktuell. An die Heiden ergeht nämlich die Aufforderung, sich von den nichtigen Götzen zu dem wahren einen Gott zu bekehren. In Lystra – das liegt in der heutigen Türkei – hatte Paulus einen Gelähmten geheilt. Als die Volksscharen dessen gewahr wurden, riefen sie: „Die Götter sind in Menschengestalt zu uns gekommen.“ Sie bezeichneten Barnabas als Zeus und Paulus als Hermes. Sie brachten Stiere und Kränze vor die Tore der Stadt und wollten Opfer darbringen. Als die Apostel Paulus und Barnabas dessen gewahr wurden, zerrissen sie ihre Kleider, sprangen auf und riefen dem Volk zu: „Ihr Männer, was tut ihr da? Wir sind Menschen von gleicher Art wie ihr. Bekehrt euch von den Nichtigkeiten zu dem lebendigen Gott, der Himmel und Erde und das Meer geschaffen hat.“ Als Paulus nach Athen kam und in der Stadt umherging, betrachtete er die vielen Heiligtümer der Athener. Und da fand er einen Altar, auf dem geschrieben stand: „Einem unbekanntem Gott“. Da erklärte er den Bewohnern: „Was ihr, ohne es zu kennen, verehrt, das verkündige ich euch.“ Dann hob er an, seinen Zuhörern den Gott der Christen zu erklären. Die Gemeinde in Saloniki erinnert Paulus daran, wie sie sich von den Götzen dem lebendigen Gott zugewandt hat, um ihm zu dienen. Die Christen waren entschiedene Bekenner des Eingottglaubens.

Aber: Das Bekenntnis zu dem einzigen Gott ist von Anfang an mit dem Bekenntnis zu dem einzigen Herrn Jesus Christus verzahnt. An die Gemeinde an Korinth schreibt Paulus: „Für uns existiert nur ein einziger Gott, aus dem alles ist und für den wir sind, und ein einziger Herr, Jesus Christus, durch den alles ist und wir durch ihn.“ Beides gehört zusammen, ja, es ist sogar Pflicht: „Jede Zunge soll bekennen: Jesus Christus ist Herr“, und darin liegt das Heil. „Wenn du mit dem Munde bekennst, Jesus ist Herr, und wenn du mit dem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten erweckt hat, dann wirst du gerettet werden.“ Der entscheidende Schritt zur Offenbarung der Dreifaltigkeit geschah durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes und durch die Sendung des Heiligen Geistes, also gesprochen in der Festkultur unserer Kirche durch Weihnachten und durch Pfingsten. Aber jetzt musste überlegt werden, wie sich die Einheit Gottes mit der Existenz des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes vereinbaren lasse. Das christliche Nachdenken ging davon aus, dass zwischen dem Vater und dem Sohn – wie ja die Namen schon sagen – eine enge Beziehung bestände. So wird das Gottsein Gottes durch die Gottessohnschaft Jesu und die Messianität Jesu durch die Vaterschaft Got-

tes bestimmt. Jesus ist ganz und gar auf den Vater ausgerichtet, und der Vater handelt durch ihn, in ihm und auf Christus hin in seinem Offenbaren, Richten und Erlösen. Die Beziehungen zwischen Vater und Sohn sind durch zwei Tatsachen grundgelegt. Erstens: Es besteht eine untrennbare Verbindung zwischen der Gottesherrschaft und Jesus. Die Propheten, auch Johannes der Täufer noch, haben die Botschaft von der Gottesherrschaft verkündet als zukünftig. Jesus hat ihre unmittelbare Nähe angesagt, ja, er hat ihre Präsenz, ihre Gegenwart in seiner Person und in seinem Wirken verkündet. In Jesus wird die Gottesherrschaft Ereignis, wird die Gottesherrschaft zur Christusherrschaft. Zweitens: Die Beziehung zwischen Vater und Sohn wird bestimmt durch das „Für uns“ und das „Ein für alle Mal“ des Todes und der Auferweckung Jesu. Gott hat ihn für uns hingegeben und um unserer willen auferweckt und zum Himmel erhöht. Was Jesus starb, starb er der Sünde ein für alle Mal; was er lebt, lebt er Gott. Er wurde hingegeben unserer Sünden wegen und auferweckt unserer Rechtfertigung wegen. Die Einzigkeit Gottes ist wesentlich verknüpft mit der Einzigkeit des Herrn Jesus Christus. Es gibt nur einen Gott und einen Mittler zwischen Gott und den Menschen: den Menschen Christus Jesus, der sich selbst hingab als Lösegeld für alle als Zeugnis zur rechten Zeit.

Johannes, der Evangelist, sagt die Einheit zwischen Gott und Jesus mit den Begriffen „Vater“ und „Sohn“ aus. Diese Einheit umfasst Zeit und Ewigkeit, das gesamte Offenbarungshandeln Gottes und die Fülle des eschatologischen Heils. Denn die Einheit wurzelt in der Liebe des Vaters zum Sohne und in der Liebe des Sohnes zum Vater. Johannes zeigt, dass die Bezeichnung Jesu als Gott – und das tut er: „Mein Herr und mein Gott“, sagt Thomas – in keiner Weise die spezifische Größe des Vaters beeinträchtigt. „Ich – ich! – und der Vater sind eins“; ein fundamentaler Satz für die Dreifaltigkeitslehre: Ich und der Vater sind eins. In dem Wort „Ich und der Vater sind eins“ bezieht sich das „eins“ auf das Wesen des Vaters und des Sohnes, und „sind“ bezieht sich auf die Personen. Hier haben wir gewissermaßen die ganze Dreifaltigkeitslehre in nuce, in einem einzigen Satz enthalten: Ich und der Vater sind eins. „Eins“ bezieht sich auf die Einheit der Gottheit; „sind“ betrifft die Personen.

Nun hat man sich natürlich Gedanken gemacht, wie begrifflich Einheit und Dreiheit vereinigt werden können. Die Christen wollten ja keine Dummköpfe sein, die sich nachsagen ließen, sie können nicht das Einmaleins. Die ältesten Schriftwerke der Kirchenväter sprechen sich über das Verhältnis der drei göttlichen Personen zueinander noch mit einer gewissen Unbestimmtheit aus. Man glaubte an den Erlöser als Gott und den Sohn Gottes, aber man gab sich zunächst keine nähere Rechenschaft über seine höhere Natur und seine Beziehung zu Gott, dem Vater. Die entscheidende Frage war aber, wie der Glaube an die Gottheit des Sohnes mit dem Glauben an die Einheit Gottes vereinbart werden kann. Im 3. Jahrhundert suchte man das Problem, wie folgt zu lösen: Man nahm an, der LOGOS (also die zweite Person in Gott) sei ursprünglich die Vernunft Gottvaters. Zum Zweck der Welterschöpfung und Weltregierung sei sie jedoch von diesem aus seinem Inneren entlassen oder gezeugt und so eine eigene Person geworden. Durch diese Ansicht wurde der Sohn dem Vater untergeordnet, weil die Ewigkeit seiner persönlichen Existenz gefährdet wurde, und weil seine Zeugung, sein Hervorgehen aus dem Vater als ein freier Willensakt angesehen wurde, nicht naturnotwendig geschah. Aber immerhin: Die Einheit der Gottheit und die Gottheit des Sohnes wurde festgehalten. Dann gab es aber Christen, die einen überwiegenden Nachdruck auf die Einheit Gottes legten. Und das führte dazu, dass sie Christus, den Erlöser, für einen bloßen übernatürlich, aus der Jungfrau und dem Heiligen Geist geborenen Menschen erklärten. Bei der Taufe sei die Kraft Gottes über ihn gekommen, er sei dadurch mit göttlichen Kräften erfüllt worden, in ihm habe der unpersönliche LOGOS oder die Weisheit Gottes wie in einem Tempel gewohnt. Danach ist die Verbindung des Erlöser, also Jesu, mit Gott nur eine willensmäßige, nicht eine naturhafte, und damit wurde die Dreifaltigkeit aufgelöst. Andere Christen erblickten in dem Erlöser den Vater selbst. Sie identifizierten die Personen. Der Vater hat gelitten, sagten sie, deswegen nannte man diese Leute „Patripassianer“; pater passus est – der Vater hat gelitten. Besonders tat sich bei dieser Irrlehre hervor ein gewisser Sabellius. Er nahm drei Offenbarungen Gottes an, drei Offenbarungsweisen, nämlich als Vater in der Schöpfung, als Sohn in der Erlösung, als Geist in der Heiligung. Nach diesem Theologen sind in Gott nicht drei Personen, sondern drei Offenbarungsweisen; Gott offenbart sich dreifach in verschiedener Weise. Und das soll die Dreifaltigkeit sein. Es ist ohne weiteres klar, dass diese Lehre mit dem Glauben der Kirche nicht zu

vereinbaren war. Und tatsächlich, sowohl die dynamistischen als auch die modalistischen Monarchianer – wie man sie nannte – wurden aus der Kirche ausgeschlossen.

Wie aber die Gottheit des Sohnes sich zu der des Vaters näherhin verhielt, darüber gab es noch keine autoritative Entscheidung. Weit verbreitet war die Meinung, den Sohn als dem Vater irgendwie untergeordnet darzustellen. Entweder brachte man seine Zeugung mit der Weltschöpfung in Zusammenhang, und dann gefährdete man seine Ewigkeit, oder man dachte ihn als ein geringeres göttliches Wesen als den göttlichen Vater. Der schlimmste Unterordner, Subordinatianer, den es gab, war der Priester Arius aus Alexandrien. Dieser Presbyter Arius ordnete den Sohn nicht nur dem Vater unter, sondern er sprach ihm das göttliche Wesen und die göttlichen Eigenschaften geradezu ab, namentlich die Ewigkeit und das Ausgottsein. Nach Arius ist der LOGOS ein Gebilde (ein Geschöpf) des Vaters, veränderlich und entwicklungsfähig, dem Wesen nach dem Vater fremd, nur dem Willen nach mit ihm vereint, in Voraussicht seiner Verdienste durch einen besonderen Gnadenakt als Sohn Gottes angenommen. Es ist klar, meine lieben Freunde, was das bedeutet. Arius erniedrigte den LOGOS zu einem Heros oder Halbgott und fiel damit ins Heidentum zurück. Der Glaube der Kirche und die Einheit der Kirche im Glauben waren durch Arius in höchster Weise gefährdet. Es musste etwas geschehen, und es geschah etwas. Kaiser Konstantin rief ein Konzil, ein gesamtkirchliches Konzil in Nicäa – in der heutigen Türkei gelegen – zusammen. Das geschah im Jahre 325. Es kamen 318 Bischöfe aus dem ganzen katholischen Erdenrund zusammen: Anhänger des Arius, Gegner des Arius und eine Mittelpartei. Es kam zu erregten Verhandlungen. Der Kaiser musste eingreifen, um den Frieden wieder herzustellen unter den Vätern. Aber am 19. Juni 325 wurde das endgültige Glaubensbekenntnis von Nicäa angenommen, das Glaubensbekenntnis, meine lieben Freunde, das wir jeden Sonntag in der heiligen Messe beten, freilich erweitert durch das Konzil von Konstantinopel im Jahre 381. Nach diesem Glaubensbekenntnis ist der Sohn aus dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrer Gott aus wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, wesensgleich dem Vater, durch den alles im Himmel und auf Erden gemacht ist. Der entscheidende Begriff des Konzils von Nicäa ist das griechische Wort „homoousios“. Homoousios heißt deutsch: wesensgleich. In einem Anhang hat das Konzil auch noch die Hauptsätze des Arius verurteilt, nämlich dass es eine Zeit gab, wo der Sohn Gottes nicht war, dass er aus dem Nichts geworden sei, aus einer anderen Substanz oder Wesenheit als der Vaters, dass er geschaffen sei, veränderlich oder wandelbar. Das Konzil von Nicäa hat Klarheit, endgültige Klarheit über das Verhältnis des Sohnes zum Vater geschaffen. Über das Verhältnis des Geistes zum Vater wurde das Konzil von Konstantinopel 381 einberufen und hat seine Stellung ebenfalls geklärt. Bischöfe, welche die Annahme des Bekenntnisses von Nicäa verweigerten, wurden exkommuniziert und vom Kaiser verbannt. Die Schriften des Arius wurden zur Verbrennung verurteilt; auf ihren heimlichen Besitz wurde die Todesstrafe gesetzt. Also man hat mit schärfsten Maßnahmen versucht, das Konzil von Nicäa durchzusetzen. Es ist dieses Konzil das erste in der Reihe der Kirchenversammlungen, ein Markstein in der Geschichte des Dogmas und der Reichskirche. Als die große und heilige Synode der 318 Väter gewann das Konzil im Orient geradezu religiöse Verehrung. Die Beschlüsse des Konzils sind zeitlos gültig. In ihnen hat der Heilige Geist für die Wahrheit Zeugnis abgelegt. Das Dogma von Nicäa ist genauso vom Heiligen Geist garantiert wie die Heilige Schrift.

Die Lehre von der Dreifaltigkeit ist in der Hierarchie der Glaubenswahrheiten die grundlegendste und wesentlichste: Wir sind Christen, weil wir an den dreifaltigen Gott glauben. Und wer daran nicht mehr glaubt – wie viele Protestanten –, kann eigentlich nicht mehr Christ genannt werden. Gott ist der Herr, der einzige Herr; der Vater ist Herr, der Sohn ist Herr, der Geist ist Herr. Aber das Herrsein wird von Gott ausgesagt, von seinem Wesen, und deswegen nicht drei Herren, sondern ein Herr in drei Personen. Wir bekennen nicht drei Götter, sondern einen einzigen Gott in drei Personen, die wesensgleiche Dreifaltigkeit. Die göttlichen Personen teilen nicht etwa die einzige Gottheit unter sich auf, sondern jede von ihnen ist voll und ganz Gott. Der Vater ist dasselbe wie der Sohn; der Sohn ist dasselbe wie der Vater; der Vater und der Sohn sind dasselbe wie der Geist, nämlich eine Natur von Gott. So hat es das Konzil von Toledo im Jahre 675 lichtvoll erklärt. Die drei Personen sind aber real voneinander unterschieden. Der eine Gott ist nicht gleichsam für sich allein. Vater, Sohn und Geist sind nicht bloß Namen, die Seinsweisen des göttlichen Wesens bezeichnen, nein, sie sind real voneinander unterschieden. Der Vater ist nicht derselbe wie der Sohn; der Sohn ist nicht derselbe wie der

Vater; und der Heilige Geist ist nicht derselbe wie der Vater und der Sohn – wiederum definiert vom Konzil von Toledo 675. Die heilige Dreifaltigkeit ist eins im Wesen und dreifach in den Personen. Die drei göttlichen Personen beziehen sich aufeinander. Sie sind real verschieden, aber ihre Verschiedenheit liegt einzig in den gegenseitigen Beziehungen. Mit dem Namen des Vaters wird nämlich die Beziehung auf den Sohn ausgedrückt und des Sohnes auf den Vater, und der Heilige Geist wird auf beide bezogen. Wegen dieser Einheit ist der Vater ganz im Sohn, ganz im Geist; ist der Sohn ganz im Vater und ganz im Geist; und ist der Geist ganz im Vater, ganz im Sohn. Meine lieben Freunde, es gibt keine Wahrheit unseres Glaubens, die so tief und unergründlich ist wie die heiligste Dreifaltigkeit. Ich habe deswegen beschlossen, an den kommenden drei Sonntagen dieses Geheimnis zum Gegenstand unserer Überlegungen zu machen. Wir wollen an vier Sonntagen uns mit dem Grundgeheimnis unseres Glaubens befassen: mit der heiligsten Dreifaltigkeit. Für heute wollen wir schon sagen:

O heiligste Dreifaltigkeit,  
o ungeteilte Einheit,  
wir beten dich an und verehren dich.  
Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste.  
Wie es war im Anfang,  
so auch jetzt und allezeit und in Ewigkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Dogma vom dreifaltigen Gott (2)

Der dreieinige Gott in Schrift und Tradition und im Leben der Kirche

07.06.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Dreifaltigkeit Gottes ist in der Heiligen Schrift und in der Überlieferung eindeutig ausgesprochen. Der Gedanke der Dreifaltigkeit wird im Neuen Testament weniger lehrhaft und formelhaft vorgetragen, als vielmehr: er trägt das Fundament des ganzen Heils und durchdringt alles. In der Taufe hat Gott den Sohn durch den Geist geoffenbart. Als Jesus sich von Johannes taufen ließ, sah er den Himmel sich öffnen und den Geist wie ein Taube auf ihn herabschweben. Und eine Stimme kam vom Himmel: „Du bist mein geliebter Sohn; an dir habe ich mein Wohlgefallen.“ Hier sind sie alle drei beisammen: Der Sprechende ist der Vater, Jesus ist der Sohn Gottes, und zwar der einzige und darum der wahre und eigentliche Sohn Gottes, denn der „geliebte Sohn“ bedeutet in der Sprache der Bibel der einzige Sohn. Der Heilige Geist erscheint unter einem Symbol als selbständiges persönliches Wesen neben dem Vater und dem Sohn. Die Dreifaltigkeit wurde ebenso deutlich ausgesprochen im Taufbefehl des Herrn, als er den Jüngern sagte: „Gehet hin, lehret alle Völker und macht sie zu meinen Schülern und taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Das doppelte „und“ (und des Sohnes und des Heiligen Geistes), sowie die Wiederholung des Artikels (des Sohnes, des Heiligen Geistes) zwingt uns, Vater, Sohn und Geist als real unterschiedene Personen zu fassen und verbietet zugleich Unterordnung der zweiten und der dritten Person unter die erste. Dass aber die Taufe in einer Kraft und Autorität – in einer Kraft und Autorität! auf den Namen (Singular) – der drei Personen gespendet wird, spricht die Einheit der Natur aus. Neben diesen beiden Gegebenheiten haben wir in den Schriften des Neuen Testaments zahllose Anspielungen auf den trinitarischen Gott, die so genannten trinitarischen Segenformeln. Sie enthalten zwar nicht eine ausgearbeitete Trinitätstheologie, aber sie zeigen die Beziehungen zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist auf. Am Ende seines 2. Briefes an die Gemeinde von Korinth schreibt Paulus: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“ Die Gnade Gottes, unseres Herrn, die Liebe Gottes, die Gemeinschaft des Heiligen Geistes, das sind die drei Personen eindeutig ausgesprochen. In seinem 1. Brief schreibt er an dieselbe Gemeinde: „Ihr wurdet abgewaschen, geheiligt, gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesus Christus und im Geiste unseres Gottes“ – wieder die drei Personen: im Namen unseres Herrn Jesus Christus, im Geiste unseres Gottes, womit der Vater gemeint ist. „Es gibt Verschiedenheiten unter den Gnadengaben, aber es ist derselbe Geist; es gibt Verschiedenheiten unter den Ämtern, aber es ist derselbe Herr; es gibt Verschiedenheiten unter den wirkenden Kräften, aber es ist derselbe Gott, der alles in allem wirkt.“ Hier sind sie wieder beisammen: derselbe Geist, derselbe Herr, derselbe Gott, der Vater. Im Römerbrief bezeichnet es Paulus als seine Aufgabe, „zu erfüllen den Dienst Jesu Christi bei den Heiden und zu verrichten das heilige Werk des Evangeliums Gottes, damit die Opfergabe der Heiden wohlgefällig sei, geheiligt im Heiligen Geiste“ – wiederum drei Personen: Dienst Jesu Christi, Evangelium Gottes, Opfergabe geheiligt im Heiligen Geiste. „Ich ermahne euch, Brüder, bei unserem Herrn Jesus Christus und bei der Liebe des Geistes: Steht mir bei im Kampf mit euren Gebeten für mich bei

Gott“ – unserem Herrn Jesus Christus, Liebe des Heiligen Geistes, Beistehen in den Gebeten bei Gott, dem Vater. Und um noch einmal ein Beispiel zu erwähnen: Im Brief an die Gemeinde in Ephesus schreibt der Apostel: „So seid ihr nun nicht mehr Fremdlinge und Beisassen, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes, aufgebaut auf dem Fundament der Apostel und Propheten, wobei der Eckstein Jesus Christus ist, in dem zusammengefügt der ganze Bau emporwächst zu einem heiligen Tempel im Herrn, in dem auch ihr aufbaut werdet zu einer Wohnung Gottes im Geiste“ – wiederum die drei Personen: Hausgenossen Gottes, Eckstein Jesus Christus, Wohnung Gottes im Geiste.

Wir sehen die Dreifaltigkeit an allen Stellen bezeugt, wo Gottvater gegenüber entweder der Sohn oder der Heilige Geist als eigene göttliche Person erscheinen. Die Wucht dieser Tatsache kann gar nicht geleugnet werden. Vater, Sohn und Geist oder Gott, der Herr und der Geist sind im Evangelium und in den Schriften der Apostel eine unzerreißbare Einheit und gleichzeitig deutlich voneinander unterschieden, eine gegliederte Mehrheit. So weckt die Nennung eines Namens ganz bestimmte Vorstellungen, fordern aber auch die beiden anderen als Ergänzung. Wer vom Vater spricht, muss auch vom Sohn reden, und wenn vom Geist die Rede ist, dann ist es der Geist des Vaters und des Sohnes. Jesus hat geoffenbart, dass Gott in einem ungeahnten Sinne Vater ist, nicht nur als Schöpfer, sondern von Ewigkeit her Vater seines eingeborenen Sohnes, der nur in Bezug auf seinen Vater Sohn ist: „Niemand kennt den Sohn, nur der Vater, und niemand kennt den Vater, nur der Sohn, und wem der Sohn es offenbaren will.“ Dass der Sohn eines Wesens mit dem Vater ist, bedeutet dass er mit ihm ein einziger Gott ist. Das Neue Testament kennt die Göttlichkeit des Sohnes, spricht seine Gottheit offen und an vielen Stellen aus. „Er hat die Fülle des Geistes, nur er“; „Er ist der Bringer der Gottesherrschaft; mit ihm kommt sie heran“; „Er ist die Gegenwart des Gerichtes, der Vergebung, der Herrschaft über das Gesetz, der absoluten Entscheidungssituation, der unüberbietbaren Gottesnähe.“ An den Heiligen Geist glauben, heißt: bekennen, dass der Heilige Geist eine der Personen der heiligsten Dreifaltigkeit ist, eines Wesens mit dem Vater und dem Sohn, er wird – wie wir ja gleich wieder im Glaubensbekenntnis der heiligen Messe beten werden – mit dem Vater und dem Sohn zugleich angebetet und verherrlicht. Der Geist des Sohnes, den der Vater in unsere Herzen gesandt hat, ist wirklich Gott. Mit dem Vater und dem Sohn eines Wesens, lässt er sich weder im inneren Leben der Dreifaltigkeit noch als Gabe der Liebe für die Welt von ihnen trennen. Die Kirche betet die lebendigmachende, wesensgleiche und untrennbare heiligste Dreifaltigkeit an. Sie bekennt aber gleichzeitig die Personen, die voneinander zu unterscheiden sind.

Die Dreifaltigkeit wird nicht nur in der Heiligen Schrift, sondern auch in der Überlieferung, also in der Tradition der Kirche, eindeutig bezeugt. Selbst wenn es keine einzige Stelle in der Bibel gäbe, wo die Dreifaltigkeit ausgesprochen wird, müsste sie als ein christliches Grunddogma gelten. Getreu dem Auftrag des Herrn predigten die Apostel, beginnend mit dem Pfingstfest, den dreipersönlichen Gott, und die Kirche hat es in allen Jahrhunderten getan als die Grundwahrheit des Christentums. Die kirchlichen Glaubensbekenntnisse fordern den Glauben an die Dreifaltigkeit als die Grundlage der christlichen Religion. So schon das Apostolische Glaubensbekenntnis und erst Recht das Athanasianische. Am Dreifaltigkeitssonntag beten wir Priester immer in unserem Gebetbuch das Athanasianische Glaubensbekenntnis – ein sehr ausführliches Glaubensbekenntnis. Da heißt es: „Wer auch immer gerettet sein will, der muss vor allem den katholischen Glauben festhalten. Der katholische Glaube aber besteht darin, dass wir den einen Gott in der Dreifaltigkeit und die Dreifaltigkeit in der Einheit verehren, indem wir weder die Personen vermischen noch die Substanz trennen.“ Die heiligen Martyrer haben den Glauben an die Dreifaltigkeit bekannt; sie haben ihn mit ihrem Blute besiegelt. Die heiligen Kirchenväter verteidigen auf das Entschiedenste den dreifaltigen Gott gegen die mannigfachen Bestreitungen; an der Spitze steht Athanasius, der Bischof von Alexandrien in Ägypten. Zwölf Jahre war er wegen seines Bekenntnisses zur Dreifaltigkeit in der Verbannung – unter anderem auch bei uns hier, in Trier. Sein ganzes Leben stand im Dienst der Lehre des Konzils von Nicäa. Mit Wort und Schrift verkündete er die katholische Lehre vom dreifaltigen Gott. Der LOGOS (also die zweite Person) ist wahrer Gott, „nicht durch Teilnahme“, wie Athanasius schreibt, „sondern dem Wesen nach, gezeugt aus dem Wesen des Vater, aber nicht nach menschlicher Art.“ Die Zeugung in Gott hat nichts zu tun mit der Geschlechtlichkeit, wie die Menschen sie ausüben. Nein, sondern: So wie das Licht

ausstrahlt aus der Sonne, oder wie der Glaube hervorgeht aus dem Geiste, so der Sohn aus dem Vater und der Geist aus Vater und Sohn. Ihm folgen die heiligen Kirchenväter Basilius, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa. Die beiden Letzteren haben die Lehre des Basilius vertieft und prägnanter ausgedrückt mit Hilfe neuplatonischer Kategorien. Die Überzeitlichkeit und transzendente Geistigkeit der Dreifaltigkeit wird von ihnen noch stärker herausgearbeitet. Eigentümlichkeit des Vaters ist das Ungezeugtsein; Eigentümlichkeit des Sohnes ist das Gezeugtwerden; Eigentümlichkeit des Geistes ist das Hervorgehen aus dem Vater und dem Sohn. Durch die theologische Leistung dieser großen Männer drang die nicänische Lehre von einer Wesenheit und drei Personen allmählich überall durch – mit vielen Kämpfen und mit großen Opfern, aber sie drang durch. Für das Abendland kommen vor allem zwei große Kirchenlehrer in Frage, nämlich Hilarius von Poitiers und der hl. Augustinus. Hilarius von Poitiers hat ein großes Werk in zwölf Büchern geschrieben: „De Trinitate“ (Von der Dreieinigkeit). In den Jahren 356 bis 359 hat er sich mit der arianischen Theologie auseinandergesetzt und die kirchliche Lehre von der Gottheit Christi dargelegt. Augustinus ist dann maßgebend geworden für die Trinitätslehre im Abendlande. Er hat die so genannte psychologische Trinitätslehre ausgebildet. Man muss ja irgendwie zu erklären versuchen, wie die drei Personen zusammenhängen und doch eine Einheit bilden. Er sagte: „Der Vater erkennt sich selbst. Sein Erkenntnisbild ist der Sohn. Der Sohn schaut zurück zum Vater, und das ist die gegenseitige Liebe; wir nennen sie den Heiligen Geist.“ Das ist ein Versuch – ein Versuch! –, die Trinität zu erklären.

Das ganze kirchliche Leben vollzieht sich im Namen des dreieinigen Gottes. Denken Sie an die Taufe, denken Sie an das Kreuzzeichen, das wir ja im Namen des dreieinigen Gottes machen, denken Sie an die Doxologien, an die Lobpreisformeln, in den Gebeten: „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“ oder auch, wie manche beten, „Ehre sei dem Vater durch den Sohn im Heiligen Geist.“ Beide Formeln sind rechthgläubig. Denken Sie auch an die Schlussformeln der Orationen, die ja immer im dreifaltigen Gott enden, an die Benediktionen, an die Segnungen, alles geschieht im Namen der Dreifaltigkeit, an die Gebetsformeln im eucharistischen Gottesdienst. Besonders deutlich tritt der Glaube an die Dreifaltigkeit hervor bei der Spendung des Ursakramentes: der Taufe. Am Anfang scheint die Taufe auf den Namen Christi gespendet worden zu sein. Petrus fordert in seiner Pfingstpredigt die Zuhörer auf: „Bekehret euch, und ein jeder lasse sich taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden.“ Also am Anfang scheint tatsächlich die Taufe gespendet worden zu sein im Namen Jesu Christi. Aber das wurde bald abgelöst durch die Taufe auf den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, wie sie ja im Taufbefehl Christi gefordert wird. Darin wird der Vater als der Ursprung und das Ziel des Heilgeschehens angesehen, der Geist als der Mittler der Taufgnade. Dass es sich hier um drei verschiedene Personen handelt, ergibt sich für den Vater und dem Sohn aus dem relativen Gegensatz: Vater – Sohn, für den Heiligen Geist daraus, dass er den beiden Personen gleichgestellt, gleichgeordnet ist. Die Wesenseinheit wird ausgedrückt durch die Worte auf den Namen, nicht auf die Namen, sondern auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Es ist mir klar, meine lieben Freunde, dass die Offenbarung der Dreieinigkeit Fragen aufwirft, Fragen, die uns bleiben werden bis zum Ende unseres Lebens. Die entscheidende Frage lautet: Wie kann dem Glauben an die geschichtliche Selbstgegenwart Gottes in Jesus Christus und der Erfahrung, im Heiligen Geist von Gott ergriffen zu sein, so Ausdruck verliehen werden, dass der biblische Eingottglaube darin nicht relativiert wird? Die Antwort lautet: Der christliche Eingottglaube ist Inbegriff des in sich selbst lebendigen und beziehungsreichen dreipersönlichen Gottes. Der christliche Eingottglaube ist Ausdruck des Glaubens, dass Gott dreifaltig einer ist. Wir bekennen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes einen Gott, weil Gott der Name der Macht ist, nicht der Eigentümlichkeit. Der eigentümliche Name ist für den Vater: Vater, für den Sohn: Sohn, für den Geist: Geist. In dieser Dreifaltigkeit glauben wir einen Gott, weil aus einem Vater ist, was einer Natur, einer Substanz und einer Macht mit dem Vater ist. Die Trinitätslehre ist uns nicht geoffenbart als Gedankenübung oder als Aufgabe der Nachforschung. Nein, die Absicht der Trinitätslehre ist, die Einheit Gottes gegenüber der Vielgötterei und die Wirklichkeit der Gottesoffenbarung in Christus gegen bloßen Symbolismus zu sichern. Die Trinität ist mit der Einheit Gottes vereinbar. Sie widerspricht nicht dem monotheistischen Charakter der biblischen Gotteslehre. Aus der Einheit des göttlichen Wesens

werden die trinitarischen Unterschiede als Selbstvollzug des geistigen Seins Gottes hergeleitet. Besonders deutlich wird das, was die Offenbarung der Trinität bildet, wenn wir fragen, was die drei Personen sind, und wer die drei Personen sind. Wenn wir fragen: Was sind die drei Personen? Da kommen wir zur Einheit. Sie sind Gott, ein Gott, gleichen Wesens. Wenn wir fragen: Wer sind die drei Personen? Da kommen wir zu einer Dreiheit. Nicht drei Götter, sondern drei Personen, die vollkommen eins sind, in dem was sie sind. Nicht nur drei göttliche Rollen, wie Arius meinte, sondern göttliche Eigentümlichkeiten, die das eine göttliche Wesen in unterschiedlicher Weise innehaben. Als der ungezeugte und ungeschaffene Vater, Quelle und Ursprung der ganzen Gottheit, als der eine ohne Anfang geistlich – geistlich! – gezeugte Sohn und als der aus Vater und Sohn hervorgehende Geist, eins in der göttlichen Substanz, sodass diese weder in den einzelnen Personen geringer ist als sie alle noch in allen größer als in dem einzelnen. Meine lieben Freunde, was wir nicht durchdringen können, das müssen wir schweigend verehren. Aber wir dürfen auch gewiss sein, dass Gott uns nicht betrügt in seiner Offenbarung. Wenn er sich geoffenbart hat als der Vater, der Sohn und der Geist, dann ist es falsch, wenn auf dem Tempelberg in Jerusalem an der Tür der mohammedanischen Moschee steht: „Gott hat keinen Sohn.“ Gott hat einen Sohn, und wir kennen ihn, und Gott hat einen Geist, und wir wissen von ihm. Und wir beten sie an in der heiligsten Dreifaltigkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Dogma vom dreifaltigen Gott (3)

Die immanente und die ökonomische Trinität

14.06.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, den Versuch zu machen, in das Geheimnis des dreieinigen Gottes einzudringen. Der eine Gott ist in drei Personen, welche die eine göttliche Natur, das eine göttliche Wesen, die eine göttliche Substanz sind und die gleich, gleich ewig und gleich allmächtig sind. Die göttlichen personalen Eigentümlichkeiten (Vater, Sohn, Geist) kommen je einer Person allein zu; es sind die drei streng personenbildenden: Vaterschaft, Sohnschaft, Gehauchtwerden. Die Eigentümlichkeiten bedeuten keinen Vorzug einer anderen Person vor der einen. Wenn wir von der ersten, zweiten oder dritten Person sprechen, so ist das eine versuchte Reihung, aber nicht eine Rangstellung. Der ersten Person kommen die Vaterschaft und die Ursprunglosigkeit zu, d.h. die Eigentümlichkeit, kein Prinzip zu haben, sondern selbst Prinzip zu sein. Der eine Gott ist Vater, weil er die ursprünglose Quelle ist. Der eine Gott ist auch Sohn, weil dadurch, dass der Vater sich selbst aussagt, dieses Selbstausgesagtsein als relativ Entgegengesetztes innergöttlich wirksam ist und als relative Wirklichkeit des einen Gottes einen realen Unterschied und eine reale Unvertauschbarkeit in Gott konstituiert. Der Sohn ist aus der Substanz des Vaters gezeugt, und zwar vom Vater allein. Zeugung ist selbstverständlich frei von allen geschlechtlichen Anspielungen, sondern die Zeugung ist hier gemeint als Gegensatz zur Schaffung. Zeugen ist Ursprung eines Lebendigen aus einem andern Lebendigen durch Mitteilung der Lebendigkeit und Wirklichkeit, wobei die Setzung als solche auf die Setzung des gleichen zielt. Der Hervorgang des Sohnes wird, seit Augustinus, als intellektuelle Zeugung erklärt und verstanden. Der Vater erkennt sich selbst, und das Ebenbild, das er dabei erblickt, das ist sein Sohn. Der eine Gott ist aber auch Geist, weil in dem zweiten innergöttlichen Lebensvorgang, der bleibenden und annehmenden Liebe, eine analoge relative Unterschiedlichkeit gesetzt ist. Der vom Vater und vom Sohn gehauchte – das ist natürlich auch wieder ein Bild – Heilige Geist ist wahrer Gott und eine Person, weil er sich in Liebe zum Vater und zum Sohn zurückwendet. Die Liebe zwischen Vater und Sohn ist personal; wir nennen sie Heiligen Geist. Der Heilige Geist ist nicht gezeugt, sondern geht aus dem Vater und dem Sohn als einem Prinzip hervor in einer einzigen Hauchung. Die drei göttlichen Personen sind aber nicht real verschieden vom göttlichen Wesen – da kämen wir ja auf eine Vierheit. Nein, sie sind nicht real verschieden vom göttlichen Wesen, vielmehr ist Gott eins und alles ist in Gott eins, soweit nicht ein Gegensatz der Beziehung besteht, eben zwischen Vater und Sohn und zwischen Vater und Sohn und Geist. Eine jede göttliche Person ist ganz in jeder anderen, und eine jede von ihnen ist der wahre Gott. Sie sind im Sein und im Wirken nicht voneinander zu trennen; nach außen sind sie nur ein einziges Wirkprinzip. Die drei Personen sind eins, aber nicht wie drei menschliche Individuen in derselben Art übereinkommen, oder wie drei menschliche Individuen die gleiche Gesinnung haben, oder wie drei menschliche Individuen ein Triumvirat bilden wie Caesar, Pompeius und Crassus. So verstanden, wären sie drei Götter. Ihre Einheit ist die der Konsubstantialität, der Gleichwesentlichkeit. Es ist die numerische, die zahlenmäßige Einheit, es ist die Identität der Substanz in allen drei Personen. Indem der Vater von Ewigkeit her den Sohn zeugt, hat er ihm seine eigene Natur gegeben. Aber

nicht so, dass er ihm einen Teil derselben gegeben hätte und einen Teil sich zurückbehalten hätte, denn die Substanz des Vaters ist als ganz und gar einfach unteilbar, er gibt ihm seine ganze Substanz. Aber auch nicht so, dass er die Substanz so gegeben hat, ohne sie für sich zu behalten, sonst hätte er ja aufgehört, Substanz zu sein. Sondern: Der Sohn hat bei der Zeugung die Substanz des Vaters empfangen; Vater und Sohn haben ein und dieselbe Substanz. Dieselbe göttliche Substanz ist sowohl Vater als Sohn als Geist zugleich alle drei Personen und in jeder einzelnen derselben derselbe. Daraus ergibt sich die vollkommene Gleichheit der drei Personen in Größe und Dauer, aber auch die Einheit der Tätigkeit, da er die Substanz, das Wesen, Tätigkeitsprinzip in den Dingen ist. „Alles, was der Vater tut, das tut der Sohn in gleicher Weise“, heißt es im Johannesevangelium. Ihr Wille, ihr Macht, ihr Wirken ist eines. Alle drei Personen sind nur ein Prinzip der Welt, ein Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge.

Nun gibt es aber die Appropriationen. Appropriationen sind Zuschreibungen, d.h. wir schreiben jeder einzelnen Person bestimmte Tätigkeiten zu. Wir sagen: Der Vater hat die Welt erschaffen, der Sohn hat sie erlöst, der Geist hat sie geheiligt – das sind Zuschreibungen. Sie haben den Zweck, die Eigentümlichkeiten der Personen zu veranschaulichen. Damit dieser Zweck erreicht wird, dürfen solche Eigenschaften und Tätigkeiten einer einzelnen göttlichen Person nur zugeteilt werden, wenn eine gewisse Verwandtschaft mit den Eigentümlichkeiten der betreffenden Person aufzuweisen ist. Die betreffende Tätigkeit erinnert – erinnert! – an die Personeneigenart einer ganz bestimmten göttlichen Person. Dem Vater wird die Macht, dem Sohn die Weisheit, dem Geist die Güte zugeschrieben. Verwandt damit ist der Begriff der Sendung. Auch hier wird eine gemeinsame Tätigkeit im Zusammenhang mit der Dreifaltigkeit gesehen. Das Kommen von Sohn und Geist, ihr Ausgehen, ist ein Gesandtwerden vom Vater. Der ursprungslose Vater wird nie gesandt, er kommt. Aber der Vater sendet den Sohn, und Vater und Sohn senden den Heiligen Geist. Ich kann nichts dafür, meine lieben Freunde, dass ich diese Wahrheiten hier ausbreiten muss, denn sie stehen in der Heiligen Schrift. Im Brief an die Galater schreibt der Apostel Paulus: „Gott sandte seinen Sohn und er sandte den Geist seines Sohnes in eure Herzen.“ Und der Heiland sagt ja selbst: „Ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch herab.“ Was wir betreiben ist keine Spekulation, sondern ist der Versuch, die biblischen Begriffe auszudeuten.

Eine andere Folge der Einheit der Substanz ist das Ineinandersein der drei Personen. Das nennt man mit einem griechischen Wort „Perichorese“. Darunter versteht man die gegenseitige Durchdringung und Einung der göttlichen Personen. Davon hat das Konzil von Florenz 1441 erklärt: „Wegen dieser Einheit ist der Vater ganz im Sohn und ganz im Heiligen Geist, und der Sohn ganz im Vater und ganz im Heiligen Geist, und der Heilige Geist ganz im Vater und ganz im Sohn.“ – Perichorese. Das ist biblisch, steht in der Heiligen Schrift. Christus bezeugt, dass der Vater in ihm ist und dass er im Vater ist: „Ich und der Vater sind eins. Glaubet meinen Werken und erkennet, dass der Vater in mir ist und ich im Vater bin.“ Was mit der Perichorese, also mit dem gegenseitigen Durchdringen, gesagt werden soll, das ist auch ausgedrückt in der heiligen Messe. Achten Sie bitte darauf, wenn der Priester nach der heiligen Wandlung spricht: „Durch ihn und mit ihm und in ihm wird dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes, alle Ehre und Verherrlichung.“

Nun unterscheidet die Theologie eine immanente und eine ökonomische Trinität, eine immanente und eine ökonomische Dreifaltigkeit. Was ist damit gemeint? Die Lehre von der immanenten Dreifaltigkeit stellt dar, wie der dreifaltige Gott in sich selbst ist, also ohne Rücksicht auf die Schöpfung und das Wirken in derselben. Hier werden Ursprungs- und Beziehungsverhältnisse von Vater, Sohn und Geist zueinander als die einzige göttliche Wirklichkeit näher bedacht. Es gibt ein innergöttliches Verhältnis von Vater, Sohn und Geist. Die Lehre von der ökonomischen Dreifaltigkeit stellt dagegen dar, wie sich der dreifaltige Gott in der Heilsgeschichte offenbart, wie er also aus sich heraustritt. Sie befasst sich also mit der Sendung des Sohnes Gottes durch den Vater und mit der Herabkunft des Heiligen Geistes. Gott hat sich eben so mitgeteilt, dass die immanente Trinität zur ökonomischen wird. Was er in sich ist, das ist er auch in seiner Offenbarung an die Menschen. Die Dreifaltigkeit des Verhaltens Gottes zu uns ist schon die Wirklichkeit Gottes, wie er in sich ist, nämlich Dreipersönlichkeit. Die Dinge sind leichter, als Sie sich vielleicht denken. Die ökonomische Trinität bekennen wir in jeder heiligen Messe. Wenn wir vor der Kommunion beten: „Herr Jesus Christus, Sohn des leben-

digen Gottes: dem Willen des Vaters gehorsam, hast du unter Mitwirkung des Heiligen Geistes durch deinen Tod der Welt das Leben geschenkt.“ da haben wir die ökonomische Trinität. Hier wird das Wirken des Dreieinigen Gottes in der Heilsgeschichte beschrieben. Die immanente Trinität bekennen wir auch jeden Tag: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste.“ Die unterschiedslose Anbetung der drei Personen sieht ab von den verschiedenen Rollen derselben in der Offenbarung und Heilsgeschichte. Nun muss ich allerdings hier vor ungläubiger Theologie warnen. Manche Theologen unterliegen der Versuchung, allein die ökonomische Trinität gelten zu lassen und deuten diese auch noch um. Sie behandeln Jesus als einen Beauftragten des Vaters – das lassen sie gelten, nicht mehr – und den Heiligen Geist als die innere Triebkraft des Wirken Jesu; nichts von Personalität, nichts von Gottheit. Sie zerstören unter Beibehaltung der Begriffe den Glauben an die Dreifaltigkeit. Bei den Hervorkehrern der ökonomischen Trinität ist also Vorsicht geboten. Man muss fragen, ob sich nicht darunter die Häresie des Arius verbirgt.

Mehrere allgemeine Konzilien und zahlreiche partikuläre Synoden haben die Lehre vom dreifaltigen Gott ausgesprochen, erklärt und verteidigt. Wir können uns darauf verlassen, meine lieben Freunde, dass das kirchliche Lehramt mit seinen Aussagen den Sinn der Verkündigung Jesu und der Heiligen Schrift getroffen hat. Der Heilige Geist ist treu; er verlässt seine Kirche nicht. Es ist kein Zufall, dass eine der tiefgehendsten Erklärungen der Dreifaltigkeit vom 11. Konzil zu Toledo – also in Spanien – 675 getroffen wurde. Warum ist das kein Zufall? In Spanien herrschten jahrhundertlang die Westgoten, ein germanischer Stamm. Die Westgoten waren wie die meisten Germanen Arianer, hatten also eine falsche Lehre von Christus und der Dreifaltigkeit. Ihnen musste die kirchliche Gotteslehre ebenso klar wie unwiderleglich vor Augen geführt werden. Und diese Aufgabe hat das 11. Konzil von Toledo 675 in unübertroffener Meisterschaft geleistet. „Das ist die Darlegung über die heilige Dreifaltigkeit, die man nicht dreifach, sondern dreifaltig nennen und gläubig bekennen muss. Es ist auch keine rechte Benennung, wenn man sagt: In dem einen Gott ist die Dreifaltigkeit, sondern: Ein Gott ist die Dreifaltigkeit. In den Personennamen, die eine Beziehung ausdrücken, wird der Vater auf den Sohn, der Sohn auf den Vater, der Geist auf beide bezogen. Dennoch glauben wir, weil diese drei Personen Beziehungen besagen, an eine Natur und an ein Wesen.“ Das 4. Laterankonzil, um noch eines zu zitieren, ist im Jahre 1215 zusammengerufen worden von dem großen, gewaltigen Papst Innozenz III.; 400 Bischöfe waren damals anwesend. Sie verfassten ein Glaubensbekenntnis, in dem es heißt: „Wir glauben fest und bekennen mit aufrichtigem Herzen, dass es nur einen, wahren, einzigen, ewigen, unermesslichen, unveränderlichen, unfassbaren, allmächtigen und unaussprechlichen Gott gibt: den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist; drei Personen, aber eine Wesenheit, Substanz und ganz einfache Natur.“ Und um noch ein letztes Konzil zu zitieren: Im Jahre 1442 fand in Florenz eine Kirchenversammlung statt, die sich das Ziel gesetzt hatte, die getrennten Ostchristen wieder mit der katholischen Kirche zu vereinigen. Zu diesem Zweck wurde ein Glaubensbekenntnis aufgestellt, das die Ostchristen auch angenommen haben, freilich sich später wieder davon abgewandt haben. In diesem Glaubensbekenntnis heißt es: „Die römische Kirche bekennt den einen, wahren, allmächtigen, unveränderlichen und ewigen Gott: den Vater, den Sohn und den Geist, eins im Wesen, dreifaltig in den Personen. Diese drei Personen sind ein Gott und nicht drei Götter, denn sie haben eine Substanz, ein Wesen, eine Natur, eine Gottheit, eine Unermesslichkeit, eine Ewigkeit. Alles ist eins, wo sich keine Gegensätzlichkeit der Beziehung entgegenstellt.“ Meine lieben Freunde, die Wirklichkeit des dreieinigen Gottes ist uns ja seit Kindesbeinen vertraut. Wir bekennen sie jedes Mal, wenn wir das Kreuzzeichen machen: im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Wir beten sie an, wenn wir im Gloria, in der Heiligen Messe den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist verehren. Wir legen von unserem Glauben an die Dreifaltigkeit Zeugnis ab, wenn wir das Glaubensbekenntnis sprechen: „O heilige und ungeteilte Dreifaltigkeit, wir bekennen, loben und preisen dich aus ganzem Herzen, denn du allein bist Gott.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Dogma vom dreifaltigen Gott (4)

Die Vernunft und das Dogma vom dreifaltigen Gott

21.06.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Namen des dreifaltigen Gottes beginnt der christliche Verkündiger seine Botschaft auszurichten. Die Anrufung des dreifaltigen Gottes durchwirkt die gesamte katholische Theologie und das ganze religiöse Leben des katholischen Christen. Das Bekenntnis der Dreifaltigkeit ist insofern das zentrale Mysterium, weil diese Lehre das Letzte über Gott selbst aussagt. Gläubige und Ungläubige haben sich mit dem Dogma vom dreifaltigen Gott beschäftigt. Die einen, um zu versuchen, es zu verstehen, die anderen, um den Versuch zu machen, es aus den Angeln zu heben. Nach jahrhundertelangen Kämpfen, Bemühungen, Anstrengungen, geistigen Bewegungen hat das Konzil von Nicäa im Jahre 325 endgültig und für immer Klarheit geschaffen über die Trinität: „Der Sohn Gottes ist aus dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, Licht aus Licht, wahrer Gott aus wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, wesensgleich dem Vater.“ Und das Konzil von Konstantinopel im Jahre 381 hat zu dieser Zweifelt den Dritten, den Heiligen Geist, hinzugefügt: „Er wird zugleich angebetet und verherrlicht, weil er in gleicher Weise Gott ist.“ Im Abendland verdanken wir die tiefsten Einsichten über den dreifaltigen Gott dem heiligen Augustinus. Er geht von der Einheit und Einzigkeit der göttlichen Wesenheit aus. Die Personen werden konstituiert durch die beiden Hervorgänge: der Zeugung und der Hauchung. Sie sind Relationen, Relationen, durch welche die Verschiedenheit der Personen erklärt ist. Alles ist eins in der Trinität, ausgenommen das, was von jeder Person in Beziehung (in Relation) zu der anderen und zu den anderen gesagt wird. Der Geist geht vom Vater und vom Sohne aus; die Einheit des Wirkens nach außen wird von Augustinus stark betont. Sie ergibt sich aus der Einzigkeit des Wesens; Gott wirkt durch sein Wesen, und dieses Wesen ist eines. Die ewige Personen konstituierenden Relationen (Beziehungen) verbindet Augustinus mit psychologischen Kategorien, wie er sie im Menschen findet. Er hat die sog. psychologische Trinitätslehre begründet, ein Versuch, zu verstehen, wie Gott in sich ist. Die Zeugung des Sohnes wird in dieser Lehre als Denkakt des Vaters aufgefasst. Dieser Denkakt konstituiert ein Abbild seiner selbst, Sohn genannt. Der Geist wiederum ist die Person gewordene Liebe zwischen Vater und Sohn, geht also vom Vater und vom Sohne aus.

Bis zum Auftreten Luthers und seiner Geistesverwandten konnte sich die rechtgläubige Lehre über den dreifaltigen Gott ungeschmälert behaupten. Die großen Kirchenversammlungen des Mittelalters haben den Gläubigen diese Lehre in immer neuen Wendungen vorgelegt. Aber die Lage änderte sich mit dem Erscheinen der Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts. Sie verwarfen so viele Dogmen der Kirche, dass es nicht verwundert, dass auch die Trinität in den Strudel des Abfalls hineingezogen wurde. Es traten im Protestantismus frühzeitig Antitrinitarier auf. Antitrinitarier, also Menschen, welche die Lehre von der Dreifaltigkeit verwarfen. Diese Antitrinitarier schlossen sich zu Gruppen zusammen, die sog. Sozinianer und Unitarier. Sie bildeten eine eigene Kirche in Siebenbürgen (Ungarn), in Polen, in England, in Amerika. Eine weitgreifende Bestreitung des dreifaltigen Gottes setzte ein in der Zeit der Aufklärung, also im 17. und 18. Jahrhundert. Die Zerstörung der Glaubenswahrheit an die Trinität hebt meistens an mit der Leugnung der Gottheit Christi. Wer in Jesus einen bloßen Menschen

sieht, der kann keine Trinität festhalten. Und die Deisten verwarfen das ganze Christentum, sagten: Das ist eine historische Angelegenheit. Wir halten uns an die natürliche Religion; und die natürliche Religion kennt nur einen Eingottglauben, keine Trinität. So sind die Deisten zur entschiedenen Leugnung des dreifaltigen Gottes gelangt. Neben ihnen die Rationalisten, die nur gelten ließen, was ihr Verstand einsehen konnte. Sie konstruierten Gott nach ihrem Bild und Gleichnis. Ihnen war Christus ein bloßer Mensch, der durch sentimentale Übertreibungen über das Niveau eines Propheten erhoben wurde. Die rationalistische Theologie hält zwar an den überkommenen Begriffen fest, aber versteht darunter etwas ganz anderes. Dreifaltigkeit ist nach dieser sog. Theologie die Macht, die Weisheit und die Güte, nicht personal, sondern diese Begriffe: Macht, Weisheit, Güte sollen die Trinität darstellen. Für den Königsberger Philosophen Immanuel Kant war das Trinitätsdogma Ausdruck der Einheit von Gesetzgebung, vollziehender Gewalt und Rechtsprechung – wir sehen: eine totale Umdeutung. Im 19. Jahrhundert wurde die Trinitätslehre von protestantischen Theologen überwiegend als hellenistische (griechische) Verfremdung des Evangeliums abgelehnt oder umgedeutet. Der bedeutendste evangelische Theologe des 19. Jahrhunderts war Friedrich Schleiermacher; er lehrte in Berlin. Für Schleiermacher war Christus ein bloßer Mensch. In ihm habe das Bewusstsein von Gott den höchsten Grad der Lebendigkeit erreicht, dadurch habe er befreiend auf die Menschheit gewirkt. Sie verstehen, dass hier nicht nur die Trinität, sondern das ganze Erlösungswerk umgedeutet wird. Die Gottheit Christi besteht nach Schleiermacher darin, dass er ein vollkommenes Bewusstsein von Gott hatte, also ein psychologischer Vorgang. Der frühere Bischof von Mainz, Albert Stohr, war ein gelehrter Theologe. Er hat sich eingehend mit der Trinitätslehre befasst. Er kannte auch die Ansichten der protestantischen Theologen über diesen Gegenstand, und er kam zu dem Urteil, dass bei ihnen noch die alten kirchlichen Formeln gelesen werden, aber der Inhalt sich verflüchtigt hat. „Die rationalistische Richtung der neueren protestantischen Theologie“, schreibt Stohr, „hat das Trinitätsdogma preisgegeben oder ausgehöhlt.“ Im 20. Jahrhundert ist es nicht anders gewesen. Als der bedeutendste evangelische Theologe des 20. Jahrhunderts gilt Adolf von Harnack; auch er lehrte in Berlin. Er hat zu Beginn des 20. Jahrhunderts Vorlesungen über das Wesen des Christentums gehalten. Ich habe mir dieses Buch angeschafft, es gelesen. Dieses Buch ist in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, in alle möglichen Sprachen übersetzt bis ins Japanische. Und was lehrt Adolf von Harnack in diesem Buche? In das Evangelium, wie es Jesus verkündet hat, gehört allein der Vater hinein. Also wer gehört nicht hinein ins Evangelium? Der dreifaltige Gott, der Gott Jesus Christus. Nur der Vater gehört ins Evangelium, wie es Jesus verkündet hat, nicht der metaphysische Gottessohn Jesus Christus, nicht der dreifaltige Gott. Für Harnack ist das Trinitätsdogma das Ergebnis der Hellenisierung des Christentums im Altertum, also eine Erfindung griechischer philosophischer Theorien. Mit einer solchen Einstellung kam man damals an. Er wurde Rektor der Universität, mit allen möglichen Auszeichnungen bedacht. Er war der Freund des Kaisers.

Wie steht es heute? Die große Mehrheit der protestantischen Theologen lehnt den trinitarischen Glauben, wie ihn das Konzil von Nicäa formuliert und die katholische Kirche unentwegt gelehrt hat, ab. Das Konzil von Nicäa ist im Protestantismus weitgehend aufgegeben. Wohl die Mehrzahl der protestantischen Theologen ist mit einer gewissen Modifikation zu den Irrlehren zurückgekehrt, die wir bei den vorherigen Predigten bedacht haben. Ich zitiere noch einmal den Bischof von Mainz, Albert Stohr, er schreibt: „Der moderne Protestantismus sieht in der Dreifaltigkeit eine arge Verlegenheit.“ Um der Redlichkeit willen sei festgestellt: Es gibt auch heute evangelische Theologen, die am Dogma der Trinität im Sinne der alten Kirche festhalten. Ein solcher Theologe war Karl Barth. Er hat seine ganze Theologie auf der Trinität aufgebaut. Aber diese Fälle ändern nichts daran, dass man nicht davon ausgehen kann, dass der Protestantismus, die protestantische Religion und die protestantische Kirche auf dem Boden der Trinitätslehre des Konzils von Nicäa stehen. Wenn man einen evangelischen Theologen über die Trinität befragt, bekommt man immer nur die Antwort, die er für sich gefunden hat. Ein gemeinsames Dogma, eine gemeinsame Lehre, eine verbindliche gemeinsame Lehre gibt es im Protestantismus nicht.

Beim Glauben an den dreifaltigen Gott handelt es sich nicht um eine Nebensache. Der rechte Glauben an den dreieinigen Gott ist vielmehr das Kennzeichen des Christen. Wer nicht den dreieinigen Gott bekennt, der ist kein Christ! Der Glaube an den dreifaltigen Gott ist auch grundlegend für

das christliche Leben, für unser Gebet, für die Frömmigkeit. Wie man glaubt, so betet man. Wer den nicänischen katholischen Glauben an die Dreifaltigkeit teilt, der betet Gott den Vater, Gott den Sohn und Gott den Heiligen Geist in gleicher Weise an. Tagtäglich beginnen wir unser Tun und Lassen im Namen des dreifaltigen Gottes. Wir alle sind in die Kirche aufgenommen worden bei der heiligen Taufe im Namen des Vaters und des Sohnes und des Geistes. Wir feiern das Dreifaltigkeitsfest am Sonntag nach Pfingsten; wir beten an allen Sonntagen das Nicäno-Konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis mit ausführlicher Trinitätslehre. Wir beten an den meisten Sonntagen die Präfation von der Dreifaltigkeit. Die ganze heilige Messe ist ein Geschehen gegenüber dem dreifaltigen Gott. Wir bringen dem Vater im Himmel seinen Sohn im Heiligen Geist dar. Genau das ist es: eine Huldigung an den dreifaltigen Gott. Bedenken Sie, meine lieben Freunde, die Konsequenzen, welche die Aufgabe des rechten Verständnisses des dreifaltigen Gottes für das Verhältnis der Angehörigen der verschiedenen christlichen Konfessionen nach sich zieht. Wer den nicänischen Glauben an die Trinität nicht teilt, der betet zwar Gott Vater, aber nicht Gott Sohn und nicht Gott Heiligen Geist an. Diejenigen protestantischen Theologen, die sich vom nicänischen Glauben getrennt haben, halten uns für Götzenanbeter. Wir beten nach ihrer Meinung einen Menschen an (Christus), wir beten eine Kraft an (den Geist); das ist die Folge der Leugnung des Dogmas von Nicäa.

Die Lehre vom dreifaltigen Gott ist gewiss eine Herausforderung für die Vernunft, aber sie ist keine Zumutung für die Vernunft. Die Lehre von der Dreifaltigkeit ist ein eigentliches und strenges Geheimnis. Das heißt erstens: Diese Lehre ist in ihrem Inhalt und in ihrer Existenz nur durch Offenbarung Gottes erkennbar. Allein aus der Natur kann man den dreifaltigen Glauben nicht gewinnen. Zweitens: Diese Lehre bleibt auch als geoffenbarte in ihrer inneren Möglichkeit uneinsichtig. Dennoch vermag die Vernunft der Lehre vom dreifaltigen Gott zwei Dienste zu leisten. Erstens: Die Vernunft kann das Geheimnis der Dreifaltigkeit durch Vergleiche dem Verstand nahebringen. Und den – meines Erachtens – gelungensten Vergleich habe ich Ihnen ja vorgestellt. Es ist die psychologische Trinitätslehre des heiligen Augustinus. Die tiefste Analogie ist diese geniale Entdeckung des heiligen Augustinus: das Hervorgehen des geistigen Wortes und der geistigen Liebe, speziell der Selbsterkenntnis und der Selbstliebe aus dem menschlichen Geist; ähnlich/unähnlich darf man sich das innergöttliche Leben vorstellen. Zweitens: Die Vernunft vermag zu zeigen, dass die Einwände gegen die Trinität nicht zutreffen. Es liegt keine Verletzung des Prinzips vom Widerspruch vor. Das Dreifaltigkeitsdogma behauptet nicht, dass eins gleich drei und drei gleich eins sei. Nein, nur in derselben Beziehung kann etwas nicht gleichzeitig eins und drei sein. Aber im Dreifaltigkeitsdogma werden drei und eins ja verschieden verstanden. Drei betrifft die Personen, eins das Wesen. Es ist also nicht wahr, wenn Harnack behauptet: „Wer das Athanasianische Glaubensbekenntnis beschworen hat, der hat der Vernunft abgeschworen.“ Nein, das haben wir nicht. Das Dreifaltigkeitsdogma verstößt auch nicht gegen das Axiom, dass zwei Dinge, die einem Dritten gleich sind, auch unter sich gleich sind. Nur in derselben Beziehung, in der zwei Dinge einem Dritten gleich sind, sind sie auch unter sich gleich, aber nicht in verschiedener Beziehung. Gott heißt aber eins und drei in verschiedener Beziehung, nämlich Natur und Person. Vielleicht haben Sie schon einmal eine gewisse Schwierigkeit befunden, wenn es im Johannesevangelium heißt: „Der Vater ist größer als ich.“ So sagt Jesus: „Der Vater ist größer als ich.“ Aber in der Trinität ist doch alles gleich. Was hier ausgesagt wird, das gilt von der menschlichen Natur und vom zeitlichen Ursprung Jesu, insofern ist der Vater wirklich größer. Er hat ja den Menschen Jesus angenommen und ihn in die Welt gesandt. Die Dreifaltigkeit durch die Vernunft beweisen wollen, hieße einerseits den Glauben vor den Ungläubigen kompromittieren, indem man ihn nämlich mit Gründen stützen will, die nicht tragen. Andererseits hieße es, das Dogma selbst entstellen, indem man es sich nach eigenen Gedanken zurechtlegt. Gott ist unbegreiflich und muss unbegreiflich bleiben. Die Unbegreiflichkeit ist ein Attribut Gottes, eine Wesenseigenschaft Gottes. Die Lehre vom dreifaltigen Gott muss also ein undurchdringliches Geheimnis bleiben. Wäre Gott einsichtig, wäre er durchschaubar, dann würde er zu den geschaffenen Wirklichkeiten gehören, dann hörte er auf, Gott zu sein. Wäre Gottes Wesen und Wirken für den Menschen so einsichtig wie Wirklichkeiten der Natur, würde er sich von der Natur nicht unterscheiden, dann hätten wir den Pantheismus. Wir, meine lieben Freunde, wollen dem Glauben der Kirche treu bleiben, uns zum dreifaltigen Gott bekennen und unser Leben in seinem Namen vollziehen. Wir wissen, dass wir im Evangelium sitzen und die Leugner der Dreifaltig-

keit außerhalb des Evangeliums. Wir beten zum dreifaltigen Gott: Du hast deinen Dienern die Gnade verliehen, im Bekenntnis des wahren Glaubens die Herrlichkeit der ewigen Dreifaltigkeit zu erkennen und in der Macht der Majestät die Einheit anzubeten. Nun bitten wir dich: Lass uns kraft dieses Glaubens, kraft dieses unerschütterlichen Glaubens von allem Unheil gesichert sein.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Christentum in Staat und Gesellschaft (1)

Wesen, Aufgaben und Schranken des Staates

28.06.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es gibt Leute in unserem Volk, die ihre Unzufriedenheit mit gewissen Maßnahmen des Staates bzw. der Regierung nicht verhehlen. Sie weisen auf die Millionen von Muslimen aus der Türkei hin, die bei uns leben, und fragen: Ist Deutschland noch das Land der Deutschen? Sie beklagen die Abgabe vieler staatlicher Befugnisse an überstaatliche Organisationen und fragen: Kann Deutschland sich noch selbst bestimmen? Sie erinnern an die exorbitanten Eingriffe des Staates in das Recht der Familie und fragen: Gilt in Deutschland noch das christliche Sittengesetz? Wir wollen diese und weitere Beschwerden heute zum Anlass nehmen, über Wesen und Aufgaben des Staates im Lichte der christlichen Staatslehre nachzudenken.

Der Staat ist die dauernde, geordnete Gemeinschaft des auf einem bestimmten Gebiet sesshaften Volkes zur allseitigen Förderung des Gemeinwohls. Der Staat ist in der Natur des Menschen begründet. Er ist keine zufällige, er ist keine überflüssige, er ist eine notwendige Organisation. Einmal ist er begründet in der Anlage des Menschen zur Gemeinschaft. Der Mensch ist an den Menschen gewiesen; die Sprache zeigt es ja. Eine Hand fügt sich zur anderen; eine Familie kann nur entstehen aus der Geschlechtsgemeinschaft eines Mannes und einer Frau. Der Staat ist in der Anlage des Menschen zur Gemeinschaft begründet. Er ist aber auch begründet in den leiblichen und geistigen Bedürfnissen des Menschen, die er nicht in der Vereinzelung, sondern nur durch Zusammenschluss in größerer, über die Familie hinausreichender Gemeinschaft befriedigen kann. Der Schöpfer der Natur ist Gott, also ist der Staat von Gott gewollt, weil Gott die Natur so geschaffen hat, dass es Staaten geben muss. Der große Staatsdenker Papst Leo XIII. hat einmal geschrieben: „Es ist in der Tat ein Gebot der Natur oder vielmehr Gottes, des Urhebers der Natur, auf dem das Zusammenleben der Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft zurückgeht.“ Der Staat besitzt die Macht, zu befehlen. Eine Gesellschaft kann nicht bestehen ohne eine Autorität, eine Autorität, die das Zusammenleben ordnet und die einzelnen Glieder zum Gemeinschaftszweck hinleitet. So hat auch die Staatsgewalt, die Staatsmacht ihren Ursprung in der Natur des Menschen, letztlich in Gott. „Es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die da bestehen, sind von Gott angeordnet“, schreibt Paulus im Brief an die Römer. Durch ihren Ursprung aus Gott besitzt die staatliche Gewalt die Macht, im Gewissen zu verpflichten, nicht nur äußerlich, auch innerlich. „Es ist notwendig, untertan zu sein, nicht nur um der Strafe, sondern um des Gewissens willen“, schreibt Paulus wenige Zeilen später im Brief an die Römer. Und er warnt auch die Menschen: „Wer sich gegen die Gewalt des Staates auflehnt, lehnt sich gegen die Anordnung Gottes auf. Wer sich aber gegen diese auflehnt, zieht sich das Gericht zu.“ Eine radikale Verneinung des Staates, etwa zugunsten eines freien Naturzustandes oder auch einer bloß auf Liebe begründeten Gemeinschaft, wäre gegen Gottes Willen und Anordnung. Wer den Staat als solchen bekämpft, der bekämpft die Rechtsgrundlage unseres Zusammenseins und damit die gottgewollte Ordnung.

Das Christentum hat sich von Anfang an als eine staatsbejahende Religion gezeigt. Selbst in dem götzendienerischen und die Christen verfolgenden römischen Staat hat es das Göttliche und Gottge-

wollte gesehen und anerkannt. Die Kirche hat den Staat schon anerkannt und geschützt, als Nero und Diokletian das Reich regierten. Nach dem Verfall des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, das zum Schutze des Papsttums verpflichtet war, hat die Kirche nie aufgehört, auch die modernen, die profanen und der Kirche oft feindselig gesinnten Staaten gelten zu lassen, insofern und insoweit sie den Staatsgedanken und das staatliche Recht überhaupt verkörpern und vertreten. Das gilt auch für das 20. Jahrhundert. Am 30. Januar 1933 wurde ein Mann Regierungschef in Deutschland, der sich bald als ein Verächter von Recht und Gesetz entpuppte; doch er war rechtmäßig zur Regierung gekommen. Er hielt die Leitung des Staatswesens in der Hand. Die katholischen Christen waren überzeugt, dass sie der Regierung Hitler staatsbürgerlichen Gehorsam leisten müssen. Man kann also nicht sagen, dass die Kirche sich grundsätzlich immer dem Mächtigen beuge und den Staat nur anerkenne, um seine Machtmittel für sich dienstbar zu machen. Nein, die katholische Kirche glaubt an die immerwährende Dauer des Staatsgedankens und der staatlichen Einrichtungen. Sie glaubt auch an die Vollmacht des Staates, an seine Souveränität; er hat keinen irdischen Gesetzgeber über sich, er besitzt die höchste und volle, von niemand überragte und von niemand einzuschränkende Autorität, nach Gott.

Der Zweck des Staates ist das Gemeinwohl. Es ist sein Lebensprinzip, dem er seinen Ursprung verdankt, das ihn im Dasein erhält und das der Maßstab für alle seine Herrschaftsakte sein muss. Die Sorge für das Gemeinwohl besteht darin, die Bedingungen zu schaffen, dass der Einzelne durch seine eigene Tätigkeit zu seinem Lebensziel gelangen kann. Das Gemeinwohl ist das notwendige Mittel, um das Wohl des Einzelnen zu erreichen. Es ist aber auch darüber hinaus ein Eigenzweck, der über den Sonderzwecken des Einzelnen steht. Der Staat hat um des Volkes willen ein Recht auf Dasein, auf Selbstbehauptung und auf Entfaltung. Die erste Aufgabe des Staates ist der Schutz nach außen. Der Staat hat das Recht auf Selbstbehauptung und auf Verteidigung gegen feindliche Angriffe; seinen Gliedern gegenüber hat er sogar die Pflicht dazu. Der Staat besitzt die Wehrhoheit, d.h. er hat das Recht, bewaffnete Streitkräfte aufzustellen und einzusetzen. Da gibt es eine bezeichnende Anekdote. Als Konrad Adenauer in den Jahren 1954 und 1956 die Wehrgesetzgebung in der Bundesrepublik einführte, da handelte er nach den Prinzipien der katholischen Staatslehre. Er wurde heftig angefochten. Im Bundestag saß damals noch der kommunistische Abgeordnete Renner. Bei der Debatte über die Wehrhoheit und die Einführung der Wehrpflicht rief er Adenauer zu: „Dann werden Sie General!“ Adenauer, der ja um Antworten nicht verlegen war, antwortete: „Dann müssen Sie vor mir strammstehen.“ Die zweite Aufgabe des Staates ist die Bewahrung der Ordnung und der Sicherheit im Innern. Das Mittel dazu ist der Aufbau und die Aufrechterhaltung der Rechtsordnung in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung. Der Staat soll ein Rechtsstaat sein, d.h. vom Recht bestimmt und begrenzt. Er zielt auf eine Friedensordnung durch das von ihm gewährleistete Recht. Die Freiheit der Bürger wird gesichert durch Teilung der Gewalten. Es ist eben entscheidend, dass man, wenn man sich von einer Gewalt belästigt sieht, sich an eine andere wenden kann. Man kann gegen Akte der Verwaltung die Gerichtsbarkeit anrufen, und im Notfall sogar die Verfassungsgerichtsbarkeit. Die Freiheit der Bürger wird auch gesichert durch Achtung der Menschenrechte und Bürgerrechte und durch den Gesetzesvorbehalt bei Eingriffen in die Freiheitssphäre des Einzelnen. Gesetze müssen gerecht sein, also jedem das Seine geben, die Belastungen angemessen verteilen. Gesetze sind dann recht und gerecht, wenn sie dem gerechten Recht dienen und es verbindlich machen. Ein Gesetz, das in grober Weise gegen die Gerechtigkeit verstößt, ist ungültig, ist gesetzliches Unrecht. Die dritte Aufgabe des Staates ist die Pflege von Wohlfahrt und Kultur. Der Staat ist Wohlfahrtsstaat, d.h. er betreibt soziale Fürsorge und Hilfsbereitschaft. Er garantiert also nicht nur Recht und Ordnung, nein, er greift gestaltend ein in die gesellschaftlichen Verhältnisse, um soziale Gerechtigkeit und Chancengleichheit herzustellen. Der Staat ist umfassend fürsorgend tätig, aber da natürlich auch bevormundend. Schutz wird immer durch Abhängigkeit bezahlt, insofern ist diese Vorsorge des Staates und seine Fürsorge auch eine Gefahr für die persönliche Freiheit. Es besteht die Gefahr, dass man die Sicherheit der Freiheit voranstellt. Der Staat ist, zweitens, Kulturstaat, d.h. er fördert die Kultur in materieller und geistiger Hinsicht: in Technik und Verkehr, in Kunst, Wissenschaft, Bildung und Erziehung. Kulturelle Entfaltung bedarf in erster Linie der kulturbildenden, schöpferischen Persönlichkeiten; sie ist auch unweigerlich von staatlichem Schutz, staatlicher Förderung, staatlicher Pflege

abhängig. Von dem Denker Gotthold Ephraim Lessing stammt das schöne Wort: „Die Ehre des deutschen Namens beruht auf der Ehre des deutschen Geistes.“ Ein treffliches Wort: Die Ehre des deutschen Namens beruht auf der Ehre des deutschen Geistes. Gefährlich wird die kulturelle Betätigung des Staates dann, wenn sie unter ideologischen Vorzeichen steht. Denken Sie an die unselige Sexualerziehung in der Schule. Hier werden die Kinder mit Anschauungen und Praktiken vertraut gemacht, die der katholischen Religion zutiefst entgegen sind. Nicht selten wurde die Macht des Staates über die Kultur benutzt, um die Wirksamkeit katholischer Bildungseinrichtungen zu untergraben. Denken Sie an den Kampf um die Bekenntnisschule; die Kirche hat den Kampf verloren.

Der Staat, die Staatsgewalt hat auch ihre Grenzen. Die erste Schranke der Staatsgewalt ist der Wille Gottes. Er gibt sich kund im moralischen Naturgesetz und in der übernatürlichen Offenbarung. Der Staat ist an den Willen Gottes gebunden wie der einzelne Mensch. Da stehen wir in einem ganz eklatanten Gegensatz zum Protestantismus. Der Protestantismus baut das Leben der Menschen und der Gemeinschaften auf zwei Säulen: auf das Gesetz und auf das Evangelium. In der Kirche soll das Evangelium herrschen, aber im Staat das Gesetz, und das Gesetz kann sich auch gegen das Evangelium wenden. Jetzt verstehen Sie vielleicht, warum der Staat nach evangelischer Ansicht richtig handelt, wenn er homosexuelle Lebensgemeinschaften zulässt. Hier müssen wir im Namen des Evangeliums widersprechen. Der Staat ist aber nicht befugt, über Begriff und Sache der Ehe zu verfügen. Das heilige Wort der Ehe meint nach Gottes Ordnung die rechtmäßige Verbindung eines Mannes mit einer Frau. Es ist ein Missbrauch, homosexuelle Verbindungen „Ehe“ zu nennen. Ein Staat, der die gleichgeschlechtlichen Gemeinschaften neben die Ehe geschlechtsverschiedener Personen stellt, verfehlt sich gegen die ihm obliegende Pflicht, sich an das Gesetz Gottes zu halten. Seit geraumer Zeit wird vom Staat verlangt, die Vorgänge um den Suizid, um die Selbsttötung, freizustellen; man soll gewerbsmäßige Beihilfe zum Selbstmord freigeben. Die zweite Schranke des Staates ist gezogen durch die natürliche Rechts- und Freiheitssphäre der menschlichen Persönlichkeit. Der Mensch, jeder Mensch besitzt natürliche Rechte: das Recht auf Leben, auf Gesundheit, auf Ehre, auf Eigentum. Es gibt unveräußerliche und nicht verwirkbare Grundrechte, die jedem Menschen – auch dem Kind und auch dem Verbrecher – zustehen. Der Staat in seiner Rechtsordnung hat diese Rechte zu respektieren. Es sind keine Konzessionen des Staates, sondern es sind Schranken, die Gott ihm gesetzt hat. Die dritte Schranke ist der Staatsgewalt nach Gottes Willen dadurch gezogen, dass neben dem Staat die Kirche besteht. Sie hat die Aufgabe, die Menschen zu ihrem übernatürlichen Ziele zu führen. Sie ist durch Ursprung, Zweck und Wirkungskreis eine selbständige, vom Staat unabhängige, vollkommene Gesellschaft. Sie steht nicht im Dienste des Staates, aber sie lehrt die Menschen die Regeln des Verhaltens, ohne die der Staat nicht bestehen kann. Der Staat, der die Freiheit der Kirche unzulässig einschränkt, wird nach allen Erfahrungen der Geschichte bald auch andere Freiheiten seiner Bürger beeinträchtigen. Alle Gewaltherrscher der Geschichte haben dem Wirken der Kirche Hindernisse in den Weg gelegt, weil sie der Anwalt der Schwachen war.

Das Volk ist nicht wehrlos gegen den Staat, der seine Macht missbraucht; es gibt ein Widerstandsrecht, also ein Abwehrrecht der Bürger gegenüber einer rechtswidrig ausgeübten Staatsgewalt mit dem Ziel, das Recht wiederherzustellen. Im Rechtsstaat – und wir meinen ja, dass wir in einem Rechtsstaat leben – darf Widerstand, wenn überhaupt, nur passiv in der Form der schlichten Verweigerung des Gehorsams und nur gewaltlos geübt werden – im Rechtsstaat. Anders liegen die Verhältnisse im Unrechtsstaat. Es gibt ein Notstandsrecht des Volkes. Es gründet in seinem Recht, in einem Staat zu leben, der das Gemeinwohl fördert. Wenn die Not des Volkes aufs Höchste gestiegen ist, wenn das öffentliche Wohl heillos zerrüttet ist, wenn alle gesetzlichen Mittel zur Wendung der Lage erschöpft sind, ist die Absetzung des Herrschers, ist die Änderung der Staatsverfassung sittlich gerechtfertigt. Bei der Ausübung des Notstandsrechtes sind freilich gewisse Voraussetzungen zu beachten. Erstens: Es muss sich um einen Akt sozialer Notwehr gegenüber einer verbrecherischen Obrigkeit handeln. Das ist besonders dann anzunehmen, wenn der Staat fundamentale Rechte der Menschen missachtet. Zweitens: Das Widerstandsrecht gegen die Staatsgewalt ist nur dann gegeben, wenn normale Rechtsbehelfe nicht wirksam sind. Widerstand kommt also nur subsidiär in Betracht, wenn alle anderen Mittel erschöpft sind. Drittens: Der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit muss gewahrt sein. Die angewandten Mittel (Ungehorsam, Gewalt, im äußersten Falle Tötung des Tyrannen) müssen in einer

angemessenen Beziehung zu dem angestrebten Zweck stehen. Wie weit der Widerstand gehen kann, hängt davon ab, wie stark das Unrecht der Staatsgewalt ist. In der Situation des Deutschen Reiches im Jahre 1944 konnte, wenn überhaupt, nur ein Attentat auf den Verbrecher an der Spitze zur Wiederherstellung der rechtlichen Ordnung führen. Viertens: Es muss begründete Aussicht auf ein Gelingen des Widerstandes bestehen. Wo diese fehlt, besteht die Befürchtung, dass die Verhältnisse nach dem Scheitern des Widerstandes noch schlimmer werden. Allerdings – und das müsste auch im Hinblick auf den 20. Juli 1944 gesagt werden – kann auch ein faktisch gescheiterter Widerstand einen sehr hohen moralischen Wert und insofern auch einen gewissen Erfolg haben. Fünftens: Der Widerstand Leistende muss die nötige Einsicht besitzen, um die Lage richtig beurteilen zu können. Fast zu allen Zeiten wurde die Ausübung des Widerstandsrechts an das Urteil der Klugheit geknüpft. Sechstens: Widerstand darf nur um des Rechtes, um der Wiederherstellung des Rechtes willen geleistet werden, nicht zur Befriedigung persönlicher Interessen, auch nicht – schon gar nicht – zur Erlangung der Macht. Siebtens: Eine Pflicht zum Widerstand kann es von Rechts wegen nicht geben, dadurch würde der Einzelne überfordert. Es kann sich allenfalls um eine Gewissenspflicht handeln, über deren Berechtigung auch allein das Gewissen zu befinden hat. Die Männer und Frauen des 20. Juli haben nach ihrem Gewissen gehandelt. Die katholische Lehre vom Staat, meine lieben Freunde, hat ihre Probe in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums bestanden. Sie ist im Willen Gottes begründet und der Natur des Menschen angepasst. Wo diese Lehre gilt, ist der Friede sichergestellt und die Freiheit der Menschen gesichert.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Christentum in Staat und Gesellschaft (2)

Unsere Aufgabe im Staat

05.07.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir uns vor Augen geführt, dass der Staat eine Einrichtung Gottes ist. Er hat die menschliche Natur so geschaffen, dass sie nur in einer staatlichen Organisation glücklich und wohltuend bestehen kann. Insofern ist Gott der Urheber des Staates; der Staat ist insofern etwas Göttliches, also eine göttliche Einrichtung, aber er ist den Menschen zur Ausgestaltung anvertraut. Die Menschen haben die Aufgabe, den Staat aufzubauen, seine Einrichtungen zu schaffen, und das ist ja auch in der ganzen Geschichte der Menschheit geschehen. Die Geschichte ist eine Geschichte des Staatenbauens, angefangen von ganz einfachen Formen bis hin zu komplizierten Gebilden. Die Versuche, einen Staat zu bauen, sind noch längst nicht abgeschlossen, sie halten noch immer an. Als Ergebnis menschlichen Könnens und menschlicher Leistung sind diese Staatenbildungen von verschiedenem Wert, aber auch von relativ gleichem Recht. Von Gott, vom Standpunkt des Christentums und der Kirche aus gesehen, sind alle Formen staatlichen Zusammenlebens in gleicher Weise zu werten. Welcher Art die staatliche Organisation auch sein mag, ob Despotie oder Demokratie, ob Monarchie oder Republik: vor den Augen Gottes, und also auch vom religiösen Standpunkt der Kirche macht das keinen Unterschied. Für unser Gewissen, für unser religiöses Leben besteht kein Grund, die eine oder andere Regierungsform vorzuziehen oder gar als allein möglich und erlaubt hinzustellen. Es können Gründe der Gewöhnung, der Erinnerung, der Pietät, natürlich auch der politischen Zweckmäßigkeit sein, die dazu einladen, eine bestimmte Form des Staates zu gestalten, aber das ist keine grundsätzliche und auch keine religiöse Gelegenheit und kann es auch niemals werden. Interessen der Seelen, der Kirche, des Gewissens können von jeder staatlichen Form gefördert oder gehemmt werden. Die Erfahrung zeigt, dass es kein Staatsgebilde gab, von dem die Kirche nicht zuweilen Unbill und Hemmung, zuweilen auch Förderung und Verständnis gefunden hat. Der große Staatsdenker Papst Leo XIII. hat geschrieben: „Wenn die Gerechtigkeit nicht verletzt wird, ist es den Völkern unbenommen, jene Regierungsform bei sich einzuführen, die ihrem Charakter oder den Sitten und Gewohnheiten von alters her am meisten entspricht.“ So Leo XIII. in seiner Enzyklika „Diu-  
turnum illud“.

Wir, die wir hier versammelt sind, stehen selbstverständlich zu unserem Staat und sind seiner Verfassung treu. Aber diese Staatsform ist weder die von Gott gebotene noch die einzig mögliche. Andere Länder leben in davon verschiedenen staatlichen Formen. Die skandinavischen Staaten gelten immer noch als Monarchie, freilich als konstitutionelle, also durch die Verfassung gebundene Monarchie. Die Engländer stehen mit seltener Einmütigkeit zu ihrem monarchischen System. Es gibt Kenner der Iberischen Halbinsel (Spanien und Portugal), die den politischen Systemen Francos und Salazars mehr Gerechtigkeit und größere Effizienz zusprechen als dem, was nachher kam. Die Meinung, allein die parlamentarische Demokratie sei geeignet, den Verfassungsrahmen für ein Volk abzugeben, ist von der christlichen Staatslehre her nicht zu rechtfertigen. Es ist eine ideologische Verirrung, wenn versucht wird in der internationalen Politik, allen Ländern den Parlamentarismus aufzudrängen. Ich sage

noch einmal, um nicht missverstanden zu werden: Wir stehen zu unserer Verfassung. Aber wir dürfen nicht blind sein für ihre Schwächen. Wir müssen auch die Gefahren dieser Staatsform sehen. In der parlamentarischen Demokratie herrscht das Prinzip der Mehrheit. Dieses Mittel, den politischen Willen zu bilden, ist nur erträglich, wenn die Mehrheit von heute durch die Opposition von gestern abgelöst werden kann. In den alten Demokratien wie England und Frankreich ist das so. Heute regieren die Konservativen, morgen die Labour, oder die Sozialisten in Frankreich oder, wie sie sich jetzt nennen, die Republikaner. Eine parlamentarische Demokratie, in der es nur linke Gruppierungen gibt, gerät aus dem Gleichgewicht. Diese Gruppierungen mit ihrem Übergewicht geraten in die Versuchung, den Staat als ihr Pachtgut anzusehen und ihre Ideologien zur Staatsdoktrin zu erheben. Auch eine parlamentarische Demokratie kann zur Diktatur werden. Wenn sich die herrschenden Kreise an kein überstaatliches Recht halten, sondern meinen, mit ihrer Mehrheit über alle Gegenstände des Lebens bestimmen zu können, auch über die Gott vorbehaltenen, usurpieren sie das Recht Gottes, ja, sie handeln, als gäbe es keinen Gott. Die Inhaber der Staatsgewalt müssen auf Gott, den Höchsten Herrn der Erde, hinblicken und ihn als Vorbild und Richtschnur in der Leitung des Staates im Auge behalten. „Die Sorge für die Religion“, hat einmal der große Staatsphilosoph Aristoteles geschrieben, „ist die erste Aufgabe des Staates.“ Der religionslose Staat wird zum sittenlosen Staat. Wo die Zehn Gebote nicht mehr gelten, da können zehntausend Staatsgesetze die Ordnung nicht aufrecht erhalten. Es kommt also darauf an, dass wir den Staat so formen, dass er seiner Aufgabe, das Gemeinwohl zu fördern, gerecht wird.

Am Anfang sind es immer wenige gewesen, die sich um die Staatsgeschäfte kümmerten, manchmal nur ein einziger, ein Despot. Aber im Laufe der Entwicklung hat sich der Kreis der Mitarbeiter ständig erweitert. Und heute ist es eigentlich unser Ideal, dass jeder einzelne Staatsbürger auch Träger des staatlichen Lebens ist, nicht bloß Gegenstand und nicht bloß Verfügungsmasse des Staates. Es ist also unsere Pflicht, am Aufbau des Staates mitzuarbeiten; wir dürfen nicht teilnahmslos und untätig beiseite stehen. Wenn sich die Besten nicht um den Staat kümmern, dann gerät er in die Hände der Unedlen. Natürlich sind unsere Möglichkeiten zur Teilnahme am öffentlichen Leben beschränkt, aber das Wenige, was möglich ist, das sollten wir tun. Man kann und soll sein Wahlrecht ausüben in den Gemeinden, im Land, im Gesamtstaat, denn durch die Wahl bestimmen wir ja die Personen, die an unserer Stelle dem Gemeinwohl dienen sollen. Man kann sich einer Partei anschließen, falls es noch eine gibt, die für ein christliches Gewissen erträglich ist. Man kann einer solchen Partei ideelle und materielle Hilfe leisten. Man kann sich an Abstimmungen beteiligen, wie sie im Internet immer wieder angeboten werden, z.B. zu der griechischen Schuldenkrise. Die Politiker können deren Ergebnisse nicht gänzlich unbeachtet lassen; sie sind ja ständig auf der Jagd nach Stimmen. Man kann an Demonstrationen teilnehmen, wie es unsere braven Glaubensgenossen in Baden-Württemberg tun gegen die fanatisch und ungerecht geplanten Erziehungsmaßnahmen der baden-württembergischen Regierung. Tausende gehen in Stuttgart auf die Straßen; und je zahlreicher sie sind, umso eher werden sie gehört werden. Man kann Briefe schreiben an die Zeitungen, an die Rundfunkstationen, ans Fernsehen, an die Politiker. Als Frau Merkel vor einigen Jahren unangemessene Bemerkungen über unseren Papst Benedikt XVI. machte, da erhielt sie ganze Waschkörbe von Briefen, von Protestbriefen.

Entscheidend für das Wohl und Wehe eines Volkes sind insbesondere die Menschen, welche in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung zu ihrem Teil die Geschicke des Volkes gestalten. Die Staatstheorie hat den Begriff der Aristokratie ausgebildet. Aristokratie heißt: Herrschaft der Besten. Sie werden mit mir übereinstimmen, dass das ein begründetes Ideal ist; wir möchten gern von den Besten regiert werden. Die Herrschaft sollte in der Hand von Menschen liegen, die bestimmte Eigenschaften und Vorzüge haben, die eine Elite darstellen. Unser Staat muss gewiss die Heimstätte für alle Menschen werden: für Edle und Unedle, für Redliche und Unehrlliche, für Gläubige und Ungläubige. Gewiss, aber ich bin besorgt, wenn Verächter des Christentums und Lebemänner die Zügel der Macht in den Händen halten. Es verursacht mir Unbehagen, an verantwortlicher Stelle im Staat notorische Ehebrecher und Bordellbesucher zu sehen. Man sagt, man müsse das öffentliche und das private Leben auseinanderhalten. Ich halte von dieser Unterscheidung wenig. Der Mensch lässt sich nicht teilen. Wer nicht ehrlich, selbstlos und treu im privaten Leben ist, wird er das sein im öffentlichen Leben? Wird der, der im privaten Leben mit dem Geld nicht umgehen kann, in öffentlicher Position sparsam

und verantwortungsvoll mit den Steuern der Menschen verfahren? Ich erinnere an ein Wort eines – zwar nicht beliebten, aber doch bedeutenden – Politikers Maximilian Robespierre. Mitten im Wüten der Französischen Revolution hat er gesagt: „Ich glaube nicht, dass ein schlechter Mensch ein guter Politiker sein kann.“

Wie alle menschlichen Dinge kann der Staat entarten. Gerade die besten Dinge auf unserer Erde sind der Gefahr der Entartung immer besonders ausgesetzt, und der Staat ist dieser Gefahr niemals entgangen. Denken Sie an die furchtbaren Gräueltaten der Geschichte: die endlosen Kriege, die Bürgerkriege, die Gewalttaten, die Unterdrückung, die geradezu dämonischen Aufstände gegen alles Göttliche und Geistige, die ja die Staatengeschichte prägen. Diese Entartung äußert sich in der Lossagung der Politik von den Gesetzen der Moral, in der skrupellosen Handhabung der staatlichen Machtmittel zugunsten des Eigennutzes bestimmter Gruppen; da wird der Staat dann zu einer Ausbeutung und Unterdrückung der großen Mehrheit der Staatsbürger. Nach außen äußert sich die Vergötzung des Staates in Gewalttaten, Überfällen auf andere Völker, nach innen in der Entrechtung des Individuums und der Persönlichkeit. Man spricht vom totalen oder totalitären Staat. Der totalitäre Staat regiert durch ideologische Manipulation, kontrolliert die Bürger bis ins Schlafzimmer, unterdrückt alle freiheitlichen Regelungen, verlangt totalen Gehorsam. Im Zeitalter der krisenanfälligen Massengesellschaft – in dem wir leben – bildet die ideologische Staatsvergottung als totalitäre Versuchung eine stete Gefahr. In dieser Lage gibt es nur einen einzigen Anwalt des Geistigen, des Religiösen, aber auch des Freiheitlichen, und das ist unsere Kirche. Sie wagt es, auch dem seine Rechts Grenzen überschreitenden Staat zu sagen: Es ist dir nicht erlaubt. So vorsichtig und abwägend die Kirche auch ist: Wenn es einmal darauf ankommt, wird sie sich immer wieder aufrufen und für die Unterdrückten, die Schwachen und die Rechtlosen, für die Persönlichkeit und für den Geist ihre Stimme erheben. Die Kirche mit ihrer scheinbaren Intoleranz, mit ihrer dogmatischen Gebundenheit und mit ihrer grundsätzlichen Unerbittlichkeit wird dann zum Schützer des Geistes, des Rechtes und der Liebe. Wehe der Menschheit, wehe dem Volke, das ganz und ausschließlich in die Hände des allmächtigen und zugleich gottlosen Staates gerät. Um dieser Gefahr willen dürfen wir katholischen Christen nicht nur als Christen, sondern auch als Menschen nicht die Hände in den Schoß legen, müssen mit unserer Anteilnahme unverdrossen am Aufbau des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens mitarbeiten, müssen immer wieder versuchen, die Maschinerie, zu der der Staat ja immer zu werden droht, dieser Maschinerie die Seele und das Gewissen und die Liebe einzuhauchen. „Was den Staat zum Staate macht, sind nicht die Mauern“, schreibt einmal der heilige Augustinus, „sondern was den Staat zum Staate macht, sind die Bürger.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Christentum in Staat und Gesellschaft (3)

Unser Volk

12.07.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ein Staat fordert als konstitutive Elemente ein Volk, ein Gebiet und eine Regierung. Volk ist nicht die Wohnbevölkerung, sondern hat eine historisch und kulturell bestimmte Eigentümlichkeit, die über aktuelle Befindlichkeiten hinausgeht. Volk ist dauerhaft durch ein gemeinsames kulturelles Erbe gekennzeichnet, durch zahlreiche Verwandtschaftssysteme zu einer unterscheidbaren historischen Einheit zusammengefügt. Der Begriff „Volk“ ist in der Zeit des Nationalsozialismus missbraucht worden, aber der Missbrauch hebt den legitimen Gebrauch nicht auf. Die heutige Politik vernachlässigt Begriff und Sache des Volkes in sträflicher Weise. Für viele Politiker scheint nicht mehr das eigene Volk zu zählen, sondern nur noch die Bevölkerung, die Menschen, die da zusammen wohnen. Die meisten unserer Politiker scheinen nicht mehr zu wissen, was ein Volk ist und was es von seinen Repräsentanten verlangt. Der Führung eines Volkes obliegt es nämlich, die positiven Werte des Volkes zu wahren, von Generation zu Generation zu fördern, alles Schädigende auszuschalten und zu beseitigen. Das Volk hat ein Recht, in seinem Bestand erhalten zu werden. Es gibt Reden deutscher Politiker, die jedes Verständnis vom Wert und vom Lebensrecht des deutschen Volkes vermissen lassen. Ein Volk, in dem die Särge die Wiegen überwiegen, ist ein sterbendes Volk. Aber diese Lage bekümmert viele unserer Politiker nicht. Sie sprechen offen aus, dass sie das Verschwinden des deutschen Volkes nicht bedauern würden. Jedes Volk hat auch ein Recht, sich vor Überfremdung zu schützen. Fremde, die sich nicht integrieren lassen, können das Volk zersprengen und seine Identität verletzen.

Gott selbst hat durch die Werkzeuge seiner Offenbarung das Wort vom Volk geheiligt. Er hat in Liebe und Freude, aber auch in schwerem Vorwurf und in bitterer Klage von einem Volk gesprochen, das sein Volk sein sollte. Über dieses Volk haben die Propheten Gottes Wunderbares und Erschreckendes gesagt. Sie haben die bis heute unübertrefflichen Vorbilder einer wahren Liebe zum Volke abgegeben. Der Apostel Paulus hat um sein Volk gebangt und geweint und gelitten. Er wollte lieber selbst vom Heil ausgeschlossen sein, als dass sein Volk verworfen wurde. Wenn er es nur erkaufen könnte mit seiner Verwerfung, so würde er die Verwerfung in Kauf genommen haben. Selbst Jesus Christus, der menschengewordene Sohn Gottes, wollte doch einem bestimmten Volke leiblich entstammen. Er hat für dieses Volk seine Lebensarbeit geleistet. Er hat die Menschen dieses Volkes sammeln wollen, wie man es bei den Tieren beobachtet, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt, aber sie haben nicht gewollt. In Christus war jeder Gedanke religiös, und so kann also auch nach seinem Beispiel die Liebe zum Volk nur etwas Heiliges und Religiöses sein. Es sind drei Merkmale, die ein Volk ausmachen:

1. die Abstammung,
2. das gemeinsame Gehen, der gemeinsame Weg und
3. das gemeinsame Werk.

Die gemeinsame Abstammung. Ein Volk ist eben wie eine Familie, die sich ausgebreitet und vermehrt hat. Wenn wir weiter zurückschauen, dann stellen wir fest, wie nahe wir alle miteinander verwandt sind, dass wir gemeinsame Vorfahren haben, und infolgedessen sind wir auch zusammengehörig. Eine gemeinsame Art, zu fühlen, zu empfinden, eine gemeinsame Art, sich zu freuen und sich zu betrüben, zu lieben und zu leben, eine solche gemeinsame Art ist mit der Volkwerdung gegeben. Die geistige Welt ist eng mit der leiblichen Abstammung verknüpft. Blutsverwandtschaft besagt auch Geistesverwandtschaft: eine Gleichheit in seelischer Haltung, eine Gemeinsamkeit der Intuitionen, der geistig schöpferischen Kräfte, ja auch der Frömmigkeit. Es hat einen guten Sinn von der deutschen Frömmigkeit zu sprechen, von der Volksfrömmigkeit. Das volkhafte Brauchtum spielt in das religiöse Leben hinein. Die Volksfrömmigkeit ist von ungeheurer Bedeutung. Sie ist die Hülle für das religiöse Leben, die Hülle für den Glauben. Wenn die Volksfrömmigkeit wegfällt, dann fällt auch alles andere bald hinterher. Die Volksfrömmigkeit ist eine Brücke vom Glauben zum Leben, eine Brücke von der Religion zum Leben. Ohne Volksfrömmigkeit verliert das religiöse Leben seine Wärme und seine Volksnähe. Volksfrömmigkeit ist also z.B. das Beten des Rosenkranzes, des Engel des Herrn, das Kreuzzeichen, der Kreuzweg, die fünf Wunden, die sieben Schmerzen, die Maiandachten; das ist Volksfrömmigkeit. Ausdruck der Volksverbundenheit ist aber auch die Sprache. Sprachen sind nicht nur Verständigungsmittel – eine Volkssprache könnte man ja auch ersetzen durch eine volksübergreifende Sprache wie etwa Esperanto –, nein, die Sprache ist aufgeblüht aus dem Charakter des Volkes. Die Sprache hängt eng zusammen mit der Abstammung. Sie ist etwas vom Herzen und von der Seele des Volkes. Die gemeinsame Muttersprache ist ein wirkliches Gleichnis auch gemeinsamer Geistesart und gemeinsamer Herzenswelt, ist das vollkommenste Mittel gegenseitigen Verstehens. Die Herkunft von gemeinsamen Vorfahren weckt verpflichtende Solidarität und lässt soziale Identitäten entstehen, und daraus ergibt sich unsere Pflicht zur Dankbarkeit, zur Dankbarkeit, dass wir diesem unserem Volke angehören, das uns nicht nur leiblich hervorgebracht, sondern auch geistig genährt hat, das beigetragen hat zum kostbarsten Besitz, den ein Mensch haben kann, nämlich zum Besitz von Erkenntnissen und Idealen.

Das zweite Band, das ein Volk umschlingt, ist der gemeinsame Weg, der Lebensweg, das gleiche Schicksal. Abstammung bedeutet vielfach auch eine Gemeinsamkeit des Lebensweges. So hat die Volksgemeinschaft also eine zweite Bedeutung, nämlich die Gemeinsamkeit des Weges. Das erleben wir ja bei einer Freundschaft. Wenn eine Freundschaft echt ist und andauert, und wenn sie den beiden oder mehreren Halt bietet, wenn sie unzerbrechlich ist, dann empfängt diese Freundschaft von gemeinsamen Freuden und Leiden einen starken Impuls. Das sehen wir ja auch an den Ehen, die gut zusammenhalten. Wo zwei Menschen nicht nur ein flüchtiges Jawort gegeben haben, sondern durch jahrzehntelanges gemeinsames Schaffen und Tragen zusammengewachsen sind, durch gemeinsames Freuen und durch gemeinsames Leiden. Etwas Ähnliches könnte und sollte zwischen den Volksgenossen, zwischen den Genossen des gemeinsamen Weges aufwachen. Erst recht wenn dieser Weg nicht nur durch Jahrzehnte, sondern durch Jahrhunderte führt. Diese Weggenossenschaft durch Jahrhunderte, diese gemeinsame Geschichte, dieses gemeinsame Schicksal in Zeiten der Blüte und der Drangsal ist das Stärkste, was die Glieder eines Volkes miteinander verbindet. Wir wissen, meine lieben Freunde, was in Deutschland in den Jahren von 1933-45 geschehen ist. Aber sagen wir nicht, das wäre das deutsche Volk gewesen, sondern: Das sind die Verführer des Volkes gewesen, die durch Täuschung und Druck die Menschen zu einer Haltung hineingezwungen haben, versucht haben, sie hineinzuzwingen, die verwerflich war. Wer diese Zeit erlebt hat – wie ich von Anfang an –, der kann nur sagen: Es war nicht das Volk, das sich schuldig gemacht hat, es waren Menschen aus dem Volke. Der lettische Ministerpräsident hat das deutsche Volk aufgefordert, nicht eine Canossa-Republik zu sein, also nicht fortwährend nur auf diese 12 Jahre zu schauen, sondern auf seine jahrtausendealte Geschichte. Wie recht hat er. Die Verbundenheit, die aus vergangenen Schicksalen erwachsen ist, vielleicht aus schweren und blutigen, aber auch aus großen und erinnerungsreichen Schicksalen, diese Erinnerung ist es, die in unserem Volke nicht untergehen darf. Und deswegen kann man sein Volk nicht wirklich lieben und ihm dienen, wenn man nicht auch seine Vergangenheit liebt. Eine der ältesten germanischen Sagen ist die Edda. In der Edda stehen die wunderbaren Sätze: „Enkel bist du! Siegen und Sorgen gestern Gewesener dankst du dein Dasein. Ahnherr bist du! Segen und Fluch fernster

Geschlechter hältst du in Händen.“ So die Edda. Wenn man schon so lange zusammen gewandert ist, aus fernen Jahrhunderten hinauf, durch viele Geschlechter hindurch, da kann man sich nicht leicht trennen. Man muss auf diesem Wege bleiben, muss auch die Schicksale der Zukunft miteinander teilen. Wir sind für alle Zukunft aufeinander angewiesen, d.h. wir müssen füreinander da sein, müssen unserem Volke dienen mit der Kraft, an der Stelle, in dem Berufe, wo wir stehen. Wir dürfen uns nicht eigensüchtig absondern oder herzlos den eigenen Nutzen suchen. Ich habe es immer bedauert, wenn ich von dem großen Komponisten Richard Strauss gelesen habe, wie wenig er seinem Volke zu dienen bereit war. Er besaß in Garmisch eine Villa mit 19 Zimmern, weigerte sich aber, auch nur eines abzugeben für die von den Bomben ihrer Heimat beraubten Menschen. Und was tat er nach dem Kriege? Er ging nach der Schweiz, wo er offenbar Geld aufgehäuft hatte, von dem er leben konnte. Das ist kein Dienst am Volke.

Wir sind aber auch, drittens, gerufen zu einem gemeinsamen Werk. Jeder Mensch hat seine Aufgabe, auch die Menschengruppen haben ihre Aufgabe, und auch das Volk hat seine Aufgabe; das Volk ist eine Werkgemeinschaft, es soll zusammen etwas bewirken. Es wird nicht immer leicht sein, anzugeben, welche Aufgabe Gott einem jeden Volke gestellt hat. Die Engländer jedenfalls sind überzeugt, dass ihre Insellage ihnen eine besondere Stellung gegeben hat. Und das deutsche Volk? Es lebt in der Mitte Europas. Sollte diese Lage nicht ein Hinweis auf die Rolle dieses Volkes innerhalb der europäischen Völker sein? Kann man es nicht verstehen als die Aufgabe, Mittler zu sein zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West, zwischen Slawen und Romanen, zwischen Germanen und Mediterranen? „Herz Europas sollst du, o Deutschland, sein!“, hat einmal der Graf von Stolberg gedichtet, „Herz Europas sollst du, o Deutschland, sein, gerecht und wahrhaft sollst in der Rechten hoch die Fackel heben, die der Wahrheit Strahl und die Glut des Gefühls verbreitet!“ Als typisch deutsche Eigenschaften galten einmal Ordnungsliebe, Zuverlässigkeit, Fleiß, Sauberkeit. Die Angehörigen anderer Nationen vertrauten deutschen Männern und deutschen Frauen wegen dieser Eigenschaften. Ist das auch in der Gegenwart noch so? Großbritannien (England) führte im Jahre 1887 mit den Worten „Made in“ die Herkunftsbezeichnung für Waren zum Schutze der heimischen Industrie ein. Die Absicht war, durch die Kennzeichnung deutsche Erzeugnisse zu diskriminieren. Das Ziel wurde nicht erreicht, im Gegenteil. Die Herkunftsbezeichnung „Made in Germany“ wurde zum geschätzten Markenzeichen deutscher Produkte. Fremde Völker waren sich gewiss, dass sie gute Ware bekamen, wenn darauf geprägt war „Made in Germany“.

Ein Volk ist eine Vielheit von Klassen, Ständen, Stufen. Nicht jeder hat die gleiche Aufgabe und die gleiche Stelle, aber der Gemeinschaftsgeist verlangt, dass jeder das Werk und die Besonderheit des anderen anerkennt und gelten lässt. Da ist nichts zu verachten. Ehrfurcht muss man haben, vor jedem, auch vor dem Geringen, auch vor dem Diener, Ehrfurcht vor ihrem Tun und vor ihrer Meinung. Wie weit fehlt es da noch? Wie geringschätzig werden manche Stände, manche Gruppen beurteilt. Nein, das Entscheidende ist doch, dass wir beitragen zum gemeinsamen Werk. Und was unseren eigenen Volksgenossen gegenüber gilt, das gilt auch den anderen Völkern gegenüber. Auch sie sind Werkgenossen, auch sie sind Berufene und Mitschaffende an dem Gottesgedanken, der ausgesprochen ist in der Gesamtheit der Völker. Ohne ihr Dasein und ohne ihr Mitschaffen würde das eigene Volk seinen Sinn nicht verwirklichen können. Die Auffächerung der Menschheit in Völker liegt im Zuge natürlicher Entfaltung. Volk ist das vereinigte Ergebnis ursprünglicher Schöpfung, schicksalhafter Prägung und eigenwilliger und fremdwilliger Formung. Jedes Volk soll seine eigenen Gaben und Werke zum Reifen bringen und dadurch zur Erfüllung der vielgestaltigen Schöpfung beitragen. Jedes Volk hat auch Anspruch auf Ehre und Anerkennung und Eigengestaltung, auf entsprechenden Siedlungsraum und die notwendigen Wirtschaftsgüter, auf Gleichberechtigung, auch wenn es noch so klein ist – wie die Slowaken meinetwegen. Die Völker sind ungleich im Bezug auf ihre natürliche Begabung und Leistung, aber wertvoll sind sie alle. Jedes Volk kann von anderen Völkern lernen. Die Eigenschaften und Fähigkeiten, die einem Volk abgehen, kann es von einem benachbarten Volk absehen. Man denke an die Leidensfähigkeit des russischen Volkes. Unsere Soldaten waren voll des Staunens über die ungeheure Fähigkeit russischer Frauen und Männer, Leiden zu ertragen. Oder denken wir an die Bedürfnislosigkeit des polnischen Volkes. Als unsere Soldaten nach Polen kamen, haben sie manchmal erlebt, wie die Menschen mit den Tieren in einem Raum hausten, aus Armut. Der Gemeinschaftsgeist

eines echten und rechten Volksdienstes verlangt, dass wir die nationalen Gegensätze, die Klassen- und Standesunterschiede hineinnehmen in die Gemeinsamkeit, die uns alle verbindet. Nicht die Betonung des Trennenden, sondern des Gemeinsamen schafft uns zu einem wirklichen Volk. Die Ausschließung derer, die anderes Blut, andere Sprache, andere Farbe, andere Bildung haben, wirkt der Gemeinschaft entgegen; sie macht eng, klein und gehässig. Der Dienst am Volke besteht nicht in aufhetzenden und aufregenden Reden, sondern in stiller Arbeit, in der Arbeit am Allernächsten und mit dem Nachbarn. Wie einer sein Volk liebt, und wie einer zu seinem Volke steht, das erkennt man daran, wie er auskommt mit den Menschen, die im gleichen Häuserblock wohnen, die über die gleiche Stiege gehen, die an der gleichen Maschine stehen oder im gleichen Büro wirken.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Christentum in Staat und Gesellschaft (4)

Das Recht Gottes

19.07.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Familie ist die Urgemeinschaft und das Urbild jeder Gemeinschaft auf Erden, denn sie ist schon von Natur aus auf das Schenken und Empfangen angelegt. Ein Strom des Lebens fließt von den Eltern zu den Kindern und von den Kindern zurück zu den Eltern. Aber wo dieses naturhafte Schenken und Empfangen aufhört, da tritt ebenso naturhaft der Kampf an seine Stelle. Wo die Menschen einander nichts mehr zu schenken haben, da stehen sie einander im Wege, da sind sie Konkurrenten. Was musste erst werden, als die Menschen aufeinander losgingen. Einer der ersten Menschen hat seinen Bruder auf einsamem Felde erschlagen. Die Menschen stehen einander tatsächlich oft genug im Wege, sie sind Rivalen in ihrem Lebenswillen, in ihrer Lebensart, in ihrem Lebensgenuss, in ihren Lebensgütern. In der Tierwelt wird dieser Kampf unerbittlich ausgetragen. Soeben geht die Meldung durch die Presse: Die australische Regierung will Tausende, nein, Millionen von den dreißig Millionen wilden Katzen in Australien töten. Denn diese wilden Katzen zerstören das natürliche Gleichgewicht unter den Tieren. Sie haben schon 27 Säugetierarten ausgerottet, und weitere stehen in Gefahr. So ist es im Tierreich. Unter den Menschen soll es nicht so sein, denn der Mensch ist unendlich mehr als das stärkste und prachtvollste Tier. Die Spannung, die zwischen den Menschen besteht und die man nicht auflösen kann, diese Spannung soll mit geistigen Mitteln ausgetragen werden. Die Gemeinschaft, zu der der Mensch berufen ist, soll den brutalen Kampf ums Dasein, ums Brot, ums Geld, um die Macht ausschalten, unterbinden und überwinden. Und deswegen steht am Wege des Menschen, am Wege der Gemeinschaft eine Tafel, und auf dieser Tafel steht geschrieben: Du sollst nicht töten! Dieses Gebot ist kurz und knapp, aber unabsehbar in seinen Auswirkungen. Es bedeutet nämlich, dass an die Stelle der Gewalt das Recht treten soll, an die Stelle des Kampfes mit Zähnen und Krallen der Ausgleich und das Gleichgewicht des Rechtslebens. Der Weg der Menschen soll von der physischen Gewalt zu dem geistigen Werkzeug des Rechtes führen. Es soll ein Weg von der Tierähnlichkeit zur Gottähnlichkeit sein, denn Gott selbst hat die erste und fundamentalste Schranke des Rechtes aufgerichtet und damit das Rechtsleben zu einer grundsätzlichen, göttlichen und gottgewollten Einrichtung gemacht. Du sollst nicht töten! In diesem Gesetz ist das Menschenleben zu etwas Unverletzlichem und Heiligem erklärt worden. Gott hat das Leben, das er ja gegeben hat, sich selbst als sein eigenes göttliches Recht vorbehalten. Es darf nur von Gott und nach göttlichem Willen darüber verfügt werden. Kein Mensch darf aus persönlicher Willkür, aus Leidenschaft, aus Laune, aus Eigennutz dieses Recht antasten, weder an sich noch an anderen, und wäre es auch das gebrechlichste, nutzloseste, ärmlichste Leben, und wäre es auch das Leben eines Menschleins im Leibe der Mutter. Gott hat eine zwar unsichtbare, aber sehr wirkliche Mauer um jedes Leben gebaut, eine tatsächliche Beschirmung, mit der er sich vor jedes Menschenleben stellt. Wer ein Menschenleben angreift, der greift Gott selbst an, der schiebt Gott beiseite, der stößt eine göttliche Ordnung und eine göttliche Wirklichkeit um. Wer ein Menschenleben freventlich angreift oder einreißt, der zerstört mehr als ein

armes, einzelnes Leben, der reißt eine Gottesordnung nieder, eine Wirklichkeit, die Gott aufgebaut hat, der schlägt eine Wunde, die bis hinauf zu Gott blutet. Nicht dass dieses einzelne Menschenleben verschwindet ist das Schreckliche, sondern dass ein Unrecht geschieht, dass Gott selbst, der Inbegriff und der Hort alles Daseins, angegriffen wird. Das Recht, das Gott um den Menschen legt, ist nicht bloß das Recht auf das bloße Dasein, es schließt alles ein, was zur Erhaltung, zur Entfaltung und zur Zielsetzung des Menschenlebens notwendig ist. Also auch die Ausbildung des Menschen, seine Tätigkeit, sein geistiges Dasein, sein Wirken wird durch dieses Gebot umhegt von unsichtbaren, aber unendlich starken Gittern, die wir gelten lassen und anerkennen müssen.

Mit dem Recht ist hier das göttliche, das gottgegebene Recht an erster Stelle gemeint. Das menschliche Recht nur insoweit, als es Ausdruck des göttlichen Rechtes ist, als es seiner Ausführung dient, ihm jedenfalls nicht widerspricht. Das göttliche Recht ist entweder das Naturrecht, das sittliche Naturgesetz, oder das positive Offenbarungsrecht. Von diesem Recht sagt Friedrich Schiller: „Gott ist überall, wo man das Recht verwaltet.“ Deswegen müssen wir an erster Stelle an das Recht glauben, an die Berechtigung, an die Notwendigkeit, an die Heiligkeit des Rechtes glauben. Recht muss Recht bleiben. An das Recht glauben muss der Einzelne, muss die Gesellschaft, muss der Staat. Das Recht ist ja an sich machtlos; von Natur herrscht die Gewalt, aber die Gewalt muss nun zum Recht hinübergehen, muss das Recht sich aneignen, sodass mittels der Gewalt das Recht herrsche. Das ist das Problem der Staatskunst. An das Recht glauben heißt: das Unrecht über alles verabscheuen. Darum hat Gott in unseren Herzen einen Instinkt, ein unausrottbares Gefühl eingesenkt, nämlich das Gefühl für das Rechte, für die Gerechtigkeit und ebenso einen naturhaften Drang, einen naturhaften Abscheu vor dem Unrecht. Unter den geistigen Instinkten ist dies der stärkste, gerade im gesunden Menschen, und darum auch im Kinde. Meine lieben Freunde, wer ein Kind am tiefsten beleidigen will, wer ein Kind sich hoffnungslos entfremden will, der braucht ihm nur Unrecht zu tun; dass verwindet ein Kind nie.

Der Sinn für Gerechtigkeit war auch in unserem Volke in jenen verhängnisvollen zwölf Jahren des 20. Jahrhunderts. Ich habe diese Zeit erlebt und mich immer gegen den Vorwurf gewehrt, das Volk habe alles widerspruchslos und teilnahmslos hingenommen. Das ist nicht der Fall. Der bayerische Jurist Löw hat in mehreren Büchern den unwiderleglichen Nachweis geliefert, dass die Mehrheit des deutschen Volkes das Unrecht, das vor seinen Augen geschah, nicht gebilligt hat. Als im November 1938 jüdische Gotteshäuser brannten, da haben die allermeisten Menschen Scham und Widerwillen empfunden. Sie ahnten: Ein Regime, das so mit den heiligen Stätten einer Minderheit umgeht, das kann keinen guten Ausgang nehmen. Es mochte den Deutschen der damaligen Zeit in den Sinn kommen, was der Philosoph Euripides einmal ausgesprochen hat: „Noch nie war einer glücklich, welcher Unrecht tat. Das Heil der Hoffnung bleibt den Gerechten nur.“ Noch nie war einer glücklich, der Unrecht tat. Das Heil der Hoffnung bleibt den Gerechten nur. An das Recht glauben, heißt ferner, nicht an die Gewalt glauben, sondern an den Geist, nicht an die Kraft der Muskeln, sondern an die Ordnung der Vernunft, nicht an die Brutalität der Kanonen, sondern an die Feinheit und Größe des Gedankens und des Ideals. Was die menschliche Gesellschaft menschenwürdig macht, das ist nicht die brutale Stärke, sondern die geistige Weisung. Wenn sie gedeihen und blühen soll, dann müssen ihre Glieder sich um die Erhaltung und Durchsetzung des Rechts bemühen. An das Recht glauben heißt auch, dass wir nicht die Gewalt für schöpferisch halten, für lebendigmachend, für lebensfördernd, für menschenwürdig. Niemals kann die Gewaltanwendung an sich eine Sache wirklich voranbringen, wenn sie nicht im Bunde mit dem Recht ist. Hilfreich kann Gewalt nur sein, wenn sie im Einklang mit Gottes Recht ausgeübt wird. Gewalt ohne Recht kann zerstören, aufbauen kann sie nicht. An das Recht glauben heißt auch: an den Sieg des Rechtes glauben. Gewiss wird das Recht in unserer Welt der Mechanik, des Stoffes sich nicht immer durchsetzen. Auch der Geist, auch das Genie, auch die Heiligkeit setzen sich gegen physische Gewalt nicht immer durch. Auch die größten Seelen unterliegen oft gegen die Gemeinheit im Bereich des äußeren Lebens. Aber, meine lieben Freunde, das ist kein wirkliches Unterliegen. Der Martyrer, der für den Geist, für die Idee, für den Glauben sein Leben lässt unter den Zähnen von Tigern oder unter den Händen von Menschen, dieser Martyrer ist kein Besiegter; er ist ein Sieger. Der Mensch, der unter den Schlägen des übermächtigen Unrechts zusammenbricht, ist und bleibt der Überlegene, nicht in der Einbildung, sondern in der Welt Gottes, in der Wirklichkeit, in der Gott lebt. Und deswegen betet die Kirche auch an den Festen der Martyrer: „Die

Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand. Der Bösen Folterwerkzeug kann sie nicht erreichen. Sterbende waren sie in den Augen der Toren; sie aber weilen im Frieden.“ Der zwölfjährigen Maria Goretti versetzte der Unhold, dem sie sich verweigert hatte, 15 Messerstiche. Bevor sie starb, bevor sie ihre Seele dem Schöpfer zurückgab, verzieh sie, deutlich und vernehmbar, ihrem Mörder. Deswegen feiern wir die ungerecht Getöteten, schauen zu ihnen auf, rufen sie an und streben nach ihrer Nachfolge.

An den Sieg des Rechts glauben heißt auch: nichts vom Unrecht erwarten, auch wenn es alle Gewalt und Übermacht besitzt: „Unrecht Gut gedeihet nicht“, sagt das Volkssprichwort. Hitler betrieb innere und äußere Politik mit Brutalität und Unmenschlichkeit, mit Lüge und Täuschung; es schien ihm alles zu gelingen. Einige Jahre eilte er von Sieg zu Sieg, Überfälle und Unterdrückung prägten seinen Weg. Nach der raschen Niederwerfung Polens wurden viele Bewohner deportiert, enteignet, drangsaliert, ein Teil der Intelligenz: Professoren, Priester, Ärzte wurden getötet. Der deutsche Admiral Canaris beobachtete diese Schrecken mit eigenen Augen. Und er hat damals das unvergessliche Wort gesprochen: „Ein Krieg, der mit Hintansetzung jeglicher Ethik geführt wird, kann niemals gewonnen werden. Es gibt auch eine göttliche Gerechtigkeit auf Erden.“ In der äußeren Welt, in der Sinnenwelt, draußen also am Rande der Welt, da gedeiht das Unrecht freilich oft allzu gut. Aber drinnen, im Herzen allen Seins, da wo die Entscheidungen fallen, da wo Gott lebt, dort ist das Unrecht ein ewiger Verlust, ein Ruin. Und darum ist es töricht und Zeichen eines kleinen und kurzsichtigen Geistes, den Boden des Rechtes irgendwie, auch nur um Haaresbreite, zu verlassen. Christus, der Herr, gebot uns, so unbedingt an den Bestand und den Sieg des Rechtes zu glauben, dass wir lieber Unrecht leiden als Unrecht tun sollen. Lieber sollen wir auch noch die linke Wange dem Schläger hinreichen, als selber zu ungerechten Schlägen ausholen. Lieber sollen wir auch noch den Mantel preisgeben, als das Kleid um den Preis einer ungerechten Tat zurückholen. Diese Sätze der Bergpredigt sind nicht bloß ein Rat für Heilige, sondern ein Urgebot der Menschlichkeit überhaupt. Das Recht, das göttlich gesetzte, unsichtbare und doch ewigkeitsbeständige Recht ist das einzige Fundament, das einzige unentbehrliche Fundament menschlichen Zusammenseins, menschlichen Fortschritts, aller menschlichen Kultur und alles Gottsuchens. Und deswegen sagt Christus: „Wer auf diesem Fundament sein Haus baut, der hat es auf Felsen gebaut und nicht auf Sand. Die Stürme brausen, die Wasser tosen, aber das Haus stürzt nicht ein, denn es ist auf Fels gebaut.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Christentum in Staat und Gesellschaft (5)

Das Recht schützen und schaffen

26.07.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten am vergangenen Sonntag versucht, uns Nutzen und Notwendigkeit des Rechtes vor Augen zu führen. Wir sollen von Nutzen und Notwendigkeit des Rechtes überzeugt sein. Das war der erste Satz, den wir uns merken wollen, der zweite lautet: Wir sollen das Recht schützen. Denn das Recht ist immer gefährdet. Die Gefahren erheben sich in unserem eigenen Inneren: die Selbstsucht, die Laune, die Willkür, die Begierde, die Leidenschaft; das sind die Feinde des Rechtes. Vor diesen Feinden ist das Recht nur sicher, wenn uns das Rechtsbewusstsein prägt, wenn uns das Recht in Fleisch und Blut übergeht, jedem einzelnen und auch der Gesamtheit. Es muss die Überzeugung bestehen, dass das gerechte Recht nicht verletzt werden darf. Recht muss Recht bleiben. Dieses Durchdringensein vom Recht ist in manchen Gebieten schon weit fortgeschritten, z.B. in den Sportregeln oder in den Spielregeln. Aber in den viel wichtigeren Gebieten, da, wo das Recht die Achtung vor den Gesetzen der Biologie, der Wirtschaft, der Politik und des Sozialen fordert, da ist noch ein weiter Rückstand in der Beobachtung des Rechtes. Es gibt eine gemeinsame Verantwortung für das Recht, eine gemeinsame Pflicht füreinander, dem Recht zu seinem Recht zu verhelfen. Wir müssen die Kinder erziehen, aber auch die Erwachsenen; und diese Erziehung für die Erwachsenen vollzieht sich auch in der Form des Strafrechtes. Es gibt ein Strafrecht, das die Folgen des Rechtsbruches ahndet. Ein Recht, das den Rechtsbrecher fühlen und lernen lässt, dass es nicht gleichgültig ist, ob man sich dem Recht fügt oder nicht. Wenn eine Rechtsnorm vorhanden ist, eine Verbotsnorm aufgestellt wird, dann muss auch Vorsorge getroffen werden für den Fall, dass diese Norm übertreten wird. Das Strafrecht ist nicht Rachsucht, als ob sich der Staat für Verbrechen rächen wollte. Es ist aber auch keine Anmaßung des göttlichen Rechtes, als ob der Mensch den Rechtsbruch durch Strafe wiedergutmachen könnte. Nein, es bedeutet Erziehung, Erziehung zum Recht, Erziehung für Unmündige, Schwache und Böswillige. An der Strafe muss der Mensch inne werden, dass er für die Folgen seiner Tat einstehen muss.

Das Strafrecht ist ein Teil der Rechtsordnung. Es setzt die Merkmale des verbrecherischen Handelns fest und knüpft daran eine Rechtsfolge. Als Aufgabe des Strafrechts gilt es, die elementaren Werte des Gemeinschaftslebens zu schützen. Welche diese sind, darüber besteht in unserem Volk keine Einigkeit. In den letzten Jahrzehnten hat sich der Gesetzgeber fortwährend von dem Grundsatz getrennt, dass das Strafrecht erzieherisch wirken soll. Infolgedessen wurden lästige Tatbestände im Strafrecht abgeschafft, vor allem im Bereich des Sexualstrafrechtes. Bis etwa 1962 sah man es als Aufgabe des Strafrechts an, die guten Sitten zu prägen und zu erhalten – die guten Sitten. Heute ist man davon abgekommen. Das Strafrecht soll nicht mehr einen moralischen Standard durchsetzen, sondern es soll lediglich die Gesellschaft vor Störungen und groben Belästigungen schützen. Das ist ein gewaltiger Paradigmenwechsel! Als sozialschädlich sieht man heute z.B. nicht mehr den Ehebruch an, nicht mehr die Homosexualität, nicht mehr die Unzucht mit Tieren. Bald wird es soweit sein – und man hört schon die ersten Stimmen –, dass auch der Inzest, die Blutschande, der Beischlaf zwischen Ver-

wandten nicht mehr strafrechtlich relevant sein soll. So weit sind wir gekommen. Welche Verirrung! Die Strafe soll die Größe und Schwere des Rechtsbruches ahnden lassen. Man kann nicht sagen, dass der Gesetzgeber sehr einfallsreich ist, wenn er Strafen verhängt. Praktisch haben wir ja nur noch Geld- und Haftstrafe. Die Todesstrafe ist abgeschafft. Es kann Zeiten geben, in denen sie nicht entbehrt werden kann. Gewiss, wir sollen darauf hinarbeiten, dass die massiven Körperstrafen ersetzt werden durch andere, aber gerade um des Rechtes willen kann es notwendig sein, zu Zeiten und bei bestimmten Fällen auch die Todesstrafe anzuwenden. Die Kirche hat niemals gesagt, die Todesstrafe ist von Gott verboten.

Das Recht, das Gott gesetzt hat, besitzt eine gewisse Erzwingbarkeit. Wir sind verpflichtet, seine Erfüllung von dem einzelnen zu erzwingen, soweit diese Erfüllung notwendig ist, notwendig für unser Menschsein, für unser gemeinschaftliches Menschsein, für unser menschenwürdiges Leben. Das Strafrecht ist ein notwendiger Schutz für den Rechtswilligen und schließt somit das Recht der Notwehr ein; Recht der Notwehr für den einzelnen, aber auch Recht der Notwehr für ein ganzes Volk. Ein Volk, das sich in seinem Leben, in seiner Existenz, in seinen höchsten Werten bedroht sieht, darf zur Abwehr mit Waffengewalt schreiten. Das ist kein Ersatz des Rechtes durch die Gewalt, sondern das ist die Ausübung eines höheren Rechtes gegenüber einem niederen. Aber auch im Kriege, meine lieben Freunde, darf das Recht nicht schweigen. Es gibt ein Kriebsrecht, ein Völkerrecht des Kriebses. Dieses Kriebsrecht schafft Rechte und Pflichten ohne Rücksicht darauf, wer der Angreifer und wer der Angegriffene ist. Die Normen des Kriebsrechts sollen den Krieg so eindämmen und lenken, dass die menschlichen Leiden – von denen er ja notwendig begleitet ist – möglichst gemildert werden. In diesem Sinne ist das Kriebsrecht humanitäres Recht. Teile des Kriebsrechts sind von den Völkern kodifiziert worden, so in der Haager Landkriebsordnung von 1907 und in der Genfer Vereinbarung von 1949. Die kriebsrechtliche Grundregel lautet: Kriebshandlungen dürfen nur gegen militärische Objekte gerichtet werden. Kriebshandlungen dürfen nur gegen militärische! Objekte gerichtet werden, d.h. wir sehen, wie völkerrechtswidrig es war, wenn die Alliierten im letzten Kriege die Städte mit Bombentepichen überzogen. In einer Nacht sind in Hamburg 42 000 Zivilisten getötet worden.

Der dritte Satz des Rechtes lautet: Wir sollen das Recht schaffen. D.h. Gott hat uns nur die Anlage zum Recht gegeben, die Umrissse des Rechtes festgelegt. Wir sollen diese Anlage ausbauen und die Umrissse gestalten. Es gibt also nicht nur ein göttliches, es gibt auch ein menschliches Recht, ein von Menschen geschaffenes, aber von Gott gewolltes Recht: ein Staatsrecht, ein Völkerrecht, ein Kirchenrecht. Auch darin liegt ein Stück unserer Gottähnlichkeit, dass wir aufgerufen sind, das Recht zu schaffen. Diese schöpferische Tätigkeit soll den Bereich der Willkür, der Rücksichtslosigkeit, der Leidenschaft immer weiter zurückdrängen und den Bereich der vernunftgemäßen Ordnung des Lebens und des Zusammenlebens immer mehr ausdehnen. Dadurch soll unser Leben gefestigt, gesichert und geschützt werden. Ja, das ist es, meine lieben Freunde, das Recht ist der Schutz des Schwachen. Die schmalste Rechtsposition ist besser als die Willkürherrschaft. Wer sich auf ein Recht, und sei es noch so klein, stützen kann, der ist nie ganz verlassen. Wir Ostdeutschen haben es erlebt, was es heißt, rechtlos zu sein. Als die Rote Armee nach Schlesien kam, da waren wir Freiwild. Ich habe es erlebt, dass mir ein russischer Offizier auf offener Straße Ohrfeigen austeilte. Das Recht kann auch nicht ersetzt werden durch die Liebe. Es ist vergeblich, auf Liebe und Barmherzigkeit zu bauen, wenn kein Rechtsboden vorhanden ist. Erst muss einmal jedem sein Recht werden, dann kann die Liebe sich darüber hinaus erheben.

Unser Staat ist ein Rechtsstaat, d.h. seine Tätigkeit wird vom Recht bestimmt und begrenzt. Das staatliche Recht gibt dem gesellschaftlichen Leben Maß und Form. Unsere Kirche ist eine Rechtskirche, d.h. ihre Verfassung ist rechtlich strukturiert. Die Grundlage ihrer Struktur ist das durch die Offenbarung gesetzte göttliche Recht. Dass es also eine Hierarchie gibt, dass die Sakramente an bestimmt Voraussetzungen gebunden werden, das ist göttliches Recht. Es gibt auch in der Kirche ein menschliches Recht. Soeben haben wir einen Fall erlebt, in dem sich der Rechtscharakter der Kirche bewährt hat. Der Pfarrer Spätling hat bei einer Demonstration der „Pegida“, die sich gegen Überfremdung wehrt, eine Ansprache gehalten. Was tat der Bischof von Münster? Er entzog ihm die Predigtvollmacht. Er sollte künftig nicht mehr predigen dürfen, weil er diese Ansprache gehalten hatte. Der Pfarrer Spätling wandte sich an den Heiligen Stuhl. Und siehe da, die Kongregation für den Klerus hat

das Verbot des Bischofs von Münster aufgehoben, es sei unverhältnismäßig, der Bischof sei zu weit gegangen. Das ist etwas Wunderbares, dass hier einmal ein kleiner Feld-, Wald- und Wiesenpriester von höchster Warte sein Recht bekommen hat. Das Recht schützt eben das Vertrauen des Staatsbürgers und des Kirchengliedes. Es schützt das Vertrauen in die Rechtmäßigkeit der ihn umgebenden rechtlich bedeutsamen Verhältnisse. Man spricht von Rechtssicherheit. Sie garantiert dem einzelnen die gleiche rechtliche Wertung gleichartiger Fälle, sie garantiert die Vorausschbarkeit der Rechtsfolgen, sie garantiert die Durchsetzung der von den amtlichen Organen getroffenen Entscheidungen.

Mit fortschreitender Kulturhöhe sollte das Zusammenleben der Menschen immer mehr vom Recht und nicht von kriegerischen Auseinandersetzungen bestimmt sein. Wir hoffen, dass wenigstens in Europa der Krieg nicht mehr als ein Mittel der Notwehr angesehen wird, denn der Krieg kann heute das Werkzeug der Vernichtung ganzer Völker sein. Die Kriege müssen von innen heraus aufhören, weil das Recht zum Krieg erloschen ist, weil die Kriege aufhören, Rechtsmittel der Notwehr zu sein, weil sie den Charakter verlieren, der ihnen einzig als Rechtfertigung dienen kann. Wir sind selbstverständlich friedensbereit, friedenswillig und friedensfördernd. Wir wollen, dass die Gesinnung der Rechtsbeugung des Hasses und der Gewalt, der Willkür und des Eigennutzes immer mehr zurückgedrängt, ja, ausgerottet wird im Verkehr mit unseren einzelnen Nebenmenschen und im Verkehr mit den Völkern. Aber, meine lieben Freunde, wir können die Augen vor der Wirklichkeit nicht verschließen. Es sieht nicht danach aus, dass diese Achtung vor dem Recht sich überall durchsetzt. Man hat vielmehr den Eindruck, dass die ungerechte Gewalt zunimmt und sich ausbreitet. Die Menschheit ist noch lange nicht bei der Achtung vor dem Recht angelangt. Viele, allzu viele bauen noch auf Gewalt und auf Terror. Die Islamisten schießen mit Maschinenpistolen die Badegäste in Tunesien zusammen, sie reißen in Bagdad mit Dynamittonnen Hunderte in den Tod. Der unerhörte Kampf der Islamisten, des militanten Islam ist eine Bedrohung für die ganze Menschheit. Zehntausende, Hunderttausende fliehen, werden aufgenommen von uns. Aber viel wichtiger wäre es, die Ursachen dieser Flucht zu beseitigen, in den Ländern, aus denen die Asylanten kommen, das Recht durchzusetzen und die Rechtsbrecher zur Verantwortung zu ziehen. In den Heimatländern der Geflohenen, da muss Ruhe und Ordnung hergestellt werden, müssen Gewalt und Rechtlosigkeit ausgeschaltet werden. Recht ohne Macht ist wehrlos. Das Recht muss stark sein, muss sich mit der Macht verbünden, wenn es sich durchsetzen soll und wenn es der Schutz der Wehrlosen sein soll. Es muss das Ziel der Menschheitsgemeinschaft sein, Institutionen zu schaffen und Unternehmungen ins Werk zu setzen, die auf dem Boden des Rechts mit den Mitteln ausgerüstet sind, die Rechtlosen zu schützen und die Rechtsbrecher niederzuwerfen. Auch dazu hat Gott das Recht vorgesehen. „Gottes Reich“, heißt es im Psalm 119, „Gottes Reich ist ein Reich, in dem man das Recht lieb hat.“ Gott ist überall, wo man das Recht verwaltet.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Leitung der Kirche durch den Heiligen Geist

02.08.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor wenigen Tagen besuchte mich eine Dame. Die erste Frage, die sie an mich stellte, lautete: „Glauben Sie an die Leitung der Kirche durch den Heiligen Geist?“ Diese Frage kann ich nur dahin beantworten, dass ich sage: Wenn ich nicht an die Leitung der Kirche durch den Heiligen Geist glaube, würde ich sogleich meinen Kirchenaustritt erklären. Ich zahle keine Kirchensteuer für eine Gemeinschaft, die nicht im Besitz des Heiligen Geistes ist. Die Kirche selbst ist davon überzeugt, dass sie immerfort unter dem maßgebenden Einfluss des Heiligen Geistes steht und dass sie alles, was sie unter seinem Antrieb tut, im Heiligen Geiste vollbringt. Freilich muss man erklären, was die Leitung des Heiligen Geistes bedeutet; man muss sich vor allem vor übertriebenen Vorstellungen bewahren. Denn die Kirche besteht aus Menschen, und es braucht die Klarstellung, wie sich menschliches Verhalten und Einwirkung des Geistes miteinander vertragen. Das Christentum ist das Ergebnis der Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Er ist in die Welt gekommen, um der Welt Zeugnis von der Wahrheit zu geben. Die Wahrheit des Christentums ist zusammengefasst im Sein und im Wirken Jesu Christi. Der Heilige Geist erinnert an Christus, er sorgt dafür, dass die Christenheit die Erinnerung an ihn nicht vergisst – diese Gefahr besteht nämlich. Es gibt evangelische Theologen, die erklären, in das ursprüngliche Evangelium gehöre nur der Vater, nicht der Sohn; das ist das Vergessen Jesu Christi. Der Heilige Geist bewahrt uns davor, Christus zu verunstalten. Der Unglaube und der Irrglaube haben Christus mannigfach verzeichnet. Sie haben ihn als einen Propheten ausgegeben oder ihn als Wanderprediger bezeichnet. Renan, der französische abgefallene Theologe, spricht von Jesus als dem „charmanten Tischler“. Der Heilige Geist sorgt dafür, dass Christus in der Kirche so geglaubt wird, wie er sich selbst verstanden hat und wie seine Apostel ihn begriffen haben, also als den verheißenen Messias, als den im Buche Daniel angekündigten Menschensohn, als den wahren seinshaften Sohn des ewigen Vaters, Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen. In unserer Kirche ist diese Wahrheit lebendig; das ist die Wirkung des Heiligen Geistes.

Die Kirche entnimmt ihre Wahrheit der Heiligen Schrift und der Überlieferung. Die Heilige Schrift ist das Buch des Heiligen Geistes. Wir sprechen von der Inspiration, von der Eingebung, von der Anhauchung der menschlichen Schriftsteller, die die Heilige Schrift hervorgebracht haben durch den Heiligen Geist. Der Heilige Geist zieht sich nach Verfassung der heiligen Schriften von seinem Werk nicht zurück; er bleibt bei ihm, indem er es auslegt. Bei der Auslegung bedient er sich der Kirche, und zwar maßgeblich der Träger des Lehramtes. Der Heilige Geist ist der Bürge dafür, dass der Inhalt der Heiligen Schrift und ihr rechtes Verständnis in der Kirche stets lebendig bleiben. Der Heilige Geist erhält die Kirche in der Wahrheit. Er sorgt dafür, dass die Kirchenglieder das Verständnis des Glaubensinhaltes bewahren, dass es ihnen aufgeschlossen wird und dass es gegen Missverständnisse gesichert wird. Die Leugnung eines Gegenstandes der Offenbarung zwingt die Kirche, ihn klarer und tiefer zu durchdringen. Das Ergebnis bildet das Dogma. Dogma ist die von der Kirche vorgenommene Formulierung des Glaubensgegenstandes. In der Dogmatisierung gewährleistet der Heilige Geist die Übereinstimmung des Glaubensverständnisses mit dem Glaubensinhalt. Wenn die Kirche endgültig und für alle Kirchenglieder bestimmt eine Glaubenswahrheit definiert, erfreut sie sich des Beistandes

des Heiligen Geistes. Sie ist, wenn sie solche Definitionen vornimmt, unfehlbar. Die Unfehlbarkeit der Kirche ist zusammengefasst in der Unfehlbarkeit des Papstes; er ist ja gleichsam die Kirche in Konzentration. Der einzelne Gläubige mag im Glauben irren und auch der einzelne Bischof, sogar der Papst, wenn er für seine Person ein Buch schreibt, wenn er einen Brief an andere richtet, wenn er für Gruppen von Zuhörern predigt; in allen diesen Fällen kann der Papst irren. Aber wenn er als Bischof der gesamten Kirche für die ganze Kirche endgültig und verbindlich das Wort Gottes verkündet und auslegt, dann ist er unfehlbar. Solche Entscheidungen sind äußerst selten; die letzte ist im Jahre 1950 geschehen, als Pius XII. das Dogma von der Aufnahme Mariens in den Himmel verkündete. Die Unfehlbarkeit ist nicht aus menschlicher Kraft zu erklären, sondern aus der Wirksamkeit des Geistes. Was den Glauben angeht, meine lieben Freunde, kann man die Leitung durch den Geist in drei Sätzen zusammenfassen.

1. Führung durch den Heiligen Geist besagt, dass nichts von der Kirche zu glauben vorgelegt wird, was nicht in der Offenbarung enthalten ist.
2. Führung durch den Heiligen Geist besagt, dass nichts, was jemals als Inhalt der Offenbarung verbindlich vorgelegt worden ist, fallen gelassen oder ausgeschrieben wird.
3. Führung durch den Heiligen Geist besagt, dass kein Zeitpunkt kommen wird, an dem die Wahrheit der Offenbarung in der Kirche nicht mehr zu finden sein wird.

Es mögen Schismatiker aufstehen, es mögen Häretiker ihre Stimmen erheben, es mögen Apostaten ihre gesammelten Werke veröffentlichen – wie es jetzt wieder geschieht mit dem Oberapostaten von Tübingen –, niemals wird es unmöglich sein, die Wahrheit des Glaubens in der Kirche zu finden. Sie ist der Hort, die Säule, die Grundfeste der Wahrheit. Sie ist dies alles, weil der Heilige Geist in ihr lebt.

Leitung der Kirche durch den Heiligen Geist besagt aber auch, dass das gesamte geistliche Leben der Kirche durch den Geist bestimmt und gewirkt wird. Die Leitung der Kirche durch den Heiligen Geist vollzieht sich in einzigartiger Weise im Gottesdienst und im Sakramente. Nicht der Priester wandelt in der heiligen Messe die Gaben, sondern Christus wandelt sie durch den Heiligen Geist mit Hilfe des Priesters als des Werkzeugs. In der vorigen Woche bekam ich den Brief eines Arztes. Er behauptete, es gäbe Priester, welche nicht mehr an die Wesensverwandlung, an die Transsubstantiation glauben, und er fragte, ob man dann noch in diese Messe gehen könne, weil ja keine Wandlung geschieht. Ich habe ihm antworten müssen: Sie sind im Irrtum, Herr Doktor. Die Kirche lehrt und hat immer gelehrt: Der Glaube des Priesters ist für das Zustandekommen der Wandlung nicht notwendig. Der Priester ist nur Werkzeug, der Hauptwandler ist Gott, Christus, der Heilige Geist. Wenn der Priester bei der Konsekration nur das tut, was die Kirche tun will, also sich anschließt an das Formular, wenn er nur die Materie und die Form miteinander verbindet, dann kommt auch bei einem Priester, der nicht mehr glaubt, das Sakrament zustande. Die Kirche spendet 7 Sakramente; sie spendet sie durch ihre Glieder, vor allem durch die Priester. Aber die menschlichen Sakramentenspender sind eben nur Werkzeuge, sie vermitteln nicht eigene Gnade, sondern die Gnade Jesu Christi. Der Hauptspender ist Christus und er wirkt durch den Heiligen Geist. Bei jeder Sakramentenspendung wird der Heilige Geist angerufen. In den Sakramenten senkt Christus als der unsichtbare Hauptspender im Heiligen Geist den Gläubigen sein eigenes Leben ein. Christus wirkt durch ein würdiges wie durch ein unwürdiges Werkzeug mit der gleichen unwiderstehlichen Kraft.

Der Heilige Geist wirkt in allen Gliedern der Kirche; er wirkt jedoch verschieden. Er schafft ja nicht den Unterschied zwischen Amtsträgern und Laien ab, denn dieser Unterschied stammt von Christus. Der Heilige Geist unterstützt die kirchliche Hierarchie bei der Ausübung ihres Lehramtes, ihres Hirtenamtes, ihres Priesteramtes mit seinem Beistand. Wir sind gewöhnt, zu sagen: Papst und Bischöfe leiten die Kirche. Das ist ja auch nicht falsch, man muss nur dazusagen: Sie leiten sie unter dem Beistand des Heiligen Geistes. Ihre Leitungsvollmacht stammt von Christus, er hat die Hierarchie göttlichen Rechtes eingesetzt, aber die Ausübung dieser Vollmacht steht unter dem Einfluss des Heiligen Geistes. Er treibt die Amtsträger zu ihrem Tun an, er ruft dieses innerlich hervor und begleitet es. Wenn sie Gesetze geben, wenn sie Verwaltungsakte setzen, wenn sie Urteile sprechen, können und sollen sie sich der Leitung des Heiligen Geistes unterstellen. Darauf aber kommt es an, ob sie sich

dieser Leitung unterstellen! Darauf kommt es an, ob sie sich von der liberalen Presse oder ob sie sich vom Heiligen Geist bestimmen lassen. Die Leitung der Kirche durch den Geist geht durch Menschen hindurch, und so hängt es von ihnen ab, wie weit sein Einfluss wirksam wird.

Der Heilige Geist wirkt auch in den nichtamtlichen Gliedern der Kirche. Er regt mit seiner Gnade jede Heilstätigkeit an. Alle Gläubigen, die in der heiligmachenden Gnade sind, sind mit dem Heiligen Geist ausgestattet; sie sind Geisträger, sie sind Geistliche. Seine Wirksamkeit ist ein Ruf, eine Mahnung, eine Stärkung, eine Tröstung, eine Erleuchtung, eine Öffnung der Herzen, eine Hinwendung des Geistes, eine Bekehrung. Der Heilige Geist befähigt den Menschen, ein gläubiges Ja zu Christus, dem Herrn, zu sprechen. Er gibt dem menschlichen Geist Zeugnis, dass er ein Kind Gottes ist. Er betet im Menschen in unaussprechlichen Seufzern. Der Heilige Geist verleiht Charismen, wie wir soeben in der Epistel gehört haben. Charismen sind Gnadengaben zur Erbauung der Kirche, zum Nutzen der anderen. Der Heilige Geist erweckt Propheten. Sie rufen das Wort der Wahrheit aus, gelegen oder ungelegen. Sie prangern die Feigheit der Hirten an und die Müdigkeit der Herde. Der Heilige Geist erzeugt Lehrer. Sie verkündigen alte und ewig junge Wahrheiten ohne Rücksicht auf den Zeitgeist. Sie erhalten den Glauben zu ihrem Teil ungeschmälert am Leben. Die wichtigsten Träger der Charismen sind die Heiligen. Sie leben in einer besonders innigen Verbundenheit mit Christus und empfangen daraus besondere Einflüsse des Christusgeistes. Sie sind für die Lebendigkeit der Kirche unentbehrlich. Immer bedarf die Kirche der Heiligen; es wird ihr auch nie an Heiligen fehlen. Sie mögen bekannt oder unbekannt sein; nie werden der tapfere Glaube und die opferbereite Liebe der Heiligen in der Kirche untergehen.

Wir glauben, meine lieben Freunde, an die Leitung der Kirche durch den Heiligen Geist. Aber dann fragen Sie mich: Wie vertragen sich mit diesem Glauben Sünde, Versagen, Abfall, das Ungenügen und die Pflichtvergessenheit von Hirten, der Zusammenbruch von Gläubigen? Die Antwort lautet: Die Kirche arbeitet immer an sich, ohne jemals mit sich zufrieden zu sein. Wäre sie es, dann wäre sie den Versuchungen des Teufels erlegen. Die Kirche ist nie fertig, sondern immer werdend. Die Menschen, die sie bilden, müssen immer mehr hineinwachsen in die Liebe Christi. Es wäre fantastisch, zu erwarten, dass die Kirche die Menschen im Laufe der Jahrhunderte so zu bilden vermag, dass sie sich nicht mehr dem Bösen überlassen. Es liegt kein Versagen der Kirche vor, wenn nach so langer Wirksamkeit Grausamkeit und Hass immer noch unvermindert ausbrechen. Die Menschen – auch die Menschen in der Kirche – können sich der Einwirkung des Heiligen Geistes entziehen. Sie vermögen es, sich seinem Einfluss zu verweigern. Die menschliche Selbstsucht kann dem Wirken des Heiligen Geistes Widerstand entgegensetzen. Das Böse in der Kirche hat seinen Möglichkeitsgrund in der menschlichen Freiheit und in der göttlichen Vorsehung. Der Teufel suchte, Christus zu überwältigen, so sucht er auch, die Kirche zu überwinden. Die Heiligung der Gläubigen ist kein biologischer Vorgang. Sie wird nur gewonnen in der Entscheidung des Herzens und des Willens. Jeder Mensch und jede Generation muss die Entscheidung für sich treffen. In jedem Menschen und in jeder Generation muss deswegen die Kirche das Werk der Heiligung von Neuem anfangen; sie muss immer von vorne beginnen. Die Liebe und die Opferbereitschaft vererben sich nicht. Wir alle, die wir hier versammelt sind, wissen um den seit Jahrzehnten in unserer Kirche anhaltenden Niedergang: Die Priesterseminare sind leer, die Ordensgemeinschaften sterben aus, immer weniger Gläubige folgen dem Ruf der Glocken zum Gottesdienst, Hunderttausende wenden sich in Deutschland jedes Jahr von der Kirche ab. Alle diese Mängel und Schwächen sind kein Einwand gegen das Wirken des Heiligen Geistes, sondern im Gegenteil: Sie zeigen, dass die Kirche diesen Erscheinungen zum Trotz sich erhält und durch die Jahrhunderte schreitet. Wenn der Geist nicht ihr wirkte, wäre sie längst den Kräften des Bösen erlegen. Die Kirche verzweifelt nicht und kann nicht verzweifeln an ihrer Existenz, auch wenn sie aufs Äußerste bedroht ist und das menschliche Auge keinen Ausweg sieht. Die Kirche resigniert nicht; sie trägt eine unvergängliche Hoffnung in sich, die Hoffnung auf Unzerstörbarkeit. Und diese Hoffnung gründet sich auf das Wirken des Heiligen Geistes. Der Geist garantiert der Kirche die Unzerstörbarkeit bis zur Wiederkunft des Herrn.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Gewissen

09.08.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In den letzten Jahrzehnten wird in der Welt und in der Kirche viel, sehr viel vom Gewissen gesprochen. Ich frage mich, ob die, welche vom Gewissen reden, auch wissen, was das Gewissen ist. Bei einer wichtigen Abstimmung im Bundestag meinte einer der Abgeordneten, seine Kollegen mahnen zu müssen, es sei dies eine Gewissensentscheidung. Hinter dieser Mahnung steht ein falscher Begriff des Gewissens. Denn jede menschliche Entscheidung, nicht bloß eine wichtige in dem Bundestag, jede menschliche Entscheidung muss aus dem Gewissen erfolgen und muss vor dem Gewissen bestehen können. Jeder beabsichtigten Handlung des Menschen muss das Urteil des Gewissens vorausgehen: Das ist erlaubt, das ist nicht erlaubt. Das Gewissen begleitet jede! vollbewusste menschliche Handlung in deren ganzen Verlauf: bezeugend, beurteilend und bindend. Wir unterscheiden in unserer katholischen Lehre die Gewissensanlage und das Gewissensurteil. Die Gewissensanlage ist die im Menschen vorfindliche Empfänglichkeit und Aufnahmefähigkeit für das Sittengesetz. In der Gewissensanlage ist die ursprüngliche intellektuale und emotionale Empfänglichkeit für sittliche Werte und die Hinordnung auf das Gute gegeben. Das Gewissensurteil dagegen ist die Anwendung des göttlichen Gesetzes auf den Einzelfall und wird so für den Menschen zu einem inneren Gebot, zu einem Anruf, in der konkreten Situation das Gute zu tun. Gegenstand des Gewissensurteils ist die sittliche Bedeutung dieser einzelnen konkreten Entscheidung. Die Verbindung von Gewissensanlage und Gewissensurteil vollzieht sich in folgender Weise: Das Urgewissen ist das angeborene und unverlierbare Vermögen der praktischen Vernunft, die ersten Grundsätze der Sittlichkeit zu erkennen, also: das Gute ist zu tun; das Böse ist zu meiden; dem Nachbarn darf man nicht schaden. Auf der Grundlage der Gewissensanlage baut sich durch Belehrung, Erfahrung und positive Gesetze die Haltung, die Einstellung des sittlichen Wissens auf. Zieht die Vernunft aus Anlage und Haltung praktische Folgerungen für das eigene persönliche Handeln, entsteht das aktuelle, praktische Werturteil und Gebot, das Gebotene zu tun.

Die Gewissensanlage, meine lieben Freunde, bedarf der Belehrung und Ausbildung. Sie ist gewissermaßen nur das Rohmaterial, aber das muss geschliffen werden. Gewissensbildung ist die planmäßige Pflege der Gewissensanlage und der Befähigung zum richtigen Gewissensurteil; sie muss in frühester Jugend einsetzen. Das Kind soll in einer wertbestimmten Atmosphäre heranwachsen. Es soll die Bereitschaft zum Guten lernen und die Kraft zum Triebverzicht. Ich denke mit Bitterkeit an die heute in den Schulen betriebene Sexualkunde. Hier werden den Kindern erlaubte und unerlaubte geschlechtliche Praktiken auf einer Linie vorgetragen. Wie soll ein Kind ein richtig gebildetes Gewissen erhalten, dem in der Schule die Beliebigkeit sexueller Betätigung unterbreitet wird? Zunächst ist natürlich die Übernahme der Sollensnorm autoritativ begründet. Man lernt es von den Eltern, vielleicht auch von den Lehrern. Aber diese zunächst autoritativ begründete Sollensnorm muss zur freien Annahme geführt werden. Dazu muss planmäßige Lehre über das Gewissen, über das Wesen der sittlichen Gesetze und über das rechte Stehen zu diesen führen. Der junge Mensch soll das Gewissen als ein Mittel verstehen, durch das er geformt wird, das Gesetz zu beachten. Er muss lernen, dass das sittliche Gesetz keine Fessel ist und keine Schranke, sondern ein Mittel zur Verwirklichung seiner ed-

len Persönlichkeit. Der junge Mensch muss befähigt werden, das abstrakte Gesetz auf die konkrete Situation des Lebens anzuwenden. Gleichzeitig muss sein Wille zur Wertverwirklichung geweckt und gepflegt werden. Er muss lernen, die stille Regung des Gewissens nicht zu verleugnen. Der Wille zur sittlichen Selbstbestimmung muss eingeübt werden, dazu muss die Bereitschaft kommen, sich von der Autorität leiten zu lassen. Das Zweite Vatikanische Konzil hat mit Recht gelehrt: „Bei der Gewissensbildung müssen die Christen die heilige und sichere Lehre der Kirche vor Augen haben. Denn die Kirche ist nach Gottes Willen die Lehrerin der Wahrheit; ihre Aufgabe ist es, die Wahrheit zu verkünden und autoritativ (also verbindlich) vorzulegen.“ Ziel der Gewissensbildung ist das wache, das selbständige, das feine Gewissen, das auf jede sittliche Bedeutung zuverlässig, schnell und in feinsten Abwägung aller Gegebenheiten reagiert. Deswegen ist die wichtigste Sparte der Lehre vom Gewissen das Gewissensurteil.

Das Urteil des Gewissens ist ein praktisches Urteil, d.h. ein Urteil, das auf die Praxis, auf das Tun zielt. Ein praktisches Urteil, das anordnet, was der Mensch tun oder lassen soll oder das eine von ihm bereits ausgeführte Tat beurteilt und bewertet. Das Gewissensurteil ist ein Urteil der praktischen Vernunft über das Sittliche des eigenen Handelns. Im Gewissensurteil realisiert der Mensch die Anwendung des objektiven Gesetzes auf die konkrete Lage. Das Gewissensurteil entsteht normalerweise aus einem Syllogismus, also aus einer Schlussfolgerung, aus einem Schluss vom Allgemeinen zum Besonderen. Der Obersatz ist das allgemeine Prinzip; der Untersatz ist die konkrete Lage; der Schlusssatz ist das Gewissensurteil. Also z.B.: Das Böse darf man nicht tun; Lügen ist böse, also muss man es meiden. Das ist der Weg, wie ein Gewissensurteil entsteht. Man unterscheidet das vorangehende und das nachfolgende Gewissen. Das vorangehende Gewissen mahnt, warnt, gestattet, fordert auf. Das nachfolgende Gewissen lobt entweder die gute Tat oder tadelt sie; es entsteht das böse, das richtende, das strafende Gewissen. Im Gewissen, meine lieben Freunde, erlebt der Mensch die Bindung durch ein Gesetz. Das Gewissensurteil ist das Bewusstwerden des sittlichen Gesetzes. Das Zweite Vatikanische Konzil erklärt richtig, dass der Mensch im Inneren seines Gewissens ein Gesetz entdeckt, entdeckt!, also vorfindet, das er sich nicht selbst gibt, sondern dem er gehorchen muss. In diesem Sinne muss man sagen: Das Gewissen ist keine Norm, es ist die Empfangsstelle für Gottes Norm. Es ist keine schöpferische Instanz, sondern eine vernehmende Stelle. Nicht das Gewissen befiehlt eigentlich, sondern das Gesetz. Wir sprechen zwar so, wir sagen: Das Gewissen befiehlt mir; aber das ist eine abgekürzte Redeweise. Was in unserem Bewusstsein befiehlt, ist das Gesetz und nur das Gesetz. Richtig sagt der heilige Bonaventura, das Gewissen sei gleichsam der Herold und der Bote Gottes, weil es eben eine Botschaft, eine Sendung von Gott bringt. Was es sagt, befiehlt es nicht von sich aus, sondern als Botschaft, die von Gott stammt. Das Gewissen ist niemals autonom, d.h. niemand kann sich selbst das Gesetz geben. Es ist immer heteronom, d.h. vom Gesetz eines anderen, nämlich Gottes, abhängig.

Das Gewissensurteil ist nicht unfehlbar; es kann irren. Es kann irren in den entfernteren Folgerungen aus dem Naturgesetz. Es kann irren in der Forderungen des positiven Gesetzes: Kann, darf, muss ich dieses Gesetz beachten oder ist es ein schlechtes, ein ungültiges Gesetz? Es kann irren in der Anwendung bestimmter Normen auf verwickelte Fälle. Abtreibung der Leibesfrucht ist durch göttliches Gesetz verboten. Aber da setzt erst das Fragen ein: Ist eine assistierende Krankenschwester an der Abtreibung beteiligt? In welchem Maße? Geschähe die Abtreibung auch ohne ihre Unterstützung? Gibt es für ihre Beteiligung Entschuldigungsgründe? Man trifft, wenn man mit den Menschen über das Sittliche spricht, häufig auf die Meinung, eine bedenkliche Handlung werde sittlich einwandfrei, wenn sie aus einer guten Absicht hervorgeht, wenn sie einen guten Zweck intendiert. Dagegen ist zu sagen: Eine Handlung ist nur gut, wenn drei Elemente zusammenkommen, nämlich: die Handlung selbst muss gut sein, die Umstände müssen gut sein und der Zweck muss gut sein – *Bonum ex integra causa, malum ex quolibet defectu*. Wenn nur eines dieser Elemente fehlt, ist die Handlung schlecht. Schwierig ist das Gewissensurteil vor allem dann, wenn ein und dieselbe Handlung eine doppelte Wirkung hat, eine unmittelbar beabsichtigte und eine wegen des unzertrennlichen Zusammenhangs mit dem angestrebten Ziel nur zugelassene. Hier ist nach dem Kompensationsprinzip zu verfahren. Ist die unmittelbare Wirkung der Handlung gut, ist sie selbst gut und der Zweck sittlich einwandfrei, darf trotz der schlimmen Folge die Handlung vollzogen werden, falls ein hinreichender Grund vorliegt.

Mir war in der Zeit des Dritten Reiches bewusst, dass das Regime Verbrechen befahl; ich war von meinen Eltern und Großeltern aufgeklärt. Ich musste 1944 in die Rüstungsfabrik einrücken – Telefonen –, wo wir Röhren herstellten. Ich habe also mittelbar die Kriegsmaschine in Gang gehalten mit meiner Tätigkeit. Aber was sollte ich machen? Ich war zwangsverpflichtet; meine Tätigkeit war ganz untergeordnet. Neben mir arbeiteten viele Juden aus Holland, die auch diese Tätigkeit verrichteten. Ich glaubte, dass ich das vor dem Gewissen oder besser vor Gottes Gesetz verantworten könnte.

Beim Gewissensirrtum unterscheidet man den überwindlichen und den unüberwindlichen Irrtum. Überwindlich ist ein Irrtum, wenn er verschuldet ist, wenn man nicht genügend sorgfältig war, wenn man sich nicht genügend über die sittliche Bedeutung orientiert hat. Unüberwindlich ist der Irrtum, wenn der Mensch sich dessen nicht bewusst ist und allein auch nicht aus dem Irrtum herausgelangen kann. Das mit einem unüberwindlichen Irrtum behaftete Gewissen verpflichtet; auch das mit einem unüberwindlichen Irrtum behaftete Gewissen verpflichtet, und zwar weil man eben überzeugt ist, dass darin der Wille Gottes sich ausspricht.

Vom Gewissen wird heute viel geredet. Aber die Berufung auf das Gewissen ist häufig Anmaßung oder gar bloße Redensart. Auf dem Gewissensgebiet haben die Menschen sich häufig und in schwerwiegender Weise verirrt. Das ist verständlich, denn hier geht es ja um das Verpflichtetsein im ganzen Leben. Nehmen wir etwa den Evolutionismus; er ist der Meinung, dass das Gewissen seine Ansätze schon im Tier hat und dass es sich beim Menschen emporentwickelt hat, aber absolute Urteile, absolute Gesetze, immer verbindliche Normen gibt es nicht. Das ist der darwinistische Evolutionismus. Kant macht es vornehmer. Kant hat die Autonomie des Gewissens begründet, d.h. der Mensch gibt sich selbst das Gesetz. Und welches ist die Formel, nach der er sich die Gesetze gibt? „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde. Also die Verallgemeinerungsfähigkeit bestimmt die Sittlichkeit des Handelns; das muss ich überlegen: Kann das, was ich jetzt tun will, verallgemeinert werden? Das ist natürlich eine unmögliche Lösung. Denn darüber bestehen die größten Unterschiede, ob eine bestimmte Handlungsweise verallgemeinert werden kann oder nicht. Die Verwirrung, die gewisse Theologen in der Kirche ange richtet haben, macht vor der Lehre vom Gewissen nicht halt. Sie sprechen von der Autonomie des Gewissens und von der autonomen Moral. Die Absicht, die bei diesem Vorgehen besteht, ist klar. Es ist diesen Theologen darum zu tun, guten Gewissens das vollbringen zu können, was vom Sittengesetz als in sich schlecht eingestuft wird. Um es noch deutlicher zu sagen: Sie wollen in den beliebigen geschlechtlichen Vergnügungen nicht behindert werden. Es ist eine tiefgehende Verirrung, anzunehmen, das Gewissen schaffe sich selbst die sittliche Norm. Sittliche Normen schafft nur der Gesetzgeber: Gott. Das Gewissen nimmt sie entgegen, wendet sie an auf die konkrete Situation, ist die Empfangsstelle, aber es ist keine Produktionsstätte. Seneca war eine Heide. Aber von Seneca stammt das Wort: „Nahe ist dir Gott. Er ist bei dir, es ist in dir. Ja, ein heiliger Geist wohnt in uns und wacht über das Gute und Böse in uns.“ So schreibt der Heide Seneca, der Lehrer Neros. Die irrliehrenden Theologen gehen so weit, dass sie meinen, sich unter Berufung auf das Gewissen über Glaubenssätze und Sittenlehren der Kirche hinwegsetzen zu können. Welche Verirrung! Meine lieben Freunde, dazu ist doch die Kirche geschaffen worden, um Gottes Willen auf der Erde Gehör zu verschaffen. Es ist ihr doch von Gott aufgetragen, den Menschen die Wahrheit des Glaubens und der Sittenlehre zu verkünden, dazu ist sie doch ermächtigt, dazu besitzt sie Autorität. Das Lehramt der Kirche legt nicht selbst erfundenen Normen vor, sondern die, welche es von Gott empfangen hat. Wer sich auf das Gewissen beruft, um die vom kirchlichen Lehramt verkündeten Lehren zu bestreiten, verfehlt sich gegen die kirchliche Lehre vom Lehramt und vom Gewissen. Ach, meine lieben Freunde, möchten wir doch gewissenhafte Menschen werden. Möchten wir doch unser Gewissen recht bilden, möchten wir doch verstehen, dass es die Empfangsstelle für Gottes Willen ist. „Umsonst suchst du des Guten Quelle weit außer dir in wilder Lust. In dir trägst Himmel oder Hölle und deinen Richter in der Brust.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Maria die neue Eva

15.08.2015 (Mariä Himmelfahrt)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Aufnahme Mariens in den Himmel Versammelt!

Schon am Morgen der Heilsgeschichte wird Maria erwähnt. Wo vom Erlöser die Rede ist, da spricht Gott zur Schlange: „Feindschaft will ich setzen zwischen dich und die Frau, zwischen deinen Nachkommen und ihren Nachkommen. Er, der Nachwuchs, trifft dich am Kopf, und du verletzest ihn an der Ferse.“ Später hat Gott durch den Propheten Isaias uns Maria angekündigt: „Seht, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird sein Immanuel, Gott mit uns.“ Maria ist die Hoffnung der Menschen. Sie geht Christus voraus in der Heilsgeschichte und in der individuellen Geschichte des einzelnen Christen. Sie geht Christus, der Sonne, voraus, wie die Morgenröte der Sonne vorausgeht. Bis zum Jüngsten Tage ist Maria die Frau, welche die Menschen zu Christus führt. Seit Christus am Kreuze gesagt hat: „Siehe da, deine Mutter“, seit dieser Stunde ist Maria nicht nur die Mutter Jesu, nicht nur die Mutter des Erlösers, sondern auch die Mutter der Erlösten. Maria erinnert uns an jene Frau, die Gott am Morgen der Schöpfung zur Mutter allen Lebens eingesetzt hat: Eva. Sie sollte zusammen mit Adam die Mutter aller Menschen werden. Sie hatte die Aufgabe, die Güte und Liebe Gottes zu zeigen, indem sie die Begründerin des Menschengeschlechtes wurde. Aber sie hat versagt. Sie wollte nicht geben, sondern nehmen; sie wollte nicht dienen, sondern herrschen. Und so hat sie sich zusammen mit Adam gegen Gott gestellt und damit das Unheil begründet. Es gibt die furchtbare Tatsache der Erbsünde. Im protestantischen Bereich wird sie fast überall geleugnet, aber dadurch hört sie nicht auf, zu existieren. Von dem großen Philosophen und Mathematiker Pascal stammt das Wort: „Ich habe die Erde erst verstanden, als ich das Dogma von der Erbsünde begriff.“ Gott hat die Menschen nicht fallen lassen. An die Stelle Adams stellte er den neuen Adam: Christus, und an die Stelle Evas stellte er die neue Eva: Maria, die Mutter des Heiles. Noch einmal hat es Gott mit einer Frau versucht. Sie sollte die Vertreterin der ganzen Menschheit werden. Mit ihr zusammen hat Gott die Erlösung vorbereitet. Die „zweite“ Eva hat die Erwartungen Gottes erfüllt. Dank ihres freien Ja wurde sie die Mutter des Erlösers. Gott hat – o welche Fügung seiner Weisheit – die Erlösung an das freie Ja seiner auserwählten Tochter geknüpft. Ohne Mariens Ja wären wir nicht – jedenfalls nicht so – erlöst worden, wie wir erlöst worden sind. Freilich hat Gott ihr Ja seit Ewigkeit vorausgeschaut. Gott nimmt die Freiheit der Menschen ernst; er ist ein Liebhaber der Freiheit. Das gilt für die universale Heilsgeschichte genauso wie für die individuelle. Darum ist die Hingabe an Gott so verdienstlich, dass wir Maria selig preisen müssen in allen Geschlechtern. Die Mutterschaft ist Mariens höchste Auszeichnung. Weil sie die Mutter war, ist sie so herrlich ausgestattet worden mit der Freiheit von der Erbsünde, mit der Gnadenfülle, mit der glorreichen Aufnahme in den Himmel. Weil Mutter, deswegen ohne Erbsünde empfangen; weil Mutter, deswegen in den Himmel aufgenommen. Die Mutter des Erlösers wurde unter dem Kreuz auch die Mutter der Erlösten und deswegen gehört sie in die Mitte des Evangeliums hinein. Wer den Sohn behalten will, der muss die Mutter ehren, und wo die Mutter nicht geehrt wird, da wird dem Sohn der Königsmantel der Gottheit von den Schultern gerissen! Die protestantischen Denominationen haben ohne Ausnahme die Gnadenvorzüge Mariens aufgegeben, und deswegen sind sie auch dahin gekommen, dass sie Christus als einen bloßen Menschen ansehen. Ich habe sie gelesen, dutzende, wenn nicht hunderte von Büchern dieser evangelischen The-

ologen, und sie – fast alle – leugnen die Gnadenvorzüge Mariens und damit auch die Gottheit ihres Sohnes. Jesus war ein bloßer Mensch, die Urgemeinde hat ihn zum Gott emporfantasiert; das ist die Meinung der meisten evangelischen Theologen. Faktisch schärft die Verehrung der Mutter uns den Blick für das gottmenschliche Wesen Jesu. Wer Maria in rechter Weise verehrt, der hält auch an der Gottheit ihres Sohnes fest. Aber wo Maria vergessen, geringgeschätzt, verachtet wird, da geht auch die Gottessohnschaft Jesu den Bach hinunter. Mit Maria steht und fällt der Christusglaube; das ist die Erfahrung von zweitausend Jahren Geschichte. Es war im Jahre 1916. Da saßen in Amsterdam (in Holland) drei Männer am Abend zusammen, und auf einmal stürmte ein Herr herein, aufgelöst und aufgeregt und ging auf einen der drei Männer, einen Priester, zu: „Hören Sie, hören Sie meine Beichte. Ich habe Todesahnung. Hören Sie meine Beichte!“ Der Priester begab sich in das Nebenzimmer und hörte die Lebensbeichte von Max Reger. Reger war ein gläubiger Sohn der Oberpfalz gewesen, aber hatte den Glauben verloren, war abständig geworden, hatte sein ganzes Leben unreligiös gelebt. Aber jetzt, in der Todesahnung, da wollte er Rechenschaft machen mit Gott, und er legte eine Lebensbeichte ab. Am nächsten Tage kam er noch einmal zu dem Priester und sagte: „Ich weiß, wem ich mein Glück zu verdanken habe, dass ich noch einmal die Rechenschaft mit dem Herrn machen konnte: Es ist Maria. Wenn ich auch mein ganzes Leben abständig war, ich habe dann und wann ein Ave Maria gebetet.“ Maria hat Reger gerettet. Wenige Wochen später war er tot. Gottesgebärerin nannte das Konzil von Ephesus im Jahre 431 Maria, und zwar wählte es diese Bezeichnung gegen die Nestorianer, die eine Lehre aufstellten, bei der schließlich eigentlich nur Jesus als ein Mensch übrig blieb, auf dem der Geist Gottes ruht hat. Auch heute wird diese Irrlehre von einem säkularisierten Christentum vertreten. Alle Mariendogmen verteidigen die Christudogmen. Wer das Geheimnis der Mutter leugnet, der leugnet auch das Geheimnis des Sohnes. Wer die Mutter liebt, der liebt auch den Sohn und der liebt auch seine Schöpfung: die Kirche. In den protestantischen Denominationen wird die Kirche mit der linken Hand abgetan. Der Einzelne steht allein vor Gott; Kirche, das ist eine Versammlung von Menschen, die sich eben zusammentun, aber mehr nicht, nicht der fortlebende Leib Christi; auch das hängt mit dem Mangel der Marienverehrung zusammen. Wer Maria ehrt, der liebt nicht nur ihren Sohn, sondern auch den fortlebenden Christus: die Kirche. Mit Maria steht und fällt auch die Liebe zur Kirche. Wo heute die Kirche geschmäht wird, da geht das immer von Menschen aus, die Maria missachten. Da ist Christus nur „einer von uns“, wie man sagt. Nein, meine lieben Freunde, wir Marienverehrer wissen: Ohne Maria haben wir nicht unseren Christus. Ohne Maria lieben wir nicht unsere Kirche. Ohne Maria finden wir nicht unser Heil. Per Mariam ad Christum – durch Maria zu Christus. Denn ein Marienknecht wird niemals zugrunde gehen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Eigentum (1)

Das Grundrecht des Privateigentums

16.08.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unsere Umwelt ist dazu da, vom Menschen ergriffen und in sein Wirken einbezogen zu werden, die Welt der irdischen Güter. Es ist das Reich der Pflanzen und Tiere, das Reich der Metalle und der Gesteine und überhaupt der Körper, zu denen der Mensch sagt: Ihr könnt mir dienen, ihr seid mir zu etwas nütze, ihr seid mein Hab und Gut. Auf dieses Hab und Gut richtet sich nun einer der stärksten und elementarsten Instinkte im Menschen, nämlich der Erwerbs- und der Besitztrieb. Er ist das Vermögen und der Wille, sich auszubreiten, einen Herrschafts- und Machtbereich und Tätigkeitsbereich um sich zu schaffen. Nicht nur die Menschheit als Ganzes will die Welt, in der sie lebt, sich aneignen und sie unterwerfen, nein, auch der einzelne Mensch hat das Bestreben, bestimmte Lebensgüter in bestimmter Menge und in bestimmter Art sich anzueignen. Der Mensch ist aufgrund seiner Bedürftigkeit angewiesen, zu seiner Selbstentfaltung bestimmte Sachen und Güter gebrauchen und verbrauchen zu dürfen. Dieser Erwerbstrieb ist so tief in uns angelegt, dass er eine Eigenart unserer Natur bildet, also vom Schöpfer in den Menschen hineingelegt ist. Gott hat ihn ausdrücklich gut geheißt und seine Erfüllung angeordnet: „Macht euch die Erde untertan. Ihr sollt herrschen über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über die Tiere der Erde.“ Die Erfüllung dieses Triebes ist wie ein ursprüngliches Menschenrecht, von Gott selbst aufgestellt und beschirmt, beschirmt durch eines der Zehn Gebote, das da lautet: „Du sollst nicht stehlen!“, d.h. du sollst nicht in den Eigentumsbereich deines Nächsten willkürlich und selbstsüchtig eindringen, denn dieser Eigentumsbereich ist von Gott gewollt und von Gott geschützt. Eigentum ist in der sittlichen Ordnung ein Leihsgut aus der Hand Gottes, dem Menschen anvertraut, dass er den rechten Gebrauch davon mache. Der rechte Gebrauch ist die geordnete Deckung des menschlichen Bedarfs. Dem nächstliegenden Sinn dieses Verbotes ist zu entnehmen, dass die irdischen Güter, deren Besitz und Gebrauch nicht jedem einzelnen unterschiedslos und ordnungslos zustehen, sondern dass diese Güter in irgendeiner Weise befestigt sind, befestigt in der Person des Einzelnen, mit ihm verbunden, dauernd verbunden. Es gibt ein Recht bestimmter Menschen auf bestimmte Güter, und dieses Recht ist von Gott gegeben und von Gott geschützt. Das Eigentum ist, nach Naturrecht, ein unveräußerliches Persönlichkeitsrecht. Als ein Wesensmerkmal des Eigentums wird die Privatnützigkeit angegeben, d.h. die Zuordnung zu einem Rechtsträger, dem das Eigentumsrecht als Grundlage privater Initiative und eigenverantwortlichen Interesses dient. Eigentum ist ein umfassendes Recht, ja, es ist das umfassendste Recht über tatsächliche und rechtliche Nutzung, das die Rechtsordnung kennt. Es gibt auch schwächere Rechte: die Leihe, der Besitz, der Nießbrauch. Das Eigentum ist das umfassendste Recht über irgendeinen Gegenstand.

Über die Art und die Verteilung des Eigentums hat Gott keine Anordnung hinterlassen. Ob ein solches Recht jedem einzelnen zusteht oder nur bestimmten Menschen oder bestimmten Menschengruppen; es sind verschiedene Ordnungen der Eigentumsverteilung denkbar. Sie sind alle erträglich, sofern sie nicht etwas innerlich Unsittliches fordern. Die Kirche hat nie als ihre Aufgabe angesehen,

die Eigentumsverhältnisse im Einzelnen zu regeln. Sie rechnet auch mit der geschichtlichen Entwicklung des Eigentums. Denken Sie daran: Vor hundert Jahren gab es kein Wohneigentum. Das ist eine Entdeckung, eine Erfindung unseres Jahrhunderts – eine geniale Erfindung. Dann gibt es den Unterschied zwischen den Produktionsgütern und den Verbrauchsgütern. Produktionsgüter dienen zur Erzeugung von anderen Gütern, also der Grund und Boden, die Werkstätten, die Maschinen. Verbrauchsgüter dienen der Bedarfsdeckung: Wohnung, Kleidung, Nahrung. Es trat einmal ein Mann auf im 19. Jahrhundert, der die Aufhebung des Privateigentums forderte; er hieß Karl Marx. Er sah im Privateigentum, vor allem im Privateigentum an Produktionsmitteln, die Wurzel der negativen Erscheinungen der kapitalistischen Gesellschaft, nämlich Ausbeutung und Entfremdung. Seine Ideen wurden umzusetzen versucht in der Sowjetunion. In dem Staate Lenins und Stalins wurde ab 1929 die Zwangskollektivierung angeordnet und vorgenommen. 27 Millionen Bauernhöfe wurden enteignet, die Bauernhöfe der sog. Kulaken. Unter Kulaken versteht man jene Bauern, die nicht nur mit eigener und der Familienarbeitskraft das Land bewirtschaften, sondern mit fremden Kräften. Das Eigentum der Kulaken wurde enteignet, es wurde in Gruppeneigentum übergeführt, es wurden Kolchosen und Sowchosen gebildet. Die Kollektivierung der Sowjetunion war mit Deportation und Liquidierung von Millionen Menschen verbunden. Eine riesige Hungersnot setzte ein. In den Jahren 1932-34 mussten die Staaten Europas Lebensmittel in die Sowjetunion transportieren, um Menschen vom Hungerstod zu retten. Das Experiment in der Sowjetunion hat uns eine wichtige Lehre über das Eigentum, seine Verteilung und seine Nutzung gegeben. Wo nämlich das Privateigentum eingeschränkt oder abgeschafft wird, wo auch sein Erwerb eingeschränkt und gemindert wird, da sind die Menschen versucht, sich das öffentliche Eigentum nutzbar zu machen. In keiner Eigentumsordnung wird so viel gestohlen wie in der sozialistischen. Die Menschen betrachten das sogenannte Volkseigentum als ihr eigenes. Die Voraussagen von Karl Marx sind nicht in Erfüllung gegangen, nämlich dass die Arbeiterklasse immer mehr verelenden werde und dass das Kapital sich immer mehr konzentrieren werde; diese beiden Voraussagen sind nicht in Erfüllung gegangen. Die von Karl Marx vorausgesagte schlimme Entwicklung ist nicht eingetreten. Die Arbeiterklasse ist nicht ärmer, sondern wohlhabender geworden, und die Konzentration wurde durch Bestimmungen wie Kartellrecht und andere Maßnahmen verhindert. Unsere Gesellschaft hat sich als fähig erwiesen, Ausbeutung und Entfremdung zu überwinden. Sie hat sich um Chancengleichheit, Verteilungsgerechtigkeit und Sozialbindung des Eigentums erfolgreich bemüht.

Auch über die notwendigen Verschiebungen im Eigentum hat Gott nichts angeordnet. Solche Verschiebungen kommen immer wieder vor. Im Jahre 1918 wurden in Deutschland alle Fürsten entthront. Sie verloren ihre Herrschaftsbefugnisse und ihren Herrschaftsbereich, und ihre Vermögensverhältnisse mussten neu geordnet werden. Kommunisten und Sozialisten riefen einen Volksentscheid auf bedingungslose Enteignung der Fürsten ins Leben – bedingungslose Enteignung und vollkommene, entschädigungslose Enteignung. Dieser Volksentscheid wurde von der Mehrheit des deutschen Volkes abgelehnt. Das Volk hatte sich mehrheitlich ein Gefühl dafür bewahrt, dass man einen Menschen nicht völlig seines Eigentums berauben dürfe. Und so wurden dann in der Folge 26 einzelne Verträge mit den Fürstenthäusern abgeschlossen, die ihnen ein Minimum an Lebensmöglichkeit beließen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in der Bundesrepublik Deutschland ein Ausgleich der Vermögensschäden und Vermögensverluste, die während des Krieges oder als dessen Folgen entstanden waren, zwischen den betroffenen und nicht betroffenen Bevölkerungsteilen durchgeführt. Die nicht geschädigten Personen hatten einen Lastenausgleich vorzunehmen; es wurde ihnen also etwas abgenommen. Sie mussten etwas abgeben von ihrem Eigentum, um denen, die alles verloren hatten, wenigstens eine Startmöglichkeit, einen Anfang zu einer neuen Eigentumsbildung zu gestatten. Das ist eine Großtat unseres Vaterlandes gewesen. Allerdings war ihm ein anderes Land vorausgegangen, nämlich Finnland. In Finnland waren hunderttausende Finnen von den Russen ausgewiesen worden aus den an Russland abgetretenen Gebieten. Und auch sie erhielten in Finnland einen Lastenausgleich.

Die Befestigung des Eigentums bei dem einzelnen setzt eine bestimmte Verteilung der irdischen Güter voraus. Gott hat darüber nichts gesagt, wie diese Verteilung vorzunehmen ist. Es müssen also von den Menschen bestimmte Methoden entwickelt werden, wie Güter erworben und besessen werden können, Methoden der Güterverteilung, und sie sind auch tatsächlich von der Menschheit ge-

schaffen worden, also etwa die eigene Arbeit, die Erbschaft, die Ergreifung des herrenlosen Gutes, die Rente, der Lohn für geleistete Arbeit, der Kauf; das sind Weisen, wie Eigentum erworben wird, wie Eigentum in die Hand eines einzelnen übergeht. Das Ziel dieser Methoden ist ein rechtsgeordneter Besitz und Gebrauch der irdischen Güter, der erlangt werden muss. Es ist unmöglich, dass ein Staat jemals alle diese Methoden der Eigentumserwerbung abschaffen könnte. Das wäre ein tiefgehender Eingriff in das Eigentumsrecht des Menschen. Kein Staat könnte willkürlich sämtliche oder auch nur einige der wichtigsten Erwerbstitel abschaffen.

Unumschränkt kann ein Eigentumsrecht aber auch nicht sein. Ein unumschränktes Privateigentum an allen möglichen Gegenständen ist unmöglich. Es besteht immer die Notwendigkeit, soziale Bindungen festzulegen, den Gebrauch des Eigentums zu beschränken und Enteignungen vorzusehen. Wenn eine Straße gebaut wird, muss eben der Besitzer der entsprechenden Ländereien etwas abgeben. Der Staat hat das Recht und die Pflicht, die sozialen Pflichten des Eigentums durch seine Gesetzgebung in rechtliche Bindungen umzusetzen. Der Gesetzgeber ist freilich durch die Verfassung gebunden. Artikel 14 unseres Grundgesetzes sagt: „Das Eigentumsrecht und das Erbrecht werden gewährleistet.“ Aber freilich steht dabei auch: „Inhalt und Schranken des Eigentums werden vom Staat bestimmt.“ Der Staat hat auch die Sozialpflichtigkeit des Eigentums zu sichern. „Eigentum verpflichtet“, heißt es im Artikel 14 des Grundgesetzes, „Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohl der Allgemeinheit dienen.“ Der Staat hat das Recht, zu verhüten, dass das Eigentum nur zum Schaden von anderen missbraucht wird; das steht schon im Bürgerlichen Gesetzbuch § 226, nämlich: „Die Ausübung eines Rechts ist unzulässig, wenn sie nur den Zweck haben kann, einem anderen Schaden zuzufügen“ – das sog. Schikaneverbot des Bürgerlichen Gesetzbuches. Aber der letzte Richtpunkt, nach dem alle diese Aufgaben immer wieder gelöst werden müssen, ist das 7. Gebot mit der Bedeutung: Die irdischen Güter müssen befestigt bleiben. Es muss für den einzelnen Menschen ein Recht auf irdische Güter geben, und dieses Recht muss beschirmt werden.

Das Privateigentum ist ein hohes Gut, meine lieben Freunde. Wir Heimatvertriebenen, die wir alles aufgeben mussten, und nur mit dem Bündel in der rechten und in der linken Hand unsere Heimat verlassen mussten, wir wissen, was es bedeutet, mittellos, eigentumslos zu sein. Das Privateigentum ermöglicht die freie Betätigung der Einzelpersönlichkeit. Eigentum macht frei. Es deckt und entwickelt sozial unerlässliche Anlagen: Arbeitsfleiß, sorgsame Ausnützung der Arbeitsmittel, Sparsinn, Erfindungsgabe, gesunden Erwerbssinn, fruchtbares Vorwärtstreben. Das Eigentum bildet die materielle Voraussetzung der Bildung und der Erhaltung der Familie. Als ich die höhere Schule besuchte, mussten die Eltern im Monat 20 Mark für den Besuch der Schule bezahlen – Schulgeld. Die Eltern haben es sich vom Munde abgespart. Eigentum ist bei gerechter Aufteilung der Wirtschaftsgüter die beste Grundlage des gesellschaftlichen Friedens; wenn jeder etwas hat, ist der Neid eingedämmt. Doch über allem Eigentum steht das Wort des Herrn: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo Rost und Motten sie verzehren, wo Diebe kommen, sie ausgraben und stehlen. Sammelt euch vielmehr Schätze im Himmel, wo nicht Rost und Motten sie verzehren, wo keine Diebe kommen, sie ausgraben und stehlen. Sammelt euch Güter, die nicht vergehen, die in alle Ewigkeit bleiben.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Eigentum (2)

Die Notwendigkeit von Eigentum

23.08.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir versucht, zu erklären, dass das Eigentum, das Privateigentum eine Einrichtung ist, die von Gott eingesetzt wurde. Indem er das Gebot gab: „Du sollst nicht stehlen!“ hat er die Eigenberechtigung und das Eigentum in seinen Schutz genommen. Wir wollen heute fragen: Welches ist denn die Begründung dieser Ordnung? Warum soll, warum muss es nach Gottes Willen Eigentum geben? Nun, eine gewisse Befestigung der irdischen Güter und damit auch eine geordnete Verteilung derselben sind notwendig zum leiblichen Bestand unseres Lebens. Die lebensnotwendigen Güter stehen nicht alle in unbeschränkter Fülle zur Verfügung, sondern sie reichen nur dann für alle, wenn sie in kluger und berechnender Weise verteilt werden. Wenn alle Menschen mit den Dingen, die wir zur Ernährung, Bekleidung und Wohnung notwendig haben, nach Belieben umgehen würden, dann wäre in kürzester Zeit für niemand mehr etwas da. Wenn die Güter aufgeteilt werden auf möglichst viele, dann spürt jeder die Notwendigkeit, sie klug zu verwalten, sie zu bewahren, womöglich zu vermehren. Man spricht von nachhaltiger Bewirtschaftung; dieser Begriff stammt aus der Forstwirtschaft. In der Forstwirtschaft hat man Nachhaltigkeit gefordert in dem Sinne, dass nicht mehr Holz geschlagen werden darf, als nachwächst, damit auch für künftige Generationen noch etwas da ist. Und dann hat man diesen Begriff ausgeweitet auf die gesamte Wirtschaft. Die Bedürfnisse der Gegenwart müssen so befriedigt werden, dass auch für die Befriedigung der Bedürfnisse der kommenden Generationen genug übrig bleibt. Dieses Ziel wird aber nur erreicht, wenn jeder einzelne mit dem ihm anvertrauten Eigentum gewissenhaft und sparsam wirtschaftet. Die meisten lebensnotwendigen Güter stehen nicht ohne weiteres bereit, sondern sie werden erst und nur durch Arbeit gewonnen. Die Natur bietet uns Rohstoffe, aber sie müssen verfeinert, veredelt, verarbeitet werden. „Du sollst“, sprach Gott, „im Schweiße deines Angesichtes die Erde bebauen.“ Das gilt fast von allen unseren Nahrungs- und Bekleidungsmitteln und erst recht von den Mitteln der höheren Kultur: von Wohnung, Verschönerung und Vergeistigung unserer Arbeit. Da also die Arbeit zur Beschaffung der Lebensgüter notwendig ist, muss sie auch Einfluss haben auf ihre Verteilung. Wer viel arbeitet, kann sich viel erwerben; wer wenig arbeitet, wird sich wenig erwerben. Die Arbeit ist ein unabsetzbarer Rechtstitel, Eigentum zu erwerben entweder direkt, indem sie einem Menschen dient, sich gewisse Lebensgüter zu erarbeiten, etwa auf dem Felde oder in einer Werkstatt, oder indirekt als Anspruch auf entsprechenden Lohn. Die Arbeit würde ihre wichtige Funktion – vielleicht ihre wichtigste Funktion – verlieren, wenn sie nicht ein Rechtstitel auf Eigentum wäre. In der Heiligen Schrift steht der Satz: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Andererseits ist die Arbeit nicht der einzige Rechtstitel, Eigentum zu erwerben, sonst müsste man den Arbeitsunfähigen und den Arbeitslosen das Recht auf die Lebensgüter absprechen, was natürlich ungerecht und unmöglich ist. Die Arbeit setzt auch eine gewisse Eigentumsordnung schon voraus. Man benötigt ja zur Arbeit Arbeitszeug, Arbeitskleidung, man benötigt Betriebskapital und Bildungsmittel.

Es folgt daraus, dass Arbeit und Eigentum fest zusammen gehören, aber nicht dieselbe Sache, nicht das gleiche Recht bedeuten. Die Arbeit hat auch nicht allein den Zweck, für die Güter des täglichen Bedarfs aufzukommen. Es gibt auch andere Motive zur Arbeit, und es gibt auch andere Arten von Arbeit. Die Arbeit kann nicht allein durch irdische Güter gemessen und gewertet werden, sonst wäre sie ja Hungerarbeit oder Sklavenarbeit oder noch so hoch bezahlte Lohnarbeit. Nein, Arbeit ist immer auch etwas Persönliches, etwas Menschliches, etwas Geistiges. Die Arbeit hat höhere Zwecke zu erfüllen. Sie dient dem Menschen dazu, sich hinaufzuarbeiten. Durch Arbeit wird der Mensch auf eine höhere Ebene geführt. Die Einzelpersönlichkeit wird durch die Arbeit geformt und gebildet und vermag sich dann umso wertvoller in die Gemeinschaft einzubringen. Eines aber ist sicher: Zur Entfaltung des Menschenlebens ist ein gewisses Maß von Besitz und Gebrauchsgütern unerlässlich. Die katholische Soziallehre hat immer dafür plädiert, dass Eigentum geschaffen wird, dass den Eigentumslosen Eigentum vermittelt wird. Das weit gestreute Privateigentum ist eine Grundforderung der katholischen Soziallehre. Bei Gütergemeinschaft fehlt für die meisten Menschen der Trieb zur Arbeit. Es fehlt die rechte Verteilung und Ordnung der Arbeit in der Gesellschaft, die Eifersucht und der Unfriede wird gesteigert. Nein, wenn jeder über gewisse Güter verfügt, ist der Austausch möglich, gibt es einen Markt, auf dem man für das eine etwas anderes bekommt. Die Arbeitsprodukte und alle Gegenstände werden leichter vermittelt, wenn es Privateigentum gibt. Der einzelne Mensch bedarf zu geordneter Selbstliebe und zur Wahrung der inneren Freiheit der Verfügungsgewalt über gewisse äußere Güter, von denen sein Leben und Wirken abhängt. Ihm genügt nicht der augenblickliche Genuss und Gebrauch; der Mensch denkt auch an die Zukunft. Er verlangt deswegen eine dauernde Grundlage für Existenz und Arbeit, und diese gewährt das Eigentum. Das Einzelleben wächst sich aus zur Familie. Die Familie hat Rechte schon vor dem Staat und vor der Gesellschaft. Natürliche Neigung und Verpflichtung treibt die Eltern an, Eigentum zu erwerben, das sie dann den Kindern vermitteln können. Der Kulturfortschritt der Menschheit ist weithin an das Vorhandensein von Privateigentum gebunden. Um den Geist und die Kraft zu entfalten, muss man sich die Arbeitsgebiete frei auswählen können. Es muss auch die stetige und lohnende Verfolgung des gewählten Arbeitsgebietes möglich sein. Der Wett-eifer von Aufgaben und von Tätigkeiten, von Wohltätigkeiten setzt das Eigentum voraus. Wovon will man denn Wohltätigkeit üben, wenn man kein Eigentum besitzt? Diese Kräfte gedeihen normal nur in der wirtschaftlichen Selbstständigkeit.

Im alten Rom gab es den Begriff des Proletariats. Proletarier war derjenige, der keine Steuern zahlte und nicht zum Heeresdienst eingezogen wurde. Er hatte kein Vermögen; sein einziger Besitz war seine Nachkommenschaft – „*proles*“, das ist das lateinische Wort für Nachkommenschaft, deswegen Proletarier. Im 19. Jahrhundert wurde der Begriff neu aufgewärmt und bezeichnete jene Klasse in der Gesellschaft, die nichts besitzt als ihre Arbeitskraft. Die katholische Soziallehre hat damals die Parole ausgegeben: „Entproletarisierung des Proletariats“, d.h. es soll auch dem Lohnarbeiter möglich sein, ein Vermögen, wenn auch noch so gering, zu erwerben, Eigentum zu besitzen und es in seiner Familie weiterzugeben. Eines freilich ist ausgeschlossen: Es ist unmöglich, meine lieben Freunde, durch Verteilung der vorhandenen Güter, Gerechtigkeit zu schaffen. Wenn Sie heute das gesamte Vermögen des Volkes aufteilen, gleich aufteilen an alle, dann werden morgen schon wieder die einen mehr haben als die anderen, denn die Kräfte des Erwerbs sind verschieden, die Motive des Erwerbs sind verschieden, der eine ist sparsam, der andere verschwenderisch; also durch Verteilung gibt es keine Gerechtigkeit. Das Maß an Entwicklungsmöglichkeiten und die dafür nötigen Güter sind ja verschieden; der eine braucht viel, der andere wenig. Ein ganz bestimmtes auf ihn zugeschnittenes Maß an Unterhalt, Sättigung und Sorglosigkeit braucht jeder, ja, vielleicht sogar darüber hinaus auch etwas an Bequemlichkeit oder sogar an Luxus. Luxus bezeichnet das über das jeweils als notwendig erachtete Maß hinausgehende Vermögen, die darüber hinausgehenden Verhaltensweisen und Aufwendungen beim Gebrauch von Gütern. Was unter Luxus verstanden wird, hängt von kulturellen Standards ab, von Einkommenshöhe und Konsumgewohnheiten, auch von den sozialetischen Vorstellungen. Luxus ist ein relativer Begriff. Ich kann mich erinnern: In meiner Schulzeit verkaufte die Hausmeisterin der Schule in der großen Pause Fläschchen mit Kakao; das Fläschchen kostete damals 5 Pfennig. Ich sah diese Einrichtung als Luxus an, denn ich hatte nicht die 5 Pfennig, um mir jeden Tag ein Fläschchen zu kaufen. Also da sieht man die Relativität des Begriffes des Luxus. Das richtet sich auch nach dem Angebot, nach der

Reichhaltigkeit oder der Knappheit des Güterangebotes. In der russischen Gefangenschaft galt es als Luxus, wenn man sich einmal satt essen durfte. Alle Vorstellungen von Luxus haben in der Alltags Erfahrung eine gemeinsame Basis, nämlich dass die Knappheit der verfügbaren Güter angesichts der Vielfalt und Vielzahl menschlicher Bedürfnisse einen sparsamen Umgang erfordert, gleichzeitig jedoch dem Besitzenden einen aufwendigeren, auch verschwenderischen Gebrauch ermöglicht. Vor einigen Jahren hat sich der reiche Industrielle Gunter Sachs aus Schweinfurt umgebracht. Gunter Sachs war ein schwerreicher Mann; er lebte im Luxus. Einmal mietete er ein Flugzeug, das über dem Haus der französischen Schauspielerin Brigitte Bardot Rosen abwarf – das ist Luxus. Das Streben nach Luxus ist eben mit einem Doppelcharakter behaftet. Es kann zu einem Laster werden, weil man sich an den Luxus verkauft, weil man ihn nicht mehr entbehren kann. Aber selbstverständlich wird durch Luxus auch die Nachfrage gesteigert, werden Arbeitsplätze geschaffen. Der Luxus hat Beschäftigungseffekte. Heute ist das Streben nach Luxus zu einem gesamtgesellschaftlichen Leitbild geworden. Jeder will Anteil haben am Luxus, und das ist ja auch in einem gewissen Umfang möglich. Denken Sie an die Heilbäder. Im 19. Jahrhundert konnte nur die Oberschicht sich nach Bad Ems oder in ein anderes Heilbad begeben. Heute kann jeder, auch der Arbeiter, auch der Angestellte in ein Heilbad gehen. Das Streben nach Luxus ist zu einer Orientierung, aber auch zu einer Möglichkeit des Alltags geworden. Heute gibt es Luxusautos für jeden, Luxuswohnungen, Luxushotels. Eben weil die leiblichen und geistigen Bedürfnisse verschieden sind, müssen auch die Rechte verschieden sein. Eine vollständige Gleichbehandlung wäre sinnlos. Das ist der tiefste Grund, warum ein völliger und reiner Kommunismus nicht möglich ist, auch nicht in den katholischen Ordensgemeinschaften. Karl Marx unterschied zwei Phasen der kommunistischen Gesellschaft. In der niederen Phase gilt: Jedem nach seiner Leistung; in der höheren Phase: Jedem nach seinem Bedürfnis. Beide Prinzipien wurden in der Sowjetunion niemals verwirklicht. Es gibt kaum eine Gesellschaft, die so ungleich war wie die Gesellschaft der Sowjetunion. Die Menschen müssen, auch in der bestorganisierten Gesellschaft und gerade in ihr, zerfallen in Führer und Geführte, in Bahnbrecher und Helfer, in Geistesarbeiter und Handarbeiter, in Ärmere und Reichere. Die Begabungen sind eben verschieden, der Arbeitswille ist verschieden, die Funktionen und Leistungen sind verschieden, und darum auch der Erwerb von Eigentum und von Mitteln. Aber immer noch, meine lieben Freunde, immer noch steht im 1. Brief des Apostels Paulus an Timotheus: „Wir haben nichts mitgebracht in diese Erde und wir werden auch nichts mitnehmen. Haben wir Nahrung und Kleidung, so wollen wir damit zufrieden sein.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Eigentum (3)

Die Verwendung des Eigentums

30.08.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An den beiden vergangenen Sonntagen haben wir Sinn und Zweck des Eigentums nach Gottes Willen uns vor Augen geführt. Wir wollen heute noch eine dritte Überlegung anfügen, nämlich: Wie wird denn dieses Gebot, das Eigentum zu erwerben und zu benutzen, erfüllt?

Eigentum, so haben wir gesehen, legt eine große Verantwortung auf. Die Verantwortung liegt zunächst bei der Gesellschaft, beim Staat, bei der Organisation. Gott hat Grundsätze, die wesentlich für das Eigentum sind, selbst aufgestellt. Der erste lautet: Das Eigentum darf und soll beim Einzelnen befestigt werden. Es soll der Besitz ein eigener sein. Der zweite Grundsatz lautet: Das letzte Ziel des Eigentums ist die harmonische Entwicklungsmöglichkeit des einzelnen. Das Eigentum soll dem Menschen die Möglichkeit geben, seine Fähigkeiten, seine Kräfte, seine Pläne zu verwirklichen. Aber alles Übrige, abgesehen von diesen zwei Grundgedanken, müssen wir Menschen leisten. Wir müssen also dafür sorgen, dass das Eigentum beschafft wird, dass es verteilt wird, dass die Rechte auf das Eigentum gewahrt werden. Die gesellschaftliche Arbeit soll dem einzelnen dienen, nicht dem Kollektiv. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, die sozialwirtschaftliche Arbeit soll einer Organisation, einem Kartell, einer Partei, dem Staat zugutekommen. Nein, das ist falsch. Die persönlichen Rechte des einzelnen sollen und müssen durch das Privateigentum gewahrt werden. Die geistige Persönlichkeit des einzelnen steht immer höher als eine noch so gewaltige Produktion oder als die Durchsetzung und Erhaltung einer genossenschaftlichen Lebensform. Die Gesellschaft hat die Aufgabe, die Beschaffung und die Verteilung der Lebensgüter so zu ordnen, dass das geistige Dasein des einzelnen nicht grundsätzlich hintangesetzt und geschädigt wird, also nicht mit bloßem Zwang, nicht mit bloß mechanischer Gewalt. Ohne ein gewisses Maß von Freiheit kann der Mensch nicht das werden, was er nach Gottes Willen werden soll. Selbst das angebliche Gemeinwohl kann es nicht rechtfertigen, dass die Einzelpersonlichkeit auch in wirtschaftlichen Dingen völlig entrechtet wird. Die Gesellschaft muss ihre Wirtschaftsweise so einrichten, dass jeder einzelne nach Maßgabe seiner Kräfte, seiner Leistungsfähigkeit und seines Leistungswillens über ein entsprechendes Maß von wirtschaftlicher Freiheit verfügt. Darum wäre es gegen den Sinn des Eigentums, wenn ganze Klassen des Volkes, etwa die Arbeitnehmer, nichts anderes wären als Produktionskräfte, als lebendige Maschinen, die zur Arbeit gezwungen sind, vielleicht mit Aufgebot ihrer letzten Kräfte und mit unzulänglicher Belohnung. Es ist ein Ruhmesblatt unserer Kirche, meine lieben Freunde, dass die soziale Gesetzgebung zuerst und zuoberst von katholischen Männern und Frauen geleistet wurde, von Priestern und Bischöfen; sie haben zuerst das soziale Evangelium verkündet. Und wir sind stolz, in einer Stadt zu wohnen, wo der große Sozialbischof Ketteler gewirkt hat.

Es ist auch gegen den Sinn des Eigentums, wenn die Verteilung der irdischen Güter so ungleichmäßig ist, dass alle Produktionsmittel und auch ein Übermaß von Gebrauchsgütern in den Händen von Wenigen angesammelt werden, die aber eine ungeheure Macht besitzen, mit der sie schalten und walten können, wie sie wollen. Das ist die Gefahr von Kartellen. Kartelle sind Vereinbarungen oder

Vereinigungen von Unternehmen zu dem Zweck, die Erzeugung oder den Verkehr von Waren durch Beschränkung des Wettbewerbs zu beeinflussen. Das ist der Sinn der Kartelle: Beschränkung des Wettbewerbs und dadurch die Möglichkeit, die Preise zu diktieren. Kartelle können zu einer Überhöhung von Preis und Kosten führen. Durch Bildung von Monopolmacht wird das Ziel der leistungsgerechten Einkommensverteilung vereitelt. Kartelle suchen, die Märkte zu regulieren und wettbewerbsbedingte Risiken auszuschalten. In den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts gab es ein internationales Glühlampenkartell. Sein Zweck war, die Haltbarkeit von Glühlampen herabzusetzen, damit der Verbrauch gesteigert wurde. Heute haben wir ein Kartell der erdölfördernden Länder und Firmen. Die haben sich zu einem Preis- und Quotenkartell zusammengeschlossen, um die Preise diktieren, vor allem erhöhen zu können.

Im sozialen Organismus, meine lieben Freunde, stehen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in einträchtiger Beziehung und in einem gewissen Gleichgewichtsverhältnis. Die eine Klasse hat die andere durchaus notwendig. Das Kapital braucht die Arbeit und die Arbeit braucht das Kapital. Der Arbeitnehmer soll seine Pflicht tun, aber der Arbeitgeber hat mehr zu tun als seine Pflicht. Der Arbeitgeber schuldet dem Arbeitnehmer mehr als nur den Lohn. Man hat immer mehr erkannt, dass alle Mitarbeiter oder Beteiligten an einer Firma oder an einer Behörde eine Interessengemeinschaft sind, dass alle zum Funktionieren und Wohlergehen dieser Einheit beitragen können und sollen. Es waren katholische Sozialpolitiker, die darauf gedrungen haben, dass sich Arbeitnehmer Aktien erwerben. Durch Aktienerwerb wird man nämlich Miteigentümer einer Firma, man wird Mitunternehmer. Und zu diesem Zweck haben katholische Sozialpolitiker die Volksaktie und die Belegschaftsaktie eingeführt. Leider wurde dieses Unternehmen von den Arbeitnehmern nicht in genügendem Maße angenommen. Es gibt Firmen, in denen die Mitglieder regelmäßig aufgefordert werden, Vorschläge für die Verbesserung der Arbeitsabläufe zu machen, wodurch sie sich Prämien erwerben; auch das ist eine Form von Beteiligung. In Deutschland wurde nach dem Zweiten Weltkrieg die Mitbestimmung von Personen an gesellschaftlichen Entscheidungen eingeführt. Diesem Zweck dienten mehrere Gesetze. Im Jahr 1952 wurde das Betriebsverfassungsgesetz erlassen, also unter Adenauer. Die Aufsichtsräte der in Frage kommenden Gesellschaften bestehen zu einem Drittel aus Vertretern der Arbeitnehmer. Im Jahre 1976 wurde das Mitbestimmungsgesetz erlassen. Es bestimmte, dass der Aufsichtsrat der betreffenden Gesellschaften gleichmäßig mit Vertretern der Anteilseigner und der Arbeitnehmer zu besetzen ist. Die Unternehmensmitbestimmung umfasst wirtschaftliche Teilhabe und Mitbestimmung an der Leitung des gesamten Unternehmens. Das sind Großtaten der Soziallehre gewesen.

Aber wie auch die Gesellschaft ihre Aufgabe und ihre Verantwortung erfüllen mag, unberührt davon bleibt die Aufgabe des einzelnen gegenüber dem Eigentum, ob er nun arm ist oder reich, ob er Unternehmer ist oder Arbeitnehmer, ob er Angestellter ist oder Direktor, Kopfarbeiter oder Handarbeiter. Seine Aufgabe besteht darin, dass er sich, wie das Evangelium Christi will, als Verwalter des Eigentums, als Verwalter der irdischen Güter betrachtet, nicht als unumschränkter Herr. Er soll sich bewusst bleiben, dass die irdischen Güter nur Mittel sind zu einem höheren Ziele, das Gott ihm gesteckt hat. Und dieses höhere Ziel – sprechen wir ganz offen – ist das Heil der Seele. Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet. Es darf also nicht darauf ankommen, dass einer möglichst viele, unbegrenzt viele Güter in seine Hand bringt oder verbraucht ohne Rücksicht darauf, wie das seiner Seele tut, ob er dadurch seelisch veräußerlicht, hartherzig, ideallos, verantwortungslos wird, ob er dadurch ein Schlemmer oder Müßiggänger wird, ob er dadurch hartherzig und lieblos, ungerecht und rücksichtslos gegen seine Mitgeschöpfe wird. Wenn er in solcher unbedenklicher Weise sich bereichern und ausleben will, dann wird ihm der irdische Besitz zum Mammon – wie wir heute im Evangelium gehört haben –, zum Mammon der Ungerechtigkeit. Dadurch wird er zum wirklichen Schädling, und da muss der Staat eingreifen. Gewiss hat der Einzelne die Pflicht und auch das Recht, für sich zu sorgen, das leibliche und geistige Interesse wahrzunehmen. Das Maß ist verschieden für jeden einzelnen. Es ist unvermeidlich, dass z.B. die Produktionsmittel nicht gleichmäßig an alle verteilt werden können; sie müssen unter der Verantwortung von verhältnismäßig wenigen begabten und führungsstarken Persönlichkeiten stehen. Es ist auch unabänderlich, dass der Verbrauch und der Genuss der Gebrauchsgüter verschieden sind. Gerade darum wird aber der Einzelne prüfen müssen, wie viel er bedarf oder mit wie wenig er auskommt. Ein wirklich gewis-

senhafter Mensch geht ja ohnehin nicht darauf aus, möglichst viel zu brauchen, sondern mit wenig auszukommen, um seiner selbst willen, damit er nicht innerlich unfrei wird, und um der anderen willen, damit auch für die anderen etwas übrig bleibt. Es gibt Leute, die sagen: Ich kann mir alles leisten. O ja, mein Vermögen, mein Einkommen gestattet es mir, gestattet mir die Erfüllung jedes Wunsches. Aber eben diesen Leuten sollten wir sagen: Sprich lieber: Ich will mir nicht alles leisten; ich will Einhalt gebieten; ich will überwinden und verzichten. Die Pflichten, die das Eigentum auferlegt, müssen zu der Gesinnung der Anspruchslosigkeit führen. Katholische Christen dürfen keine Schlemmer und keine Völlerei sein, katholische Christen müssen immer Ascese, Beherrschung und Überwindung an sich selbst ausüben. Es ist das Ziel, so einfach und bedürfnislos wie möglich zu leben, um den anderen das Leben zu erleichtern und schön zu machen.

Der Besitzende und nach Besitz Strebende sollte auch auf die Last des Besitzes achten; der Besitz kann eine Last sein. In einem Drama von Gerhart Hauptmann „Schluck und Jau“ heißt es: „Besitz ist Last. Trag du die Last, Kamerad!“ – er hat recht. Der Besitz muss ja ständig umsorgt werden, um ihn zu erhalten und zu pflegen, vor Schaden zu schützen und vor Verlust zu bewahren. Je größer der Besitz, desto schwerer die Last. Der große katholische Unternehmer August Thyssen in Essen hat einmal bekannt: „Ich habe Zeiten durchmachen müssen, in denen der einfachste meiner Werksangehörigen gewiss nicht hätte mit mir tauschen mögen, wenn er die Sorgen hätte übernehmen müssen, die den Werksbesitzer nicht tagelang, sondern monatelang und jahrelang drückten.“ Unser Herr hat seinen Jüngern ein Gleichnis vorgelegt: Ein Bauer hatte eine überreiche Ernte eingefahren. Er hatte nicht genügend Platz, um die Früchte unterzubringen. Da ließ er die Scheuer niederreißen und neue Scheuern errichten. „Dann“, sagte er, „will ich zu meiner Seele sagen: Du hast Vorräte für viele Jahre. Ruh dich aus, iss und trink und lass es dir wohl sein.“ Aber da sprach Gott zu ihm: „Du Tor, heute Nacht noch wird man deine Seele von dir fordern!“ Der Besitzende sollte immer mit der Möglichkeit des Verlustes rechnen: Naturkatastrophen können Häuser zerstören, Wälder vernichten, Feldern die Fruchtbarkeit nehmen, Diebe können einbrechen, Räuber können Gegenstände entwenden, die Geldentwertung, die Inflation entreißt den Menschen das Vermögen, vernichtet alle Ersparnisse. Millionen Deutsche haben durch Vertreibung ihren gesamten Besitz verloren. Der Besitz ist und bleibt immer gefährdet. Wie angebracht ist die Mahnung des Apostels Paulus: „Die Zeit ist kurz. Die kaufen, sollen so sein, als besäßen sie nicht. Die mit der Welt verkehren, als verkehrten sie nicht mit ihr. Denn die Gestalt dieser Welt vergeht.“

Wer Besitz hat, sollte auch an die Sozialpflichtigkeit des Besitzes denken; er sollte teilen. Die Mildtätigkeit, die Wohltätigkeit ist eine strenge Pflicht. Wir sollen nicht nur geben, wir müssen geben, wenn wir Kinder unseres himmlischen Vaters bleiben wollen, der die Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse und der Regen fallen lässt über Gerechte und Ungerechte. „Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“ Und der Lieblingsjünger Johannes, der ja besonders in die Gedanken des Herrn eingedrungen ist, schreibt: „Wer die Güter der Welt hat, und seinen Bruder Not leiden sieht, aber sein Herz vor ihm verschließt – wie kann die Liebe zu Gott in ihm bleiben?“ Der Besitzende soll seinen Besitz benutzen, um Gutes zu tun. Nichts hat man so sicher, meine lieben Freunde, wie das, was man weg gibt. Die Not, das Ungenügen, der Hunger schreit aus allen Erdteilen zu uns. Von dem indischen Weisen Mahatma Gandhi stammt das schöne Wort: „Dem Hungernden muss Gott in der Form von Brot erscheinen.“ Wir sind es unserem Gott schuldig zu teilen. Den gläubigen Menschen war es alle Zeit, in zwei Jahrtausenden, ein Anliegen, Not zu lindern, Hilfe zu bringen, zu schenken, zu geben, zu teilen. Wahre, dauernde, ausgiebige und selbstvergessene Mildtätigkeit ist eine Tochter des christlichen Glaubens. Strohfeuer der Nächstenliebe, vorübergehende Anwandlungen der Hilfsbereitschaft brennen auf allen Herden. Als ewige Lampe aber brennt die Liebestätigkeit nur im Heiligtum des Glaubens.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Gott lässt seiner nicht spotten

06.09.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der eben gehörten Epistel aus dem Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde in Galatien steht der Satz: „Gott lässt seiner nicht spotten.“ Dieser Satz beinhaltet zwei Aussagen. Erstens, dass es Menschen gibt, die Gottes spotten. Gottes spotten heißt: ihn verächtlich behandeln. Zweitens, dass Gott sich den Spott nicht gefallen lässt. Wenn sein Gesetz unbeachtet bleibt, dann erwächst aus dieser Missachtung Unheil für den Menschen. Gott lässt seiner nicht spotten. Vielleicht fragt der eine oder andere von Ihnen: Stimmt das? Straft Gott wirklich seine Missachtung? Höhnern nicht die Übermütigen: Ich habe gesündigt, und was ist mir geschehen? Nichts. Sagt nicht der Atheist: Gott straft das Böse nicht? Ruft nicht der Herrscher in der Ballade von Heinrich Heine, Belsazar, ruft nicht der babylonische Herrscher: „Jehova, dir künde ich ewig Hohn. Ich bin der König von Babylon“?

Gott lässt seiner nicht spotten. Er ist der Schöpfer und Herr der Natur. Er hat seine Gesetze der Natur eingepreßt, die wir in der Physik, in der Chemie, in der Biologie gelernt haben. Die Naturgesetze lassen nicht mit sich spaßen. Wenn der Mensch sie missachtet, schlägt die Natur zurück. Die Menschen haben drauflos gewirtschaftet: immer mehr Ansprüche, immer mehr Annehmlichkeiten, immer mehr Lebensqualität, wie Willi Brandt gefordert hat. So hat man die Natur ausgebeutet, den Energieverbrauch ins Unermessliche gesteigert. Jetzt spüren wir die Folgen. Das Klima ändert sich: Dürre nimmt zu, Wüsten breiten sich aus, Gletscher schmelzen, der Wasserspiegel des Meeres steigt, Inseln werden überschwemmt. Der Juli war der heißeste Monat seit Beginn der Wetteraufzeichnungen im Jahre 1880. Das Rhein-Main-Gebiet leidet besonders unter der Trockenheit. Es hat seit Februar in unseren Breiten viel zu wenig geregnet. Seit Jahresbeginn hat es auf dem Frankfurter Flughafen 160 Liter Regen auf den Quadratmeter nicht geregnet. Spricht vielleicht der Klimawandel einen Kommentar zu dem Satze: Gott lässt seiner nicht spotten?

Seit vielen Jahren kennen wir die Antibiotika. Das sind Stoffwechselprodukte, die empfindliche Mikroorganismen entweder abtöten oder ihre Vermehrungsfähigkeit hindern. Wir kennen etwa 7000 Antibiotika, davon sind einige für medizinische Zwecke brauchbar. Antibiotika werden daher in der Tierzucht verwendet; man füttert sie den Tieren, den Schlachttieren. Rückstände der Antibiotika im Fleisch können dazu führen, dass der Mensch gegen Antibiotika resistent wird, dass sie bei ihm nicht mehr wirken. Es gibt biologische Gesetze, und man hat diese biologischen Gesetze missachtet. Vielleicht erfüllt sich auch hier das Wort: Gott lässt seiner nicht spotten.

Die Berge ziehen viele Menschen an. Es ist immer wieder ein Erlebnis, hinaufzusteigen in die Höhe und von da den Blick über die Bergwelt zu genießen. Aber das Bergsteigen birgt Gefahren. Man bedarf der gehörigen Ausrüstung, Anleitung, Führung. Auch das Wetter muss mitspielen. Kälteeinbrüche, Regengüsse, Gewitter können den Bergsteigern gefährlich werden. Es gibt auch im Bergsteigen Gesetzmäßigkeiten, die beachtet werden wollen. Man kann nicht mit Turnschuhen auf den Großglockner steigen. Bis jetzt – bis jetzt! – sind dieses Jahr in den Bergen Österreichs 87 Menschen zu Tode gekommen, weil sie die Gesetzmäßigkeiten des Bergsteigens nicht beachtet haben. Gilt auch hier vielleicht das Wort: Gott lässt seiner nicht spotten?

Wir kennen unsere Politiker. Ihr Hauptinteresse besteht darin, gewählt und wiedergewählt zu werden, und so tun sie alles, um die Wähler zu ködern, versprechen ihnen möglichst viel Wohleben und möglichst wenig Anstrengung. Der Blick auf den Schlitz in der Wahlurne verstellt den Ausblick auf die Zukunft. Das ist der Unterschied zwischen einem Politiker und einem Staatsmann: Der Politiker denkt an die nächste Wahl, der Staatsmann denkt an die nächste Generation. Freiheit heißt das Hauptwort unserer Politiker, Freiheit auf jedem Gebiete, Freiheit zum Ausleben, zum Genuss, Lüsternheit und Libertinismus werden allenthalben ermutigt und gefördert; niemand spricht von der Enthaltsamkeit, Beherrschung oder Verzicht. Ordnung und Disziplin gelten als rechte Parolen. Von Gehorsam, Pflicht und Dienst wird kaum geredet. Und die Folgen? 2011 wurden in Deutschland 53.000 Angriffe auf Polizisten registriert, 2012 waren es 60.000. 165mal pro Tag wird im Schnitt in Deutschland ein Polizist angegriffen. Haben diese Zahlen etwas zu tun mit dem Worte des Paulus: „Gott lässt seiner nicht spotten“?

Deutschland ist kinderfeindlich. Die große Mehrzahl der deutschen Frauen und Männer ist kinder-scheu. Die Parole heißt: Nur keinen dicken Bauch. Die CSU-Staatssekretärin Dorothee Bär hat dieser Tage in einer Zeitung erklärt, das Verhältnis der deutschen Gesellschaft zu Kindern sei katastrophal, wörtlich: „Ob in der Schule, vom Staat, den Frauenärzten – eigentlich bekommen Frauen bei uns immer nur beigebracht, wie man Kinder verhindert, also wie man zu verhüten hat.“ Die Folgen der Kinderfeindlichkeit liegen zutage. Die Arbeitskräfte reichen nicht aus, Fremde werden hereingeholt – wir haben 4 Millionen Mohammedaner in Deutschland. Sie sind eine gewaltige Macht, und sie werden ihre Ansprüche geltend machen. Deutschland ist nicht mehr ausschließlich das Land der Deutschen. Die deutsche Identität ist dem Wohlstand geopfert worden. Ist vielleicht auch hier das Wort wirksam: Gott lässt seiner nicht spotten?

Gott hat Gesetze über den Gebrauch der Geschlechtlichkeit des Menschen gegeben. Das oberste Gesetz lautet: Geschlechtliche Betätigung ist nur gestattet in einer gültigen Ehe. Ein weiteres Gesetz verbietet jede gleichgeschlechtliche Betätigung; die Kirche hat sie immer als eine himmelschreiende Sünde gelehrt. Völlig unbehindert werden Gottes Gesetze missachtet und verhöhnt. Die Beliebigkeit und Willkür im Umgang mit der Geschlechtskraft wird propagiert und praktiziert. Die staatliche Gesetzgebung zieht sich immer mehr aus dem Schutz der geschlechtlichen Sittlichkeit zurück. An die Stelle der Ehe treten nichteheliche Lebensgemeinschaften; man kommt zusammen und trennt sich, wie es beliebt. Landesweit wird gleichgeschlechtliche Unzucht propagiert und verbreitet. Ist es ein Zufall, meine lieben Freunde, dass so viele, die sich gleichgeschlechtlich betätigen, die Aidskrankheit bekommen, oder erfüllt sich hier das Wort: Gott lässt seiner nicht spotten?

Jedes Jahr sagen sich Hunderttausende getaufter katholischer Christen von der Kirche los. Alle möglichen Gründe werden dafür genannt, und es gibt viele Gründe. Aber ein Grund wird verschwiegen, nämlich das Verhalten der Bischöfe. In jeder Armee gilt der Grundsatz: Verluste sind ein Vorwurf gegen die Führung. Sollte der Grundsatz in der Kirche nicht gelten? Die Führer der Kirche sind die Bischöfe. Sind sie an den Massendesertionen von Gläubigen unschuldig? Die Bischöfe sind die Gesetzgeber der Kirche. Sie haben seit dem Konzil und danach unzählige Dokumente über die Liturgiereform gefasst – seit Jahrzehnten wird bei uns Liturgiereform gemacht. Ich erhebe gegen die Liturgiereform zwei schwerwiegende Vorwürfe:

1. Die Liturgiereform hat den Gottesdienst der Kirche inhaltlich verarmt, dogmatisch ausgedünnt.
2. Sie hat die Erhebung der Gottesdienstteilnehmer zu Gott zurückgedrängt, sie spirituell verkümmert.

Aus der Ehrung und Anbetung Gottes scheint ein gehobenes Zusammensein von Menschen geworden zu sein. Was haben die Bischöfe damit erreicht? Sind die Kirchen voller geworden? Sie sind leer geworden! Die Gläubigen haben die Ummodelung des Gottesdienstes auf ihre Weise beantwortet. Sie sind dem veränderten Kult ferngeblieben und haben sich von der Kirche getrennt. Gilt auch hier das Wort: Gott lässt seiner nicht spotten?

Die Bischöfe sind die authentischen Lehrer der Kirche. Es ist ihnen aufgetragen, Gottes Wort unverkürzt und unverändert, gelegen oder ungelegen vorzutragen. Wann und wo und wie oft haben die deutschen Bischöfe den unverkürzten Glauben der Kirche gelehrt? Wie viel davon haben sie verschwiegen? Wer von ihnen hat in den letzten Jahrzehnten vom Reinigungszustand nach dem Tode oder von der Verwerfung gesprochen? Welcher deutsche Bischof hat jemals die Unterscheidungslehren zwischen Protestantismus und Katholizismus den Gläubigen unterbreitet? Wer von ihnen hat das unaufhebbare Dogma: „Außerhalb der Kirche ist kein Heil“ gelehrt? Im Augenblick ist die Deutsche Bischofskonferenz damit beschäftigt, die verbindliche Lehre über die Ehe und die Geschlechtlichkeit umzumodeln. Dadurch wird die Glaubwürdigkeit der Kirche erschüttert. Was wird die Folge sein? Dass noch mehr Menschen irre werden an der Kirche, die offenbar nicht mehr weiß, was Gottes Wille über der Ehe und über der Geschlechtlichkeit ist. Auch da erfüllt sich – davon bin ich überzeugt – das Wort: Gott lässt seiner nicht spotten.

Die Bischöfe sind die Hirten der Gläubigen. Sie sollen sie führen, leiten, weiden. Und wir wissen, wie es erleuchtete Bischöfe getan haben, ein Bischof Colmar von Mainz oder ein Bischof Kaller von Ostpreußen. Zeigen unsere Bischöfe einen mitreißenden Einsatz oder plätschern sie in seichten Gewässern? Wie viele Bischöfe durchheilen ihre Diözese von Nord bis Süd und von Ost bis West, gehen in die Hütten der Armen, suchen die Kranken auf, setzen sich in den Beichtstuhl und hören das Bekenntnis? Welcher Bischof nimmt sich der Abständigen an, der Ausgetretenen, der Zweifelnden? Kennen Sie einen Bischof, der eine verzehrende Seelsorge betreibt? Wenn aber das Beispiel von oben fehlt, wie will man von den Priestern erwarten, dass sie ihr Leben, ihre Zeit, ihre Kraft, ihre Gesundheit an die Gewinnung und Stärkung der Gläubigen wenden? Ist es verwunderlich, dass die Menschen der Kirche davonlaufen, die man nicht gewonnen hat? Gilt hier vielleicht auch das Wort: Gott lässt seiner nicht spotten?

Gott ist weder wehrlos noch machtlos. Aber er wehrt sich anders als die Geschöpfe und er gebraucht seine Macht auch anders als die Geschöpfe. In der Heiligen Schrift ist häufig vom Zorne Gottes die Rede. „Vor Gottes Zorn erbebt die Erde. Völker halten seinen Zorn nicht aus“, schreibt der Prophet Jeremias. „Wer kann vor deinem Zorn bestehen?“, fragt der Prophet Nahum. „Jeder Spötter ist ein Greuel vor dem Herrn“, so steht im Buch der Sprichwörter, „dem Spötter wird Gott selbst zum Spötter werden.“ Im Neuen Testament ist ebenso vom Zorne Gottes die Rede. „Gottes Zorn“, schreibt der Apostel Paulus, „offenbart sich vom Himmel her über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen. Mit deinem Starrsinn und deinem unbußfertigen Herzen häufst du dir Zorn auf für den Tag des Zornes.“ Und selbst der Lieblingsjünger Johannes schreibt: „Wer den Sohn nicht hören will, wird nicht schauen das Leben, sondern Gottes Zorn bleibt auf ihm.“ Die Kirche hat die Botschaft der Heiligen Schrift immer aufgenommen und in ihrer Liturgie zu Worte kommen lassen. Am Donnerstag nach Aschermittwoch heißt es im Kirchengebet: „Gott, du wirst durch die Sünde beleidigt und durch die Buße versöhnt: sieh gnädig auf das Gebet deines flehenden Volkes und wende ab die Geißeln deines Zornes, die wir für unsere Sünden verdienen.“ Und in der Litanei von allen Heiligen rufen wir: „Von deinem Zorne erlöse uns, o Herr.“ Gott zürnt nicht wie ein Mensch. Der Zorn Gottes ist der Abscheu seiner Heiligkeit vor dem Bösen. Thomas von Aquin lehrt eindeutig: „Der Zorn Gottes bezeichnet keine seelische Erregung, sondern die Wirkung des Zornes, nämlich die über den Sünder verhängte Strafe.“ Und Augustinus erklärt lapidar: „Zorn Gottes bedeutet die Gerechtigkeit seiner Strafen.“ Und er fügt hinzu: „Du hast es befohlen, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst ist ein jeder ungeordneter Geist.“ Heinrich Heine hat in seiner Ballade, die ich am Anfang der Predigt zitiert habe, geschildert, wie Belsazar, der babylonische König, Gott lästert: „Jehova, dir künd ich auf ewig Hohn. Ich bin der König von Babylon.“ Aber die Ballade von Heinrich Heine endet damit, dass in derselbigen Nacht Belsazar von seinen Knechten umgebracht wurde. Babylon endete bei einem Festmahl, Rom ging unter in rauschenden Festlichkeiten. So sterben solche Reiche: Den Becher in der Hand und die Gotteslästerung auf den Lippen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Erneuert euch

04.10.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Erneuert euch in eurer inneren Gesinnung und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist, in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit“, so haben wir in der Epistel des heutigen Sonntags gehört. Sie ist dem Brief an die Gemeinde in Ephesus entnommen. Paulus spricht zu Menschen, die einst Heiden waren und nun Christen sind. Er bezeichnet diesen Unterschied mit dem Wort vom „alten“ und vom „neuen“ Menschen. Beim Übergang vom Heidentum zum Christentum hat nach Paulus eine neue Schöpfung stattgefunden. Der alte Mensch ist vergangen, der neue geboren worden; der alte Mensch gestorben, der neue, der christliche Mensch entstanden. An einer anderen Stelle im gleichen Briefe drückt der Apostel den geschehenen Wandel mit den Worten aus: „Ihr waret einst Finsternis, jetzt aber seid ihr Licht, Licht im Herrn.“ Der alte Mensch lebte in der Finsternis, der neue lebt im Lichte. Nein, der alte Mensch war Finsternis und der neue Mensch ist Licht. Der neue Mensch, der Christ, ist seinsmäßig vorhanden. Taufe, Firmung, Gnade und Wahrheit haben ihn geschaffen. Aber er muss lebensmäßig verwirklicht werden. Was im Sein geschehen ist, das muss im Tun bestätigt werden. Deswegen ergeht die Mahnung: „Leget ab den alten Menschen mit seinem vorigen Wandel, ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist, in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ An einer anderen Stelle im selben Briefe mahnt der Apostel die Gemeinde: „Wandelt würdig der Berufung. Ihr dürft nicht mehr wandeln wie die Heiden in der Nichtigkeit des Sinnes. Wandelt als Kinder des Lichtes.“ Es lassen sich viele Verhaltensweisen nennen, die den alten Menschen, also den Heiden, den unchristlichen, den achristlichen Menschen vom neuen Menschen, vom wahren Christenmenschen unterscheiden. Ich denke zum Beispiel an das Kind. Im Heidentum war die Einstellung zum Kind miserabel. Man praktizierte wie selbstverständlich die Empfängnisverhütung, man kannte die Abtreibung, Kinder, die unerwünscht geboren wurden, setzte man aus. Das Christentum hat diese Praktiken kompromisslos verworfen, und die katholische Kirche als die genuine Form des Christentums, als die einzige genuine Form des Christentums, verwirft diese Praktiken bis heute. Ein anderes Beispiel: Der alte Mensch, der Heide, war versessen auf Besitz. Er wollte möglichst viel zusammenraffen, möglichst viel genießen, möglichst viel erleben. Der neue Mensch ist mit Wenigem zufrieden, er weiß, dass Genießen gemein macht und verbringt sein Leben in Bescheidenheit. Oder noch ein Beispiel: Der alte Mensch handelt nach dem Grundsatz: Wie du mir, so ich dir. Bist du mir gut, bin ich dir auch gut; bist du mir böse, bin ich dir auch böse. Der neue Mensch handelt nach dem Grundsatz: „Einer trage des anderen Last, und so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“

Der alte Mensch, um es kurz zu sagen, lebt nach dem Fleische; der neue Mensch lebt nach dem Geiste. Im Geiste leben heißt: eine neue Lehre von Gott und eine neue Lehre vom Menschen leben und bewahren. Das Christentum bringt die Botschaft von Gott, dem Schöpfer und dem Erlöser, von Gott dem Heiligen, dem Gerechten, dem Barmherzigen. Es weiß nichts vom Neid der Götter, von dem die Heiden sprachen. Der Gott des Christentums ist der Befreier von der Sünde und Schuld, er sendet seinen Sohn auf die Erde, um die Wahrheit und Gnade kund zu tun, noch mehr: er gibt ihn hin in den Tod, um den Menschen das selige, das ewige Leben zu erwerben. So ist der Gott der Christen, der neuen Menschen. Das Christentum bringt auch die Botschaft von der Gleichheit aller Menschen.

Das Christentum hat die Stände nicht abgeschafft, denn sie sind unentbehrlich. Es muss immer Regierende und Regierte, es muss immer Herren und Diener, es muss immer Meister und Gesellen geben. Aber: Das Christentum hat den Irrtum überwunden, als ob es Unterschiede in der Menschenwürde gäbe. Nach christlicher Lehre haben alle Menschen den gleichen Wert vor Gott, die gleiche Menschenwürde. Die Einteilung der Menschen in Untermenschen und Menschen, diese Einteilung, die die Nazis vorgenommen haben, ist zutiefst unchristlich. Es gab freilich auch in unserer Gesellschaft immer noch Unterschiede in der Menschenwürde. Ich werde nie vergessen, wie mein Großvater mir mehrmals erzählte: In der Kaiserzeit – also bis 1918 – fing der Mensch in Deutschland erst beim Reserveoffizier an. Damals erschien in einer satirischen Zeitschrift ein Bild eines Soldaten, der an einem Offizier vorüberging. Der Offizier herrschte ihn an: „Wohin gehst du?“ „Zum Speisen.“ Da belehrte ihn der Leutnant: „Merke dir: Majestät, der Kaiser, speist; ich esse und du frisst.“

Der neue Mensch ist da, aber die Neuheit, das neue Leben, der neue Wandel ist ständig bedroht. Es besteht die Gefahr des Rückfalls in die Altheit, in das alte Leben, in den alten Wandel. Das ist die Rückkehr vom Geiste zum Fleische. Der Apostel Paulus musste der Gemeinde in Galatien vorhalten: „Im Geiste habt ihr angefangen. Wollt ihr jetzt im Fleische vollenden?“ Das Christentum hat den neuen Menschen geschaffen. Wir Christen sind neue Menschen. Aber die Arbeit am Ausbau der Neuheit darf nicht aufhören. Der neue Mensch ist geprägt von den christlichen Grundtugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe. Wir stehen – Gott sei es gedankt – im rechten Glauben, aber wir können und sollen unseren Glauben vertiefen, lebendig machen. Wir sollen vor allem aus dem Glauben leben. Wir tragen die Hoffnung in uns auf die Verzeihung der Sünden, die Gnade Gottes und das ewige Leben. Aber wir können und sollen die Hoffnung sicher und wahrhaft unerschütterlich machen, sodass sie uns in den Wechselfällen des Lebens trägt. Wir üben die Liebe, die höchste aller Tugenden, die Liebe zu Gott und zu den Menschen. Aber wir können und sollen die Liebe reiner und fleckenloser machen, als sie bisher ist. Wir sind neue Menschen, und dennoch ergeht an uns der Ruf: „Erneuert euch in eurer inneren Gesinnung und ziehet den neuen Menschen an.“ Das ist die Aufforderung zur Nacharbeit an der Neugeburt.

Erneuerung, meine lieben Freunde, geschieht im Inneren des Menschen, in der Gesinnung. Erneuerung ist also zunächst und zuoberst keine Frage der Formen, der Strukturen, der Verhältnisse. Erneuerung zielt auf die Umwandlung des Menschen, nicht auf die Verbesserung des Einkommens. Erneuerung will die Richtung des Willens ändern, nicht die Behaglichkeit vermehren. Innerlich erneuerte Menschen werden – falls es notwendig ist – auch die Verhältnisse ändern, ganz gewiss, aber die neue Ausrichtung auf Gott vermittelt ihnen die Maßstäbe für die Änderung der Verhältnisse. Das ist der grundlegende Fehler, der seit Jahrzehnten in unserer Kirche vor sich gehenden Bewegung. Man hat auf Wandlungen von Formen und Strukturen gesetzt statt auf die Änderung der Menschen. Deswegen ist die ganze vom Konzil ausgelöste Bewegung unfruchtbar geblieben. Niemand ist durch das Konzil gläubiger, frömmer oder sittenreiner geworden. Handkommunion und Rätssystem schaffen keine neuen Menschen. Der Irrtum hält sich durch. Bis zur Stunde erwartet man von der Änderung der Gesetze einen Aufschwung des religiösen Lebens. Die Mehrzahl der deutschen Bischöfe unter der fatalen Führung des Herrn Marx in München geht daran, die sittlichen Normen über die Ehe und die Sakramente zu ändern. Das ist der falsche Weg! Nicht die Gebote muss man ändern, sondern die Menschen. Nicht die Gebote soll man an das Verhalten der Menschen anpassen, sondern das Verhalten der Menschen muss an die Gebote angepasst werden. Ich höre heute wie gestern die Ermahnung des Apostels: „Erneuert euch in eurer inneren Gesinnung, ziehet an den neuen Menschen.“ Der neue Mensch ist der vom Geist erfüllte und bewegte Mensch. „Wenn wir im Geiste leben“, so schreibt Paulus im Römerbrief, „so lasset uns auch im Geiste wandeln.“ Wir haben den Geist empfangen in der heiligen Taufe, in der heiligen Firmung, im Gebet, im Gottesdienst, bei jeder heiligen Kommunion. „Gott wird klein, sinkt dir ein, Menschenherz heißt sein Schrein“, hat Johannes Sorge im Ersten Weltkrieg gedichtet. Wir leben im Geiste. Unser irdischer Geist ist eine Verbindung mit dem Heiligen Geist eingegangen. Aber das Leben muss sich im Alltag bewähren im Reden, im Wollen, auch im Denken. Wir müssen im Geiste wandeln. Tun wir das, meine lieben Freunde? Tun wir das in genügendem Maße? Oder haben wir noch einiges aufzuholen? Hören wir die Mahnung des Apostels: „Betäubet nicht den Heiligen Geist, mit dem ihr versiegelt für den Tag der Erlösung.“ Der Apostel Paulus

---

konnte schreiben: „Ich lebe. Nein, nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ – ein stolzes Wort. Gilt das auch von uns? Erkennen die Menschen Christus, wenn sie uns sehen? Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Sind wir christusförmig? Oder muss noch manches in uns umgewandelt werden, damit wir christusförmig werden? O meine lieben Freunde, möchte doch die Mahnung des Apostels unser Herz erreichen: „Erneuert euch in eurer inneren Gesinnung, ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist, in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Er glaubte mit seinem ganzen Hause

11.10.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Vordergrund der eben gehörten Lesung aus dem Evangelium steht nicht das kranke Kind, sondern der Vater, der Vater, der durch die Heilung seines Kindes zum Glauben kam. Es handelt sich um einen Dienstmann des Vierfürsten Herodes Antipas. Herodes Antipas war Tetrarch, also Vierfürst. Er war nicht König, aber man hat es sich angewöhnt, ihn als König zu bezeichnen, und deswegen spricht man auch von einem königlichen Beamten. Der Mann hatte alles versucht, um sein Kind zu heilen. Er hat bestimmt den Hausarzt kommen lassen, er hat gebetet wie nie im Leben, er hat vielleicht Gelübde gemacht, damit sein Kind wieder gesund würde. Aber es war alles vergebens; der Knabe lag im Sterben. Und jetzt erhebt sich nochmal ein Hoffnungsstrahl. Er hört, dass Jesus, der bisher in Jerusalem gewandelt war – also weit weg von Galiläa – zurückgekommen sei und in Kana weilte und deswegen angegangen werden könne. Und so macht er sich auf und besucht Jesus. Er bittet um Hilfe: „Komm herab, bevor mein Sohn stirbt.“ In seiner Hilflosigkeit weiß er keinen Rat mehr, als Jesus, den Helfer, anzugehen. Aber er hält die Hilfe, die Jesus bringt, nur dann für möglich, wenn Jesus zu ihm herabkommt. Er will seine persönliche Nähe erfahren, dass er dem Kind die Hand auflegt, dass er das heilende Wort spricht, das ist sein Glaube, sein anfanghafter Glaube. Jesus scheint ihn abzuweisen: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht.“ Das ist ein Vorwurf. Die Menschen seiner Zeit waren wundersüchtig und sie verließen sich, wenn sie Jesus angingen, nur auf ihre Sinne. Sie wollten sehen, sehen, wie er kam, wie er sprach, wie er seine Hand auferlegte. Und daher ist es eine unwillige Feststellung Jesu, dass die Leute immer nur Wunder verlangen und darauf ihren Glauben gründen, statt auf das Zeugnis, das er vom himmlischen Vater gibt, und auf die Erscheinung Gottes in ihm selbst.

Meine lieben Freunde, wir sind wahrscheinlich nicht sehr viel verschieden von den Menschen der damaligen Zeit. Auch wir möchten gern auffallende Wunder sehen. Auch wir haben eine Sehnsucht, das Göttliche mit Sinnen zu schauen. Ich habe einmal erlebt: In Sachsen kam ein Arbeiter zu mir – ein katholischer Arbeiter – und sagte: „Ja, wenn er doch einmal herauskäme aus dem Tabernakel.“ Er kommt nicht heraus aus dem Tabernakel. Wir suchen sinnenhafte Befriedigung, wir suchen Bestätigung unseres Glaubens durch die Erfahrung. Wir wollen eine augenfällige, handgreifliche Bestätigung unseres Glaubens. Wie der Apostel Thomas: „Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, nicht meinen Finger an die Stelle der Nägel und meine Hand in seine Seite lege, glaube ich nicht.“ Aufsehenerregende Wundertaten sind heute selten geworden. Ich habe schon einmal erwähnt, dass der Bischof von Lourdes die Seltenheit von in Lourdes geschehenen Wundern darauf zurückführt, dass der Glaube nicht mehr kräftig genug ist, dass die Menschen nicht wahrhaft von der Überzeugung erfüllt sind: Gott kann Krankheiten heilen, die Menschen zu heilen unfähig sind. Es gibt aber auch heute noch vereinzelt wunderbare Heilungen. Vor allem gibt es wunderbare Erhörungen von Gebeten, Bekehrungen von Sündern, die man nicht für möglich gehalten hätte. Auch das Wirken Gottes in der Natur ist ein unfassbares Wunder. Der heilige Augustinus hat einmal daraufhin gewiesen, dass wir das Säen, das Wachsen, das Sprießen und das Fruchtttragen in der Natur als selbstverständlich ansehen. Es ist aber gar nicht selbstverständlich, es ist eine Wirkung von Gottes Allmacht, es ist Aus-

druck seiner Schöpfermacht. Das sind Wunder, unerhörte Wunder. Manche Biologen wollen die Wunder in der Natur durch Evolution, Entwicklung erklären. Es gäbe eine Entwicklung von ganz einfachen Lebewesen zu den höchsten, nämlich auch zum Menschen. Es gibt eine Überschreitung der Arten in der Entwicklung, so sagen sie, und diese Entwicklung macht Gottes Wirken überflüssig. Meine lieben Freunde, ich habe die Evolutionstheorie wiederholt gründlich studiert, aber ich habe mich nie überzeugen können, dass die aufeinander gestülpten Hypothesen der Biologen überzeugend sind. Niemand hat bisher nachgewiesen, dass aus einer Art eine andere wird; die andere Art ist einfach da. Wenn die Evolution stimmen sollte, wenn also es tatsächlich so wäre, dass durch Auslese im Kampf ums Dasein die am besten Angepassten überleben, dann ist das überhaupt kein Einwand gegen Gottes Wundertätigkeit. Die Evolution muss ja auch geschaffen werden, die ist ja auch nicht von selbst entstanden. Die Evolution ist selbst einer Erklärung bedürftig. Nein, Wunder sind auch heute zu konstatieren, nur muss man die Augen dafür öffnen.

Jesus lässt sich durch die Bereitschaft des Mannes, an seine Wundertätigkeit zu glauben, nicht davon abhalten, das Wunder, das ihm angesonnen wird, zu wirken. Der Mann lässt sich auch nicht abweisen: „Herr, komm schnell herab, bevor mein Knabe stirbt.“ Und Jesus sagt ihm: „Geh nach Hause, dein Sohn lebt.“ Das heißt: Kehre ruhig zurück, er ist gesund geworden. Jesus will damit sagen: Ich kann dein Kind auch heilen, ohne nach Kapharnaum gehen zu müssen, ich spreche jetzt mein heilendes Wort. Und damit stellt er den Glauben des Mannes auf eine schwere Probe. Der Mann wollte ja, dass Jesus zu ihm komme, aber Jesus weigert sich, zu kommen. Er muss ohne den Wundertäter heimkehren und auf sein bloßes Wort vertrauen, dass sein Kind am Leben bleiben wird. Der Mann besteht die Probe. Er glaubt an das Wort, das Jesus zu ihm gesprochen hat, und geht nach Hause. Er hat Vertrauen zu Jesus. Und er hat die Freude, die große Freude, schon unterwegs die Kunde zu erhalten, dass sein gläubiges Vertrauen nicht enttäuscht worden ist. Das Fieber ist um die gleiche Stunde von dem Knaben gewichen, als Jesus zu ihm sprach: „Dein Sohn lebt.“ Es war um ein Uhr mittags. Das Fieber ist keine Krankheit, sondern es zeigt eine Krankheit an. Aber wenn das Fieber den Menschen verlässt, dann ist das ein Zeichen, dass die Krankheit überwunden ist. Deswegen konnten die Boten melden: „Das Fieber verließ ihn um die siebente Stunde“ – dreizehn Uhr nach unserer Zeit. Die Genesung ist also auf ein Wort, auf das bloße Wort oder besser auf den bloßen Willensentschluss Jesu hin geschehen. Er muss nicht persönlich anwesend sein, um zu heilen, seine Wundermacht überbrückt die räumliche Ferne.

Noch haben Christi Worte die gleiche Wundermacht wie damals. Meine lieben Freunde, wir erleben in jeder heiligen Messe, dass der Priester über Brot und Wein die Worte der Wandlung spricht. Was sein eigenes Können angeht, ist es gleich null. Er kann nur das vollziehen, was Christus ihm aufgetragen hat: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Und er spricht die Worte, menschliche Worte, die als solche nichts bewirken können, wenn nicht in ihnen die Kraft Christi anwesend wäre. Die Worte: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“ sind heute genauso mächtig wie die Worte am Anfang der Welt: „Es werde Licht.“ Wir sehen die Wirkung nicht. Wir wissen, dass sich in den Elementen der Messfeier in einer geheimnisvollen, uns unzugänglichen Tiefe eine Wandlung, tatsächlich eine Wandlung, eine Transsubstantiation vollzieht, auf das bloße Wort des Heilands hin. Sein Wort ist wundermächtig heute wie damals. Und wir müssen seinem Worte trauen, so wie der königliche Beamte dem Wort Jesu getraut hatte. Und das ist das Wunder, das der Herr gewirkt hat, im Herzen dieses Mannes: Er wurde gläubig mit seinem ganzen Hause. Das äußere Wunder war nur der Anlass für ein inneres Wunder, nämlich für das Gläubigwerden des Mannes. Er hatte ja schon einen anfanghaften Glauben an den Wundertäter, an den Menschen Jesus, dem er erhebliche Kräfte zutraute. Aber jetzt ist sein Glaube verwandelt, jetzt glaubt er an den Sohn Gottes, an den kommenden Messias. Jetzt ist sein Glaube der von Christus geforderte. Der Beamte, seine Familienangehörigen und seine Dienerschaft finden zum Glauben, zum Glauben an den gottgesandten Messias. Diese Wendung: „Er glaubte mit seinem ganzen Hause“ hat noch eine andere, wichtige Bedeutung. Wenn wiederholt von dieser Wendung im Evangelium Gebrauch gemacht wird, dann besagt dies, dass, wenn ein Hausherr zum Glauben kam, auch seine Familienangehörigen den Glauben annahmen und zur Taufe fanden. Es ist das insofern ein Beleg für die schon damals übliche Kindertaufe. Alle kamen zum Glauben: die Erwachsenen, indem sie persönlich dem Glauben zustimmten, die Kinder, indem sie den Glauben als Habitus, als Anlage in

der Taufe empfangen. „Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.“ Dieses Gläubigwerden bedeutet den vollen Anschluss an den Meister und Herrn. Der Glaube verbindet mit Christus, verbindet mit seiner Person. Er ist nicht nur Anhänglichkeit an einen Wundertäter, nein, er ist die Übergabe an Christus als den menschengewordenen Sohn Gottes.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Einig im Notwendigen, unterschiedlich im Erlaubten

18.10.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ich möchte Ihnen heute einige Verse aus dem Evangelium nach Matthäus vorlesen, die Sie wahrscheinlich in Ihrem Leben noch nicht gehört haben: „Wem soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Es gleicht Kindern, die auf dem Markt sitzen und den anderen zurufen: Wir haben euch aufgespielt, aber ihr habt nicht getanzt; wir haben die Totenklage begonnen, aber ihr habt nicht getrauert. Denn Johannes trat auf, aß nicht und trank nicht, da sagen sie: Er ist besessen. Der Menschensohn trat auf, aß und trank, da sagen sie: Seht einen Schlemmer und Trinker, einen Freund der Zöllner und Sünder! Und gerechtfertigt wurde die Weisheit durch ihre Werke.“ In diesen Versen aus dem Evangelium des Matthäus hat der Herr uns ein Stück jüdischer Volkskunde überliefert. Jesus verwendet die Spiele von Kindern zum Gleichnis. Die Kinder spielen einmal Hochzeit und möchten Musik dazu machen und erwarten, dass andere sich beteiligen und tanzen; aber die wollen nicht. Ein anderes Mal spielen die Kinder Begräbnis und erwarten, dass die anderen trauern und klagen; aber sie versagen sich, es ist ihnen zu fad. Weder das lustige noch das traurige Spiel gefällt ihnen. Genauso, meint Jesus, macht es das zeitgenössische Geschlecht mit ihm und mit Johannes. Johannes passt ihnen nicht, weil er ein Asket ist. Er trinkt nicht, er isst nicht, er lebt in der Wüste. Und doch lehnen sie ihn ab. Jesus kam, aß und trank, ging zu den Sündern, nahm an ihren Gastmählern teil. Zu Johannes sagen sie: Er ist besessen, also vom Teufel beherrscht. Zu Jesus sagen sie: Er ist ein Fresser und Weinsäufer. „Und doch“, sagt Jesus, „und doch ist die Weisheit durch ihre Werke gerechtfertigt worden“, d.h. es gibt eben doch Menschen, die dem Herrn Gerechtigkeit widerfahren lassen, ebenso wie seinem Vorläufer.

Wir haben heute viele, viele Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche, welche das Christentum kritisieren. Kritik ist heute große Mode. Kritikfähigkeit wird von Studenten an erster Stelle verlangt. Kritisieren, das haben die Menschen gelernt, das haben auch die Christen gelernt, das haben auch die katholischen Christen gelernt: kritisieren, unaufhörlich kritisieren. Den einen ist das Christentum zu weltfremd, den anderen ist es zu weltlich. Was ist nun wahr? Hat nicht Benedikt XVI. die Entweltlichung des Christentums gefordert? Also dass es weniger weltlich sein soll, dass es sich mehr innerlich auf Christus, auf die Religion, auf die Gnade zubewegen soll. Was ist denn richtig? Bei den Kritikern des Christentums gibt es zweierlei Leute: Die einen suchen ehrlich nach der Wahrheit. Sie haben von ihrer Umwelt Vorurteile aufgenommen, und doch ist ihnen das Christentum nicht gleichgültig. Sie finden manches interessant, z.B. der Herr Gysi, der Vorsitzende der Fraktion der Linken im Bundestag, sagt, er ist ein Heide, aber er hat Respekt vor dem Christentum. Mit solchen Menschen, die ehrlich suchen, muss man Geduld haben. Man muss ihnen aber auch klarmachen, dass nicht allein der eigene Verstand zur Erkenntnis führt, sondern die Gnade Gottes. Man muss ihn in der Gnade demütig bewegen, dann schenkt einem Gott Erkenntnisse, an die man vorher nicht gedacht hatte. Vielleicht haben Sie in der Zeitung gelesen, dass vor kurzem der große schwäbische Unternehmer Liebherr, der die Kräne baut, in Bodenheim einen Vortrag gehalten hat. In dem hat er ausgeführt, er sei ein 68er. Er habe das Christentum abgeworfen, den Papst beschimpft, aber er hat zum Glauben gefunden. Er war in Fatima, er war in Medjugorje; die Mutter Gottes, so ist er überzeugt, hat ihm den

Weg zum Glauben gewiesen. Andere freilich sind so weit vom Christentum, dass sie kaum Aussicht haben, das Heil zu finden. Sie kritisieren aus reiner Lust an der Kritik. Sie sind selbstherrlich, sie meinen, sie allein wüssten, was recht ist. Das Ergebnis ihrer Prüfungen liegt von vornherein fest, sie wollen sich selbst bestätigen. Mit solchen Menschen kann man schwerlich diskutieren. Es gibt auch das furchtbare Wort Jesu: „Werft das Heilige nicht den Schweinen vor und gebt das Heilige nicht den Hunden preis.“ Es gibt Menschen, mit denen lohnt es sich nicht, zu diskutieren, denn sie wollen nicht zur Wahrheit kommen. Sie sind völlig von sich eingenommen und mögen sich nicht der Wahrheit beugen.

Ist die Wahrheit des Christentums mehrdeutig? Hat es ein vielfaches Gesicht? Oder gibt es nur eine Wahrheit? Die Wahrheit ist im Letzten Gott selbst. Gott ist die Wahrheit, und diese Wahrheit können wir nur im Spiegel und im Gleichnis erkennen. Also nicht, wie sie in sich selbst ist, sondern so wie sie in unserem menschlichen Verstand sich spiegelt. Um ein Beispiel zu nennen: Gott ist gerecht, aber Gott ist auch zugleich die Liebe. Ist das ein Widerspruch? Bei Gott nicht. Gott ist genauso von Gerechtigkeit erfüllt wie von Liebe. Wenn Menschen mehr die Barmherzigkeit, also die Liebe zum gefallenen Geschöpf lieben, dann ist das begreiflich. Aber Gott hört deswegen nicht auf, in gleichem Maße gerecht zu sein. Gott ist das eine wie das andere. Und heute besteht die große Gefahr, die Barmherzigkeit übermäßig zu betonen oder allein gelten zu lassen. Nein, Gott ist ebenso liebevoll wie gerecht, ebenso barmherzig wie gerecht. Leider ist sich die Christenheit im Verständnis des Christentums nicht einig. Von Anfang an sind Irrlehrer aufgetreten, haben Abspaltungen von der Kirche vorgenommen und Sondergemeinschaften gebildet. Und das ist das Merkwürdige: Sie alle berufen sich auf die Heilige Schrift. Aber sie legen sie falsch aus. Ein bekannter evangelischer Theologe hat erklärt: „Das Neue Testament begründet nicht die Einheit des Glaubens, sondern die Verschiedenheit der Konfessionen.“ Nach dessen Meinung können sich alle die verschiedenen Konfessionen auf das Neue Testament berufen. Der Grund, weshalb dieser Mann – Konzelmann heißt er – zu dieser Ansicht kommt, ist darin gelegen, dass er das oberste Prinzip aller Bibelauslegung nicht kennt: die Glaubensanalogie. Was ist Glaubensanalogie? Unter der Analogie des Glaubens verstehen wir den Zusammenhang der Glaubenswahrheiten untereinander und im Gesamtplan der Offenbarung. Glaubensanalogie heißt, dass es keine Offenbarungs- oder Glaubensaussage in der Kirche geben kann, die nicht in Analogie stünde und zu stehen habe zu dem einen objektiven Glauben. Und das gilt auch für die Auslegung der Heiligen Schrift. Altes Testament und Neues Testament sind innerlich aufeinander bezogen. Das Alte Testament ist der Schattenwurf, der Typus; das Neue Testament ist die Verwirklichung, die Leibhaftigkeit, die Erfüllung. Altes Testament und Neues Testament haben eine so große Ähnlichkeit zueinander, dass das Neue Testament im Alten verborgen und das Alte Testament im Neuen offenbar ist. Innerhalb des Alten und des Neuen Testaments darf man keine einzelne Offenbarungsaussage für sich allein nehmen, sondern man muss jede einzelne Offenbarungsaussage in das Gefüge der gesamten Offenbarung einbauen. Ein Beispiel für den behaupteten Gegensatz innerhalb der Evangelien: Johannes, der Evangelist, berichtet in seinem Evangelium nichts von der Einsetzung der Eucharistie beim letzten Abendmahl. Ja, hat er davon nichts gewusst? Oder hat er es bewusst ausgeklammert? Wir wissen, dass die Einsetzung des Abendmahls bei den übrigen drei Evangelisten steht und dass Paulus ausführlich davon berichtet. Wer jetzt hergehen würde und sagen würde, für Johannes existiert das eucharistische Opfersakrament nicht, der würde sich gegen die Glaubensanalogie verfehlen. Außerdem gibt es Anzeichen, dass Johannes sehr wohl von der Einsetzung der Eucharistie wusste; er schildert nämlich die Fußwaschung ausführlich, wo sich der Herr gleichnishaft als das Sühneopfer, das für die anderen sich hingibt, dargestellt hat. Und wir haben auch die große eucharistische Rede, die er an seine Jünger gehalten hat, als er mit ihnen noch wanderte. Alle noch so gegensätzlich scheinenden Offenbarungsaussagen kommen zu jener Einheit der beiden Testamente zusammen, die auf den einen Gott als den Urheber der beiden Testamente zurückgeht. Diese Glaubensanalogie ist auch das Prinzip der kirchlichen Entscheidungen. Es stehen Häretiker auf; sie verabsolutieren eine bestimmte Wahrheit des Evangeliums – Luther z.B. die Rechtfertigung aus dem Glauben. Für ihn ist das Evangelium nur interessant, wenn es von der Rechtfertigung aus dem Glauben spricht. Diesem falschen Ansatz setzt das kirchliche Lehramt die Glaubensanalogie entgegen, d.h. die Glaubensaussagen, die zu dieser einen im Gegensatz stehen und die sie relativieren und auf den rechten Kern zurückführen.

Nicht jeder kann alle Aspekte der Offenbarung aufnehmen und bewältigen. Denken wir an unseren Herrn und Heiland. Er ist ja in mannigfacher Hinsicht zu erkennen, zu bewundern und anzubeten: als Kind, als Wanderprediger, als Wunderheiler, am Kreuze, in seiner Auferstehung. Den einen zieht es mehr zum leidenden Heiland und seinem Kreuze, den anderen mehr zum durchbohrten Herzen des Herrn. Die Herz-Jesu-Verehrung hat sich gegen viele Widerstände durchsetzen müssen. Und auch heute noch gibt es katholische Christen, die sie nicht üben. Mir sagte einmal ein bekannter Priester: „Ich bin kein Herz-Jesu-Onkel.“ Nanu! Ich bin in einer Pfarrei aufgewachsen, die dem Christkönig geweiht war. Über dem Hochaltar stand ein schönes Kreuz mit dem Heiland daran. Eines Tages kam ein neuer Pfarrer. Er ersetzte das Kreuz durch eine schöne Statue des auferstandenen Herrn. Ist das ein Widerspruch? Mitnichten, meine lieben Freunde, denn der Gekreuzigte ist nicht weniger König als der Auferstandene; er herrscht vom Kreuze. Soll das Christentum mehr weltzugewandt oder mehr weltabgewandt sein? Nun, es muss die richtige Mitte eingehalten werden zwischen Weltzugewandtheit und Weltabgewandtheit. Und Benedikt XVI. hat eben Recht, wenn er für die Gegenwart fordert, dass eine Entweltlichung stattfinden muss, dass die Menschen in der Kirche sich mehr dem Innerlichen zuwenden müssen. Heute wird vom Christentum verlangt, es müsse moderner werden. Mit wem Sie auch sprechen, ob das Abständige sind oder praktizierende Christen, sie alle sind sich einig: Das Christentum muss moderner werden. Ja, was meinen sie damit: Die Kirche muss moderner werden? Was meinen sie damit? Das bedeutet in der Regel: Die Wahrheit Gottes soll verstümmelt, seine Gebote sollen abgebaut werden – das nennt man modern. Wenn die Kirche das täte, wäre sie nicht mehr die Heilsanstalt und die Heilsgemeinde Gottes. Es wäre ihre Selbstzerstörung, aber daran arbeiten manche.

Die Kirche wird vom Heiligen Geist geleitet. Das ist eine unumstößliche Wahrheit. Aber es gibt viele Schäden und Mängel in der Kirche. Stammen sie auch vom Heiligen Geist? Mitnichten. Sie stammen von den Menschen. Diese sind immer in Gefahr, Gott nach ihrem Bilde zu gestalten, wie Feuerbach richtig behauptet hat. In der Kirche gibt es gottbestellte Autoritäten. Sie haben das Recht und die Pflicht, den Kirchengliedern die Glaubens- und die Sittenlehre verbindlich vorzulegen. Aber was ist, wenn sie selbst davon abweichen, wie manche deutsche Bischöfe? Wir müssen die Verkündigung der kirchlichen Hirten hören und annehmen. Aber wir hören sie mit unserem Verstande und vergleichen sie mit der sicheren Glaubenslehre und der gültigen Ordnung der Kirche. Wenn wir bei dieser Prüfung mit Gewissheit feststellen, dass die Äußerungen der kirchlichen Hirten davon abweichen, dürfen, ja müssen wir Widerspruch anmelden. Annahme und Gehorsam werden nur einer einwandfreien Verkündigung geschuldet. Den Juden fiel auf, dass Johannes und Jesus beide das Reich Gottes verkündeten, aber jeder auf seine eigene Art. Der eine, Johannes, betonte mehr den Ernst: „Die Wurfschaufel ist an die Tenne gelegt. Das Feuer wird hervorbrechen.“ Er hat den ganzen Ernst des Gerichtes, das ja mit dem Reich Gottes verbunden ist, den gläubigen Zuhörern unterbreitet. Jesus hat den Ernst nicht verschwiegen. Auch er hat vom Gericht und oft vom Gericht gesprochen, aber er hat natürlich auch die Freude des Reiches Gottes geschildert, im Hochzeitsmahle, zu dem die Menschen eingeladen sind. Das Reich Gottes ist beides; es geht vom Ernst aus und es führt zur Freude. Das Heilsgeheimnis in Christus ist eben so reich, dass es von einem Menschen, einer Gemeinschaft, einer Richtung nicht ausgeschöpft werden kann. Es soll in der Kirche deswegen durchaus mehrere Richtungen geben. Sie haben die Aufgabe, die Wahrheit des Christentums je auf ihre Weise zu erforschen und dazustellen. Also: Die Augustinisten halten sich mehr an Augustin und Plato, die Thomisten halten sich mehr an Thomas von Aquin und Aristoteles. Das ist völlig unbedenklich; sie ergänzen sich gegenseitig. Eines freilich muss gewahrt bleiben: Die Richtungen dürfen nicht von der Einheit, dem Bekenntnis und Verständnis der christlichen Wahrheit abweichen. Ich erinnere mich, dass in meiner Studienzeit manche Mitbrüder die Verehrung der Dreimal Wunderbaren Muttergottes in Schönstatt mit ironischem Lächeln bedachten. Wenn man sich aber bemüht, den Titel „Dreimal Wunderbare Mutter“ zu verstehen, dann erkennt man, dass er sinnvoll ist. Wunderbar sind alle Heiligen, weil Gott sie ja herrlich ausgestattet hat, aber keiner von ihnen kommt an die Mutter des Herrn heran. Ist sie nicht dreimal wunderbar? Die einen sehen als wünschenswerte Reform an, was die anderen als verderblichen Missbrauch verurteilen. Wer hat Recht? Die Antwort ergibt sich aus Übereinstimmung des Gegenstandes mit der Lehre der Kirche und der gesunden Tradition. Es hat wohl keine Zeit gegeben, meine lieben Freunde, in der nicht die priesterliche Ehelosigkeit angefochten war. Im-

mer gab es Menschen – auch in der Kirche –, die Anstoß nahmen am priesterlichen Zölibat. Im vorigen Jahrhundert war das so, im 19. Jahrhundert war es so; es ist keine Zeit frei von Angriffen. Selbstverständlich hat der Zölibat seine Schwierigkeiten. Aber ich behaupte: sie sind geringer als die Schwierigkeiten in der Ehe. Es ist leichter im Zölibat enthaltsam zu leben, als in der Ehe die Keuschheit und Reinheit zu bewahren. Die Kirche weiß, warum sie an diesem Gesetz festhält, allen Angriffen zum Trotz. Ihre gesunde Tradition bewahrt sie davor, hier voreilig den verführerischen Stimmen der Gegner nachzugeben. Wir dürfen innerhalb der Kirche nicht eng sein. Katholisch sein heißt, weit sein. Alles Gute und Wahre hat Platz in der Kirche. In der Kirche ist die Aufhebung aller Gegensätze beschlossen. Wer zur Strenge neigt, der sei streng gegen sich selbst, aber er tadle nicht den, der weniger streng ist. Wer sehr marianisch eingestellt ist, der ziehe nicht gegen die zu Felde, die sehr liturgisch eingestellt sind. Wir haben in der Kirche große Freiheit. Notwendig müssen wir im Glauben eins sein, aber in der Praxis des kirchlichen Lebens dürfen wir einzelnen berechtigten Richtungen folgen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Christus König kraft seiner Vereinigung mit der Gottheit und dank seines Erlösungs-  
werkes

25.10.2015 (Christkönigsfest)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte zur Feier des Königtums unseres Herrn Versammelte!

Wir begehen heute das Fest Christkönig. Manche meinen, die Bezeichnung Christi als König sei nicht geeignet, den Menschen der heutigen Zeit eine Vorstellung von der Bedeutung Christi zu geben. Papst Pius XI. war anderer Meinung. Er setzte im Jahre 1925 das Christkönigsfest ein, hat also unter diesem Titel Christus erneut in das liturgische Leben der Kirche gestellt. Er hatte dafür Gründe. Von allen Begriffen und Vorstellungen, die an die Autorität Christi über die Menschen in der Welt erinnern sollen, vermag keiner und keine das zu ersetzen, was im Bild des Königs ausgesagt ist. Der König ist auf Erden Träger höchster staatlicher Gewalt; er ist der höchste Repräsentant eines Reiches; er ist Gebieter und Herr von Gottes Gnaden. In Deutschland kennen wir keinen König mehr. Wir haben einen Kanzler oder eine Kanzlerin und einen Präsidenten. Aber diese Leute sind auf Zeit berufen. Sie sind ungeeignet, als analoge Bezeichnungen für Christi Herrentum zu dienen. Demokratisch bestellte Gewaltträger kommen und gehen, sind etwas Alltägliches. Christus ist König, gewiss, ein König eigener und einziger Art. Aber der aus den irdischen Herrschaftsverhältnissen genommene Titel „König“ vermag in analoger, also ähnlich/unähnlicher Weise, in analoger Weise zum Verständnis vom Königtum Christi zu führen. Das besagt im Einzelnen: Er ist König, weil er als Mensch unter allen Geschöpfen den Vorrang hat. Seine Herrschaft ist dem Willen der Untergebenen vorgegeben. Nicht von Volkssouveränität, sondern von Gottessouveränität ist hier die Rede. Bleibend und unantastbar ist sein Königtum, überragt jedes irdische Herrschaftsverhältnis, tritt auch mit keinem in Konkurrenz. Seine Macht stammt nicht von unten, sondern von oben. Sie ist voll und unbegrenzt, sie nimmt nicht ab und sie nimmt nicht zu, sie überspannt jede Zeit, sie ist ewig. Welches ist der Inhalt des Königtums Christi? Das Königtum Christi besagt die dem Gottmenschen eignende Herrschermacht und Herrscherwürde über die gesamte Schöpfung – und natürlich auch über die gesamte Menschheit. Er besitzt alle Befugnisse des Herrschers: Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung. Das Königtum Christi bezeichnet inhaltlich dasselbe wie die Bezeichnung Christi als des Hirten. Dadurch wird das Königtum Christi als Herrschaft im Dienste des Heils der Beherrschten gekennzeichnet. Wir bekennen das Königtum Christi in unseren Glaubensbekenntnissen: „Er sitzt zur Rechten Gottes“, weil er ein König ist, „seines Reiches wird kein Ende sein“. Der Glaube an das Königtum Christi ist nicht neu; er ist so alt wie das Christentum. Das heutige Fest stellt das Königtum Christi als Thema der Festfeier vor, aber es ist nicht die einzige Gelegenheit, um das Königtum Christi zu feiern. Das Motiv des Königtums Christi tritt auch bei anderen Gelegenheiten hervor: am Fest der Erscheinung des Herrn: „Wir sind gekommen, dem neugeborenen König der Juden zu huldigen“, am Palmsonntag breiten die Kinder die Palmen aus und singen: „Heil dem König Israels“, in der Kreuzverehrung des Karfreitags beten wir zu Christus als dem König, am Fest Christi Himmelfahrt wird seine glorreiche Verherrlichung, seine Aufnahme in das Königtum des Vaters begangen, in jedem Gloria und in jedem Te Deum rühmen wir Christus als König der Herrlichkeit.

Welches sind die Wurzeln des Königtums? Wie kommt er zu seinem Königtum? Der Papst Pius XI. führt das Königtum Christi auf zwei Wurzeln zurück. Erstens: auf die hypostatische Union, und zweitens: auf das selbst erworbene Recht des Werkes der Erlösung. Das Königtum Jesu ist also zuerst begründet worden mit seiner Menschwerdung. Er wurde als Mensch durch die hypostatische Vereinigung seiner Menschennatur mit der zweiten göttlichen Person König. Gott hat die ganze Fülle in ihm wohnen lassen, d.h. durch seine Würde als zweite Person in Gott, als der LOGOS, der sich eine menschliche Natur angeeignet hat, wird dieses Menschsein zum Königtum erhoben. Er wird über jede Macht und Herrschaft auf Erden gestellt. Jetzt kann Jesus sagen: „Alles ist mir von meinem Vater übergeben worden“, jetzt kann er sagen: „Was mein Vater mir gegeben hat, ist größer als alles.“ In der Fußwaschung, am Abend vor seinem Leiden, nahm Jesus in dem Bewusstsein, dass der Vater „alles in seine Hände gegeben“ hatte, diesen demütigen Dienst auf sich. „Der Vater richtet keinen; er hat das ganze Gericht dem Sohn übergeben.“ Mit dem Königtum Jesu sind die Verheißungen des Alten Bundes erfüllt. Die Propheten sprechen dem Messias die Königswürde zu. Sie schildern die Vorzüge des messianischen Reiches in glühenden Farben, oft unter dem Bilde der Verherrlichung Sions, der Messias wird bezeichnet als der Erbe des Thrones Davids. Der Messias erschien tatsächlich als König und Davids Erbe, aber unter Verzicht auf äußeren Pomp, unter Verzicht auf Anstrengung weltlicher Macht. Jetzt gelten von ihm die Aussagen, die sich in den Briefen an die Kolosser und an die Hebräer finden. „Er ist das Bild des unsichtbaren Gottes, Erstgeborener vor aller Schöpfung, denn in ihm wurde alles erschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen.“ „Er ist der Abglanz der Herrlichkeit Gottes und das Gepräge seines Wesens“, heißt es im Brief an die Hebräer. „Er trägt das All durch das Wort seiner Kraft und sitzt zur Rechten der Erhabenheit in der Höhe.“ Unter dem Titel des Königs wurde Christus vor seiner Geburt angekündigt, von den Weisen gesucht, im Himmel verherrlicht. In seiner eigenen Verkündigung erscheint Christus zunächst als Herold des Königs. Er ruft ja die Gottesherrschaft aus: „Tut Buße, gekommen ist die Herrschaft Gottes!“ Aber die Verwirklichung dieser Herrschaft ist ja in seine Hände gelegt, sie beginnt ja mit seiner Erscheinung, er ist ja selbst der Kernpunkt und der Mittelpunkt dieser Herrschaft, und deswegen nennt er sich selbst „König“. Furchtlos bekennt er vor Pilatus, er, der Misshandelte, der Verspottete, er, der Angespuckte, er bekennt vor Pilatus: „Ich bin ein König.“ Und so wahr er dieses Wort gesprochen hat, so wahr wird es uns bezeugt durch die Soldaten, denn sie verspotteten ihn als König. Sie haben also gehört, welchen Anspruch er erhebt. Und noch am Kreuze wird sein Königtum bezeugt: Hier hängt Jesus, der Nazarener, der König der Juden.

Der zweite Grund, weshalb Christus König genannt wird, liegt in dem Werk, das er verrichtet hat. Es ist die von ihm vollbrachte Erlösung. Der Begriff „König“ wird angewandt, um die soteriologische Funktion Christi zu bezeichnen, um sein Erlösertum zu deuten. „Der himmlische Vater hat uns errettet aus der Gewalt der Finsternis und in das Reich seines geliebten Sohnes versetzt“, so haben wir heute in der Epistel gehört – in das Reich seines geliebten Sohnes versetzt. Der König der Dornen ist der König des Weltalls. Er erklärte: „Ich werde, wenn ich erhöht bin, alles an mich ziehen.“ „Das sagte er“, schreibt Johannes, „um anzudeuten, auf welche Weise er sterben würde.“ Das ganze Leben Jesu war von erlöserischer Kraft. Aber das Erlösertum Jesu hat seinen Gipfel erstiegen, als er am Kreuze hing. Und am Kreuze hat er sich sein Volk erworben. Am Kreuze hat er sich die Erlösten geschaffen, da hat er sie in sein Reich geführt. Seitdem sind alle Erlösten diesem König zugehörig und unterworfen. Christus betrachtet die Hingabe seines Leibes und seines Lebens als Lösepreis anstelle vieler. Er hat sie ausgelöst, er hat sie losgekauft, jetzt gehören sie ihm. Er hat sie aus der Gewalt der Finsternis entrissen und mit Gott, dem Vater, versöhnt. Durch seinen Loskauf hat er die erlöste Menschheit für sich erworben, sie seinem Königtum unterstellt; nun gehören ihm die Erlösten. Gegenüber Pilatus drückt Christus diesen Zusammenhang mit den Worten aus: „Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme.“ Mit dem Hören der Stimme ist die Unterworfenheit unter seine Herrschaft gemeint, ist die Zugehörigkeit zu seinem Reiche ausgedrückt. Wer auf Christi Stimme hört, erkennt sein Königtum an.

Noch ist Christi Königtum verborgen, offenbar dem Glauben, unerkennbar für den Unglauben. Aber dabei wird es nicht bleiben. Seine unbeschränkte Ausübung – im Besonderen auch der richterlichen Gewalt – ist nur verschoben bis zu seiner endzeitlichen Verherrlichung. Diese Verherrlichung

begann mit seiner Auferstehung und Himmelfahrt und sie dauert fort im Sitzen zur Rechten des Vaters. Aber er wird sich erheben, er wird kommen, zu richten die Lebenden und die Toten. Gott hat dem Apokalyptiker Johannes gewährt, einen Blick in diese Zukunft zu werfen. Johannes, der Verbannete auf der Insel Patmos, schaute den Himmel offen. Er sah ein weißes Pferd, und den Reiter, der darauf saß und der „Treu und Wahrhaftig“ heißt. Er war angetan mit einem in Blut getauchtes Gewand, sein Name heißt: „Das Wort Gottes“. Aus seinem Munde erging ein scharfes Schwert, dass er mit ihm die Nationen niederschlage und sie mit eisernem Stabe weide. Auf seinem Gewande trug er einen Namen: „König der Könige und Herr der Herren!“ Das hat Johannes gesehen, und so wird es geschehen: Jesus wird kommen, um das Weltall seiner Vollendung entgegenzuführen und alles dem Vater zu übergeben, aber auch um Gericht zu halten über Lebende und Tote.

Der Heilige Vater, Papst Pius XI., beabsichtigte mit der Einführung des Christkönigsfestes, die Anerkennung der Herrschaft Christi in Familie, Gesellschaft und Staat zu fördern. Christus ist kein Schattenkönig. Seine Herrscherstellung hat obligatorischen Öffentlichkeitscharakter. Er herrscht über alle Dimensionen der menschlichen Existenz: über den leiblichen und den geistigen, über den religiösen und den sittlichen, über den privaten wie den öffentlichen Bereich. Es ist ein schwerwiegender Irrtum, zu sagen: Religion ist Privatsache. Das Gegenteil ist richtig: Religion ist öffentliche Sache. Christus will herrschen, nicht nur im Herzen des einzelnen Gläubigen, nein, auch in der Gesellschaft, auch im Staat. An uns, meine lieben Freunde, ist es, das Königtum Christi in unserem Denken, Wollen und Handeln sichtbar zu machen. Am vergangenen Freitag war ich im Kaufhaus Karstadt. An der Kasse saß eine Verkäuferin, die ein Kreuz um den Hals trug. Es war eine Ausländerin, eine Irakerin. Ich fragte sie: „Sind Sie Christin?“ Darauf antwortete sie stolz: „Ich bin eine Christin und streng katholisch.“ In dieser festlichen Stunde wollen wir uns zu Christus, unserem König, wenden und ihm geloben:

Herr Jesus Christus, unser König und Herr,  
lass uns treue Glieder deines Reiches sein.  
Lass uns dir dienen mit Herz und Hand.  
Lass uns für dich arbeiten, kämpfen und leiden.  
Lass uns dir Ehre einlegen und deine Bekenner sein.  
Lass wahr werden, was auf dem Obelisk am Petersplatz in Rom, steht:  
„Christus regiert, Christus siegt, Christus triumphiert“.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Seligpreisungen Jesu

01.11.2015 (Allerheiligen)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Festes Allerheiligen Versammelt!

Der Evangelist Matthäus hat in den Kapiteln 5-7 seines Evangeliums wichtige Teile der Verkündigung Jesu zusammengestellt. Man nennt sie die Bergpredigt. Unter diesen Redetexten Jesu, die Matthäus gesammelt hat, nehmen die so genannten Seligpreisungen, die wir eben im Evangelium gehört haben, eine wichtige Stelle ein. Sie sind ein Teil der eschatologischen, also der endzeitlichen Verkündigung Jesu. Sie geben die Bedingungen an für den Einlass in das Reich Gottes. Und dabei – wie wir gleich sehen werden – nehmen sie eine Umwertung aller Werte vor. „Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Damit sind zunächst die Unbegüterten gemeint, die sozial Zurückgesetzten, die kleinen Leute, die Unterdrückten. Aber diese Armen und Elenden sind zugleich auch die Frommen, im Unterschied zu den gottlosen Unterdrückern. Und weil sie ihr bedrücktes Los zum Anlass nehmen, ausschließlich Gott sich zuzuwenden, sind sie auch die Demütigen. Es ist also gerade nicht so, wie die Kommunisten meinen, dass Armut, Unterdrückung und Elend zum Aufstand gegen Gott verleiten müssen; das Umgekehrte ist der Fall: Physisches Elend und Unterdrückung können die Grundlage religiöser Haltung werden. Nicht die satten Reichen sind seliggepriesen, sondern die hungri- gen Armen. Reichtum, meine lieben Freunde, das wissen Sie alle, Reichtum verfettet, macht stumpf und träge, reizt zur Gottvergessenheit und zur Gottlosigkeit. Armut kann nach dem Willen Jesu Gott finden lassen, die Herzen aufschließen für die Übermacht des Göttlichen. Hinter den Armen seiner Zeit: den Handwerkern, den Fischern, den Beduinen Palästinas sieht Jesus zahllose Scharen Armer kommender Epochen der Geschichte, die ihr Schicksal nicht dadurch gewendet haben, dass sie Revolution machten und sich in die Paläste der Reichen setzten, sondern die ihr Los trugen in gläubigem Vertrauen auf die endliche Wende, die Gott einmal herbeiführen wird. Jesus sieht auch die geistlich Armen. Also die Männer und Frauen, die um Gottes Willen alles verlassen haben: Vater und Mutter und Heimat, und hinausgezogen sind, um das Evangelium zu verkündigen: in die Wüsten Afrikas und Amerikas, in die Steppen Asiens. Ich möchte an dieser Stelle nur erwähnen, dass es einmal bis nach Peking Dutzende von katholischen Bischofssitzen in Innerasien gab, die alle vernichtet wurden durch den Islam. „Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.“ Schon der Prophet Isaias hat den Menschen mit gebrochenem Herzen das Heil verheißen. Jesus nimmt diese Verheißung auf: „Ihr Gedrückten und aller Freude und allen Trostes Beraubten, habt Mut, euer harret in der künftigen Welt eine Entschädigung für das, was euch hier vorenthalten wurde.“ Es muss freilich die rechte Trauer sein, damit sie seliggepriesen werden. Seliggepriesen wird die Trauer über die Macht des Bösen in der Welt. Selig sind jene, die deshalb trauern, weil sie Gottes Weltordnung gestört sehen, weil sie beobachten, wie die Menschen sich gegen Gott empören, wie sie die Gesetze Gottes missachten; diese Trauer ist gemeint. Kennen wir nicht auch, wir, die wir hier versammelt sind, kennen wir nicht auch diese Trauer? Teilen wir sie nicht? Schmerzt es uns nicht, wenn wir den unaufhörlichen Niedergang unserer Kirche erleben: die leeren Priesterseminare, den Zusammenbruch der Ordensgemeinschaften, die Unfähigkeit und Schwäche vieler Hirten? Diese völlig überflüssige Synode? Die sich an das hätte halten sollen, was immer in der Kirche galt, dann hätte es sie nicht gebraucht! Wir haben ja die Sache der Kirche zu unserer Sache gemacht. Wie könnten wir diese Selbstzerstörung der Kirche nicht mit Trau-

er und Schmerz beobachten? Es gibt einen von den wenigen gläubigen und mutigen Theologieprofessoren, es ist der in Heidelberg lehrende Klaus Berger. Er schildert die Verhältnisse unter den Theologen mit folgenden Worten: „Es gehört oft zum guten Ton, gegen die Kirche zu sein. Wer nicht gegen die Kirche ist, kann nichts werden.“ Und dann kommt er auf die Laien zu sprechen: „Aus den ehemals engagierten katholischen Laien hat man einen Ameisenhaufen von Mächtgern-Kirchenreformern gemacht“ – denken Sie an die Schwätzer vom Komitee der deutschen Katholiken.

„Selig die Sanftmütigen, denn sie werden das Land erben.“ Die Sanftmütigen sind jene, denen aller Übermut und alles hochfahrende Wesen fremd ist, die nicht gegen ihr Geschick aufbegehren und um Rache rufen, sondern mit Geduld das Eingreifen Gottes erwarten. Die Sanftmütigen sind dem Heiland ähnlich. Er ist ja nach der Prophezeiung des Zacharias sanftmütig, und er zieht in seine Stadt ein nicht als kriegerischer Held auf einem Rosse – das Pferd ist ein Instrument der Kriegführung –, nein, er zieht ein auf einem Esel, auf einem Arbeitstier; und das zeigt seine Sanftmut. Wer so sanftmütig ist wie der Messias, der hört die Verheißung: „Heil euch Sanftmütigen, ihr werdet das Land besitzen.“ Das Land, von dem hier die Rede ist, ist der Himmel, ist die Seligkeit, ist die Gemeinschaft mit Gott. Sie kommen nicht zu kurz, die Sanftmütigen, ihrer harret ein Schatz im Himmel. Der Gegensatz zu den Sanftmütigen sind jene, die brutal und rücksichtslos nach Besitz, Gewinn und Macht streben in der Gesellschaft und in der Wirtschaft. Im Jahre 1904/05 veröffentlichte der evangelische Nationalökonom Max Weber, der große Soziologe, sein Werk: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. Dieses Buch erregte ungeheures Aufsehen – mit Recht. Was schreibt darin Max Weber? Die kalvinistische Religion habe den Gläubigen eingehämmert, er könne sein Heil nicht durch Sakramente erlangen. Es sei Gottes unerforschlicher Wille, wen er zum Heil auserwähle oder nicht – Prädestination nennt man das. Angesichts dieser Ungewissheit solle und könne der Mensch nichts anderes tun, als seiner Pflicht im Alltag nachzugehen. Der Erfolg in der Arbeit, der Gewinn von Reichtum sei ein Zeichen dafür, dass man zu den Erwählten gehöre. Aus dieser Gesinnung ist – nach Max Weber – der Kapitalismus entstanden mit seiner rücksichtslosen Erwerbstätigkeit, mit seiner mörderischen Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft, mit seinen verletzenden Ungleichheiten.

„Selig, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden.“ Die nach Gerechtigkeit verlangen, das sind jene, die sich danach sehnen, dass ihr Handeln mit dem Handeln Gottes übereinstimmen möchte. Es sind die gottliebenden Seelen, die die Sehnsucht haben, ganz im Einklang mit Gott zu leben, die Gott gleichförmig werden möchten, die den Heiland erfreuen möchten. Und doch müssen sie immer wieder feststellen, dass sie anders gewollt haben, als Gott will, dass sie die Selbstsucht überwältigt hat. Und dennoch haben sie den Hunger und den Durst nach Gerechtigkeit vor Gott nicht aufgegeben. Sie haben weitergearbeitet an sich, haben sich bezwungen, haben ihre Gelüste überwunden, sind immer wieder aufgestanden in der Sehnsucht, dem Heiland nachzufolgen. Diese Menschen werden von Gott selig gepriesen. Sie sind selig, weil sie nach Gerechtigkeit gehungert und gedürstet haben. Und er wird ihnen einmal die Gerechtigkeit schenken, die sie auf Erden durch eigene Anstrengung nicht haben finden können.

„Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Barmherzigkeit ist die Liebe zur gefallenen, zur sündigen Kreatur. Barmherzigkeit ist tätiges Mitleid, Mitleid mit den Schwachen, Unbegabten, Ungeschickten, Langweiligen. Mitleid mit denen, die nichts zustande bringen, die überall im Wege stehen, die scheinbar zu nichts tauglich sind, Mitleid mit den Erfolglosen, Verzagten, Kleinmütigen, Niedergeschlagenen. Das war und ist der Ruhm des Christentums, dass es das Erbarmen mit den Benachteiligten dieser Erde in die Welt gebracht hat. Jesus hat in dem Gleichnis von dem König und dem unbarmherzigen Knecht geschildert, wie Barmherzigkeit sich zeigt. Der König lässt seinem Knecht die ungeheure Schuld von 10.000 Talenten nach. Aber der Knecht selber ist nicht bereit, seinem Mitknecht die lächerliche Schuld von 100 Denaren nachzulassen – der eine Barmherzigkeit ühend, der andere Unbarmherzigkeit zeigend. Die barmherzig sind, finden Erbarmen bei Gott. Das ist ein entscheidender Gnadenakt, dass er die Menschen, die barmherzig waren, aus dem Gericht rettet.

„Selig die Herzensreinen, denn sie werden Gott schauen.“ Herzenreinheit meint hier nicht die sittliche Reinheit, also die Reinheit von der Sünde und noch weniger die Keuschheit, nein, Reinheit meint hier die volle, ungeteilte Hingabe an Gott, also die Menschen, die nichts anderes im Herzen tragen als die Sehnsucht, Gott zu dienen, und die keine Ansprüche für sich stellen, die Gott so dienen, dass ihre

Person dabei gar nicht in Frage kommt. Die also nicht dienen aus Berechnung, nicht um des Nutzens willen, sondern die Gott dienen, weil er Gott ist und Anspruch hat auf unseren Dienst. Sind es viele, die Gott so dienen? Der Verfasser des Buches von der „Nachfolge Christi“ schreibt vor 500 Jahren: „Jesus hat jetzt viele Jünger, die im himmlischen Reiche mit ihm herrschen möchten, aber wenige, die sein Kreuz auf Erden tragen wollen. Viele, die mit ihm essen und trinken möchten, aber wenige, die mit ihm fasten wollen. Viele folgen Jesus nach bis zum Brotbrechen beim Abendmahle, aber wenige bis zum Trinken aus dem Leidenskelche.“ Ist es heute anders als vor 500 Jahren? Die Herzensreinen sind selig, weil sie Gott schauen werden. Schauen, nicht bloß in Träumen und Visionen wie im Alten Bunde, nein, schauen von Angesicht zu Angesicht. Sie werden Gott schauen, wie er wirklich ist.

„Selig die Friedensstifter, denn sie werden Söhne Gottes genannt werden.“ Die Übersetzung, die ich Ihnen vorhin vorgelesen habe, ist nicht genau. Darin heißt es nämlich „die Friedfertigen“, nein, die richtige Übersetzung lautet: „Selig die Friedensstifter“, also diejenigen, die nicht bloß selbst sanftmütig und duldend und verzeihend sind, sondern die zwischen Verfeindeten den Frieden wiederherstellen. Friedensstiftung braucht es in unserer friedlosen Welt an allen Ecken und Enden: in den Familien: wie viel Streit zwischen den Eltern, zwischen den Eltern und Kindern, zwischen den Kindern, wie viel Unfriede. Friedensstiftung braucht es in der Gesellschaft. Wie viele Konflikte zwischen den Arbeitskollegen, zwischen Berufsgenossen, Neid und Eifersucht zerfressen die Bande der Einigkeit. Von Bismarck stammt das traurige Wort: „Ein Kollege ist ein Wesen, vor dem man sich in Acht nehmen muss.“ Friedensstiftung braucht es zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Denken Sie an die Streitigkeiten, an die Streiks. Da treten Schlichter auf, die den Frieden wiederherstellen sollen, den Arbeitsfrieden. Friedensstiftung ist auch nötig in der Volksgemeinschaft und in der Völkergemeinschaft. Auch ohne bösen Willen stellen sich Konflikte zwischen den Nationen ein. Seit Jahrzehnten tobt ein nicht angekündigter Krieg in Palästina zwischen Juden und Arabern. Wo sind die Friedensstifter, die den Ausgleich und die Versöhnung herbeiführen? Die Friedensstifter erhalten die Verheißung, „sie werden Söhne Gottes heißen“. Wer ein „Sohn Gottes“ geheißen wird, der ist es auch.

„Selig, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Die Gerechtigkeit, die den Grund für die Verfolgung bietet, besteht in nichts anderem als in der Nachfolge Christi. Der Ungläubige ist aufgebracht über den Glauben der Christen. Er schilt sie dumm und unaufgeklärt, aber er fühlt sich beunruhigt durch diesen Glauben, denn er verurteilt seinen gottlosen Wandel. Darum greift er zur Gewalt, zur Verfolgung. Den Bösen reizen die Tugenden des Guten; er fühlt sich beschämt, herausgefordert. Und deswegen wird der Gute verdächtigt, geschmäht, verleumdet, bedroht und bedrängt. Die Verfolgungen und Schmähungen, welche die Jünger erwarten, eben deswegen, weil sie Jünger Christi sind, sollen für sie ein Grund des Jubels sein – nicht bloß trotz, sondern wegen der Verfolgung. Denn mit diesen Verfolgungen treten sie in die Nachfolge der alttestamentlichen Gottesmänner ein, der Propheten, deren Beruf sie übernehmen – Verfolgung ist immer Prophetenschicksal. Dafür erwartet sie aber im Jenseits ein überreichlicher Lohn.

Meine lieben Freunde, die Seligpreisungen nennen religiös-sittliche Haltungen, denen das Heil verheißen ist. Die Seligpreisungen geben die Bedingungen an, die für das Heil gefordert sind: jeweils die äußere Lage und dann die Antwort des Inneren auf diese Lage. Da liegt eine radikale Umwertung aller Werte vor. Die Unglücklichen werden selig gepriesen, die Glücklichen als unselig erklärt. Neben dem Gottesreich, das für die Menschen das Heil bedeutet, gibt es keinen vergleichbaren Wert auf dieser Welt. Das Heil ist endzeitlich zu verstehen. Die Verfolgten werden selig gepriesen, weil sie ein wunderbares Los im Jenseits erwartet, und das macht sie fähig, das irdische Schicksal zu ertragen. So sind die Seligpreisungen ein mächtiger Protest gegen das, was die Welt unter „Glück“ versteht, und gegen den Eudämonismus der Pharisäer und der Calvinisten. Sie meinen, im irdischen Glück sei der Segen Gottes zu verspüren und im Unglück die Strafe Gottes, das Gottesurteil. Nein, so ist es nicht. Gerade die Armen, Trauernden und Verfolgten sind die Anwärter auf das ewige Leben, denn sie sind durch ihre Leiden gekennzeichnet. Aber Gott vergilt ihnen, was sie um seinetwillen getragen und gelitten haben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Was erwartet uns nach dem Tode? (1)

Wir werden leben

08.11.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die auffälligste Lebenserscheinung, über die wir auch am meisten grübeln, ist das Lebensende: der Tod, und was nach dem Tode sein wird. Ach, wenn wir wüssten, was dereinst sein wird, was ewig sein wird, wie würden wir unser Leben einrichten können! So meinte auch jener Prasser, der in der Hölle war. Wenn ein Toter wiederkäme zu seinen Brüdern, die seinesgleichen waren, wie würden sie ihr Leben ändern! Gott hat uns in der Tat eine Offenbarung von den letzten Dingen geschenkt, die dann beginnen, wenn wir an das Ende unseres irdischen Lebens kommen. Und was Gott uns da geoffenbart hat, ist das einzig Gewisse, was wir über unser künftiges Leben wissen können, das Einzige, was das große Dunkel erhellen kann. Man hat versucht, mit irdischen Mitteln dieses Dunkel zu durchdringen: mit Medien, mit Sitzungen von Spiritisten. Alle diese Brückenbauversuche haben zu nichts geführt, denn das Jenseits ist Gott selber. Und wer dahin eine Brücke bauen will, der muss sie auf Gott selber bauen. Nur Gott kann uns hinübertragen. Alle wirkliche, sichere Kunde über das Jenseits kann nur eine religiöse sein. Es gibt tatsächlich Wege, die hinüberführen. Aber nicht Techniker und Wissenschaftler und nicht Visionäre und mediale Menschen können diese Wege gehen, sondern nur gottverbundene Menschen, nur Heilige. Es gibt eine sichere und lebendige Verbindung mit den heimgekehrten Menschen, aber nur mit denen, die wirklich zu Gott heimgekehrt sind. Und diese Verbindung finden nur solche Menschen, die selbst einen Zutritt zum Herzen Gottes haben.

Wir werden persönlich leben. Nicht etwa nur als eine winzige Welle in dem großen All, nicht etwa nur als ein Teilchen, das in immer neuen Gestalten durch unaufhörliche Verwandlungsprozesse hindurchgeht, nicht nur, dass „eine Spur von uns bleibt“, wie der ehemalige Bundeskanzler Schmidt meinte. Nein, die leiblichen Stoffe, die unseren Körper aufbauen, die sind auf einer Wanderung, auf einer Weltwanderung begriffen. Und die können in immer neue Lebewesen: Pflanzen, Tiere und Menschen eingehen. Aber wir selbst sind mehr und anderes als die Stoffe, die unseren Körper aufbauen. Wie sehr sich also auch diese Stoffe wandeln mögen, wir selbst werden niemals vergehen. Unser Ich, unsere Persönlichkeit, unsere Einmaligkeit wird ewig leben. Das ist ein süßer und schrecklicher Gedanke zugleich. Wir können weder in das Nichts zurückkehren, aus dem uns Gott gerufen hat, noch können wir je durch Verwandlung in ein anderes Sein übergehen. Alle Menschen, die jemals lebten, und hätte ihr Leben auch nur Sekunden gedauert, werden immerfort sein in dieser Besonderung, in dieser Einmaligkeit, in dieser Individualität. Man hat diesen Gedanken großenwahnsinnig genannt. Man hat gesagt: Wie könnt ihr erwarten, dass ihr fort dauern werdet, ihr winzigen Teilchen im All? Es genügt, dass der ganze Kosmos fort dauert und in ihm auch die Teile, die durch beständige Wanderung ineinander übergehen. Aber dieser Vorwurf trifft nicht zu. Denn erstens ist unser Fortleben nicht eine Sache unseres Wünschens oder unseres Anspruchs. Ob wir es wünschen oder nicht, ob wir es wollen oder nicht, es kommt auf die Wirklichkeit an, dass wir tatsächlich fort dauern. Und zweitens ist unser Glaube auch nicht großenwahnsinnig, denn wir haben eine Größe. Der Mensch besitzt eine Größe, er steht auf dem Gipfel der Schöpfung. Die einzelne Seele, das persönliche Geistwesen und gerade die

Persönlichkeit des Gotteskindes stehen auf dem Gipfel der Schöpfung. Gott hat die ganze Welt, den Sternenhimmel geschaffen um der Menschen willen. Es ist nicht wahr, dass eine geistige Seele nur ein Teilchen des Kosmos wäre, sie ist in Wirklichkeit das Ganze, sie ist das Ziel, sie ist die Erfüllung. Wir sprechen zwar gern von der Würde der Person, aber wir nehmen uns selbst nicht genügend ernst, wenn es einmal darauf ankommt. Gott aber nimmt es ernst mit der Würde der Person. Wenn er auch nur einen einzigen verstehenden Geist geschaffen hätte, und gar einen Geist, dem er persönlich liebend sein Du sagt, dann würde er eher die ganze Welt mit ihrer Herrlichkeit zugrundegehen lassen, als dieses Wunder von Einmaligkeit, von Einzigartigkeit, das in einer solchen Seele lebt. Zu wem Gott durch seinen Stellvertreter gesagt hat: „Der Leib unseres Herrn Jesus Christus bewahre deine Seele zum ewigen Leben“, zu wem er das gesagt hat, den lässt er nicht mehr ins Nichts zurückfallen. Es kann ein solches Wesen auch nicht etwa in seine Teile zerlegt haben, denn ein Geist hat keine Teile. Wenn er solche Teile hätte, aus dem man wie in einem Baukasten immer wieder neue Gebilde zusammensetzen könnte, dann wäre er eben nicht ein einzigartiges und einmaliges Wesen, sondern ein Wesen in dauernder Wiederholung durch andere Zusammensetzung. Wir haben in uns etwas Unwiederholbares, etwas Einmaliges. Entweder ist es das, was es ist, nämlich diese Persönlichkeit, oder es ist überhaupt nicht. Selbst Gott könnte uns nicht in ein anderes Wesen verwandeln, so wie er eine Pflanze durch Umbau ihrer Stoffe in eine andere Pflanze zusammensetzen kann. Gerade in dieser Einmaligkeit liegt unsere Größe, und der tiefste Grund, warum uns Gott ans Herz nehmen kann. Er hat für uns Menschen sein eigenes Leben hingegeben. „Schwer lässt Gott vom Menschen ab, für den er Blut und Leben gab.“ Die Treue Gottes verbietet es, dass er einen Menschen ins Nichts zurückfallen lässt. Indem uns Gott überhaupt anredet in der Offenbarung, im Wort des Heiles, in den heiligen Sakramenten, indem er uns überhaupt anredet mit liebender Gebärde als sein Kind, kann er es seiner treuen Liebe nicht nachgeben, dass er uns fallen lässt, dass er uns abbaut, dass er uns in ein anderes Sein umwandelt.

Dieses sichere Wissen um die Unsterblichkeit der Seele, um ihr ewiges Leben stammt von Gott aus der Offenbarung. Im Alten Testament hat sich der Glaube an die Unsterblichkeit des Menschen von relativer Dunkelheit zu immer mehr Klarheit entwickelt. Die ungläubigen Theologen – und die gibt es ja in großer Zahl – behaupten, das Alte Testament wisse nichts von der Unsterblichkeit des Menschen. Ganz falsch. Das Alte Testament weiß eine ganze Menge vom ewigen Leben des Menschen. Nirgends im Alten Testament ist von der Vernichtung der Seelen die Rede. Die Seelen der Verstorbenen gehen schon nach dem 1. Buch des Alten Testamentes, nach der Genesis, zu ihren Vätern. Sie sind also in irgendeiner Weise noch lebendig. Sie werden zu ihren Vätern versammelt, zu ihrem Volke. Und je näher die Bücher des Alten Testamentes Jesus kommen, desto deutlicher dringt der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele hervor. Im Buch der Weisheit heißt es eindeutig: „Gott hat den Menschen zur Unvergänglichkeit geschaffen.“ Voller Klarheit erhebt sich der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele in der Verkündigung des Sohnes Gottes. Das ewige Leben ist für Jesus eine fraglose Selbstverständlichkeit. Er lehrt: „Fürchtet nicht diejenigen, die den Leib töten können, die Seele aber nicht. Fürchtet vielmehr den, der Leib und Seele in die Hölle stoßen kann. Ja, sage ich, den sollt ihr fürchten!“ Ein andermal sagt der Herr: „Wer sein Leben liebt, wird es verlieren. Wer aber sein Leben hasst in dieser Welt, wird es bewahren für das ewige Leben.“ Ganz deutlich spricht der Herr im Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus vom jenseitigen Leben, aber in sehr verschiedener Weise. Der eine lebt weiter in der Seligkeit, der andere in der Unseligkeit. Und das tröstlichste Wort über das Weiterleben nach dem Tode spricht er am Kreuze. Dem reuigen Schächer verheißt er das Paradies: „Heute noch – nicht später! – wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Das Paradies, das ist der Zustand des Lebens, des Lichtes und der Freude. Die Jünger Jesu haben seine Lehre verstanden. Paulus ist überzeugt, sogleich nach dem Tode – also nicht erst nach der Auferstehung – zur Vereinigung mit Christus zu gelangen. Er schreibt an die Gemeinde in Philippi: „Ich habe das Verlangen, aufzubrechen und bei Christus zu sein.“ Ich habe das Verlangen, aufzubrechen und bei Christus zu sein. An die Gemeinde in Korinth schreibt er: „Wenn wir nur in diesem Leben unsere Hoffnung auf Christus gesetzt haben, dann sind wir die beklagenswertesten Menschen.“ An einer anderen Stelle im selben Briefe erklärt er: „Wir wissen, dass wir, wenn unsere irdische Zeltwohnung abgebrochen wird,

einen Bau aus Gott haben, ewig in den Himmeln.“ Paulus mag sich erinnert haben an das Wort Christi: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine zu bereiten.“

Der Glaube, meine lieben Freunde, lehrt uns, an das ewige Leben der menschlichen Seele zu glauben. Aber wie steht es mit den Ungläubigen, die das Wort Gottes nicht hören oder nicht annehmen? Kann man auch ihnen die Unvergänglichkeit der Seele nahebringen? Ja, man kann es. Es lassen sich auch ohne Berücksichtigung der Offenbarung Gründe ausfindig machen, dass der Mensch im Tode nicht vernichtet wird, dass es vielmehr eine Unsterblichkeit gibt. Der Mensch vollzieht unzweifelhaft geistige Tätigkeiten. Solche sind das begriffliche, urteilende und schlussfolgernde Denken, das freie, sittliche Wollen und das Selbstbewusstsein mit seiner Immanenz. Diese geistigen Tätigkeiten verlangen als ihre Ursache ein geistiges Prinzip. Sie werden nicht als Schmelz aus dem Gehirn hervorgebracht. Das Gehirn ist das Organ, dessen sich die Seele auf Erden bedient, aber es ist nicht die Seele. Der Geist bedient sich des irdischen Werkzeuges, das wir Gehirn nennen. Aber das Gehirn ist nicht der Geist. In ihren geistigen Tätigkeiten erhebt sich die Seele über den Körper und über den Stoff. Sie erfasst rein geistige Objekte, die man nie gesehen hat: Gott, die Wahrheit, die Tugend. Sie erstrebt geistige Güter, und oft unter hartem Kampf mit der Sinnlichkeit. Im reflexiven Selbstbewusstsein unterscheidet sie sich vom eigenen Leib und zieht sich von diesem in sich selbst zurück. Das ist nur möglich, wenn sie gegenüber dem Leib ein eigenständiges Sein und ein eigenständiges Wirken besitzt. Sie ist Substanz, d.h. das einheitliche und beharrende Subjekt ihrer wechselnden Tätigkeiten und Zustände, wie sich auch aus der Identität des Selbstbewusstseins ergibt. Der Mensch bleibt immer derselbe. So sehr er sich auch ausbilden und wandeln mag, das Ich verharrt in dem Wechsel des Lebens als dasselbe. Mit der Substantialität der Seele ist auch ihre Individualität gegeben, d.h. der Seele kommt ein eigenes, gesondertes Sein zu. Sie ist nicht eine Ausgliederung, wie manche gemeint haben, sie ist eine Ausgliederung aus einer Weltseele. Nein, die Eigenständigkeit der Seele ist gesichert durch das Selbstbewusstsein: Ich bin nicht du, und du bist nicht ich. Seelen sind nicht auswechselbar. Leib und Seele sind auf Erden miteinander verbunden, aber doch wesentlich verschieden. Sie sind zugeordnet und bilden in ihrer Vereinigung den ganzen Menschen. Der Leib erhält sein eigentümliches Sein durch die Seele, die ihrerseits dazu bestimmt ist, einen Menschenleib zu beseelen, zu beleben. Die Seele ist die substantiale Form des Leibes. Als solche ist sie nach ihrer Wesenheit ganz im ganzen Körper und ganz in jedem seiner Teile. Die Frage nach dem Sitz der Seele im Körper hat danach keinen Sinn. Wenn der ungläubige Pathologe Rudolf Virchow behauptet haben soll, er habe bei der Sezierung von Tausenden von Leichen noch keine Seele gefunden, dann muss man ihm vorhalten, dass der tote Körper eine Seele nicht mehr birgt, dass die Seele den Körper verlassen hat und dass überhaupt eine geistige Substanz nicht mit Scheren und Messern gefunden werden kann. Dem Seinsverhältnis zwischen Seele und Leib entspricht auch das Wirkverhältnis. Seele und Leib stehen in kausaler Wechselbeziehung. Die Seele befiehlt dem Leibe. Der Leib erhält wie sein spezifisches Sein so auch sein spezifisches Aktions- und Reaktionszentrum durch die Seele, die nicht von außen auf die stofflichen Elemente wirkt, sondern ihnen innerlich gegenwärtig ist.

Unsterblichkeit besagt: Unvernichtbarkeit des Lebens. Ich will nicht auf die alten Völker hinweisen, die wohl ausnahmslos an der Unsterblichkeit der Seele festgehalten haben. Denken Sie etwa an Ägypten. Die Ägypter haben den Leib in manchmal prächtigen und gewaltigen Grabbauten niedergelegt. Aber sie waren überzeugt, dass die Seele weiterlebt. Im abendländischen Bereich hat der griechische Philosoph Platon die Fortexistenz der Seele über den Tod der Menschen gelehrt. Er stützt seine Lehre mit dem Vorhandensein aprioristischer Wissensinhalte, nämlich das Wahre, das Gute, das Schöne. Mit dieser Lehre stützt er seine Überzeugung von der Unsterblichkeit der Seele und auch mit der Einfachheit der Seele, hat also eigentlich vorausgenommen, worüber wir heute kaum weitergekommen sind. Augustinus, der große Kirchenlehrer, beweist die Unsterblichkeit der Seele aus der unzertrennlichen Verbindung der Seele mit der Wahrheit. Die Aufklärung hat viele christliche Dogmen geleugnet, aber eines hat sie festgehalten, nämlich die Unsterblichkeit der Seele. In der Aufklärung war für ein ganzes Jahrhundert die Unsterblichkeit der Seele unbestreitbar und unbezweifelbar. Sie ist das eigentliche Zentraldogma der Aufklärung. Uns sagen Gründe der Vernunft, dass die Seele den Zerfall des Leibes überdauert. Da die Seele eine eigene, vom Leibe verschiedene, Substanz ist, kann sie auch ohne den Leib bestehen. Da sie eine geistige Substanz ist, kann sie sich nicht von innen her auflösen, denn der

Geist besitzt keine Teile, in die er zerfallen kann. Durch äußere Gewalt kann sie nicht zerstört werden. Keine irdische, keine endliche Macht ist imstande, eine geistige Substanz zu vernichten; eine solche unterliegt nicht dem Eingriff der Gewalten. Für den Gottgläubigen ergeben sich zwei weitere Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. Erstens. Die Seele als geistige Substanz befähigt den Menschen, eine geistlich-sittliche Persönlichkeit zu werden in der Wahrheitserkenntnis, in der Heiligkeit, in der Liebe. Diese Anlage wirkt sich aus als naturhaftes Streben nach intellektueller und sittlicher Vollkommenheit und vollkommenem Glück. Dieses Streben wird aber im irdischen Leben erwiesenermaßen nicht erfüllt. Es kann nur erfüllt werden durch den wirklichen Besitz der persönlich-geistigen Vollendung in voller Glückseligkeit. Daraus folgt, dass Gott die Seele nicht vernichten wird. Es ist ausgeschlossen, dass er ihr einen natürlichen Trieb eingepflanzt hat und dass er gleichzeitig die Befriedigung dieses Triebes vereitelt. Zweitens. Das Sittengesetz, das Gott gegeben hat, erhält nur durch die Unsterblichkeit der Seele seine volle wirksame Sanktion. Wir alle wissen: Hier auf Erden bleibt das Tun des Guten oft ohne Anerkennung und das Tun des Bösen ohne Strafe. Erst wenn es einer jenseitigen Ausgleichung entgegenght, wenn es einen jenseitigen Ausgleich gibt, geschieht einem jeden Gerechtigkeit. Wenn dieser Ausgleich entfiel, weil die Seele nicht weiterleben würde, dann hätte Gott ein Gesetz gegeben ohne ausreichende Sicherung. Ein solches Verhalten verstieße gegen die absolute Vollkommenheit und Heiligkeit Gottes. Gott ist es seiner Heiligkeit schuldig, im Jenseits einen Ausgleich zwischen Gut und Böse herbeizuführen.

Meine lieben Freunde, das Neue Testament lehrt die Teilung des Menschen in zwei Wesenselemente im Tode und das Weiterleben der Seele nach dem Tode. Die Kirche lehrt, dass Leib und Seele zwei Substanzen sind; wenn sie sich trennen, tritt der Tod ein. Der Himmel ist die Stätte der Seligkeit im Zwischenzustand und im endgültigen Heilszustand. Das Neue Testament spricht vom Reich Gottes und vom ewigen Leben. Das Heil besteht im Teilhaben am Leben Gottes in der Schau Gottes. Meine lieben Freunde, wir dürfen uns mit Gewissheit auf Gott, seine Offenbarung und auf die Vernunft, unser Denken verlassen. Wir werden leben, wir werden ewig leben. Wir werden leben in der Anschauung Gottes.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Was erwartet uns nach dem Tode? (2)

Wir werden lieben

15.11.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir versucht, aus Offenbarung und Vernunft zu erkennen, was uns nach unserem Tode erwartet. Wir haben erkannt: Offenbarung und Vernunft lehren die Unvergänglichkeit, die Unsterblichkeit des Menschen. Zu wem Gott einmal ein Du gesprochen hat, der wird nie mehr vergehen. Es ist die Anlage zur Liebe, die wir in uns tragen, welche Gott veranlasst, uns nicht ins Nichts zurückfallen zu lassen. Er hat uns als liebende Wesen geschaffen und darum will er auch, dass wir ewig bei ihm weilen. Wir werden leben, weil Gott uns liebt und weil wir die Fähigkeit haben, ihn zu lieben. Im Buch von der „Nachfolge Christi“ ist diese Wahrheit einmal wunderbar ausgesprochen worden: „Deine Liebe hat mich erschaffen, als ich noch nicht war, sie hat mich zu dir, dass ich dir diene, wieder zurückgeführt, als ich mich verirrt hatte, sie hat mir ein süßes Gebot ins Herz geschrieben, das Gebot, dich zu lieben.“ So spricht der Mensch zu Gott. Und Gott spricht zum Menschen: „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt. Ich will dein Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein.“ Gott will uns seine Liebe schenken, der treue Gott, und er möchte auch unsere Liebe nicht missen. Es hat eben jeder Mensch kraft dieser Liebesfähigkeit und der treuen Liebe Gottes etwas Unerstzliches in sich, eine Köstlichkeit, die Gott nicht missen möchte. Und deswegen lässt er uns nicht ins Nichts zurückfallen. Das Größte, was man einmal von uns wird sagen können, ist: Wir werden lieben. Wir werden Gott lieben, wir werden zu ihm sagen können: Du bist mein Gott, und ich bin dein Kind. Die Offenbarung der Liebe Gottes ist das Größte, was wir erwarten können. Die Heilige Schrift spricht von der Anschauung Gottes, wir werden Gott schauen. Das ist natürlich ein Bild, ein Bildwort, das aus unseren irdischen Verhältnissen genommen ist. Aber dieses Bildwort hat eine erschreckende Tiefe. Es besagt nämlich, dass nichts mehr zwischen Gott und uns stehen wird: kein Geschöpf, kein Schatten, keine Hemmung, keine Fremde, keine Ferne, keine Schuld, auch kein Weg, kein Gleichnis, kein Medium, das uns erst mit Gott verbinden sollte, nein, es wird ein unmittelbares und widerstandsloses Zusammensein mit Gott sein. Das Wort von der Anschauung Gottes drückt aus, dass jenes unstillbare Leid, das auch zwischen den wärmsten Liebenden auf Erden besteht, nämlich das Leid, dass auch in der größten Liebe immer noch eine Ferne ist, eine Unerfülltheit, eine Ohnmacht, ein Nichtkönnen, dieses Leid wird aufhören in der Ewigkeit, so unglaublich das klingt. Es wird so sein, dass die Liebe zwischen Gott und den Menschen Gott und den Menschen genug tun kann; sie wird sich sättigen können. Endlich wird unser Herz nichts mehr vermissen und die göttliche Liebe nichts mehr suchen. Auch seine Liebe wird mit unserer Liebe zufrieden sein.

Unsere ewige Vollendung wird also ein Leben in Gemeinschaft sein, in Gemeinschaft mit dem ewigen Gott. Es bestätigt sich das, was wir auch auf Erden immer wieder erfahren können, dass ein vollendeter Mensch, ein vollkommener Mensch nur der sein kann, der in der Gemeinschaft lebt. Nur ein Gemeinschaftswesen kann ein heiliger und seliger Mensch werden. Wenn der Mensch liebt, was Gott liebt, steigt er zum Reiche dessen auf, der die Liebe ist. Aber nicht nur das. Die Gemeinschaft mit Gott ist auch die Gemeinschaft mit allen gottverbundenen Menschen. Wer Gott findet, der findet auch den Menschen. Eine große Zahl von Lieben erwartet uns drüben; eine stattliche Zahl von Eltern,

Geschwistern und Kindern sehnt sich nach uns. Um die eigene Rettung bereits unbekümmert und nur nach unserem Heil strebend, werden sie uns erwarten und empfangen. Unter ihre Augen, in ihre Arme zu eilen, das wird die Freude für uns sein. Die Misshelligkeiten, die auf Erden immer die Gemeinschaft der Menschen trüben, diese Misshelligkeiten werden im Himmel aufgehoben sein. Jeder wird im Himmel den anderen lieben wie sich selbst und daher sich über das Gute des anderen freuen wie über das eigene Gut. Dadurch werden die Freude und das Glück des einen um so viel gesteigert, als sie die Freude aller ist. Das ist die Gemeinschaft der Heiligen, welche die Kirche als ein heiliges Dogma verkündet hat: die Gemeinschaft aller Menschen auf Erden, im Himmel und im Fegfeuer, die in der heiligmachenden Gnade leben, die gegenseitige Mitteilung der Hilfen, Sühneleistungen, Gebete und guten Werke, durch die alle Christgläubigen zum einen großen Reiche in Christus zusammengeschlossen sind.

Daraus ergibt sich aber auch, dass der Mensch, der seine ewige Vollendung nicht gefunden hat, also der verlorene, der verworfene Mensch ein einsamer Mensch sein wird, ein Mensch ohne Du, ein Ich-Mensch. Auch er wird ewig leben, denn auch er trägt in sich jene Einmaligkeit und Einzigartigkeit, die seine Zerstörung ausschließt, aber er wird in alle Ewigkeit nur ein Ich und kein Du sein. Er wird niemals Du sagen und niemals Du hören. Jetzt wissen wir, worin der Himmel und worin die Hölle besteht. Der Himmel ist die Liebesgemeinschaft mit Gott und allen Kreaturen, die in Gott sind, eine Gemeinschaft von unausdenkbarer Nähe, Vertraulichkeit und Seligkeit. Die Hölle ist das gemeinschaftslose Leben von unausdenkbarer Schmerzhaftigkeit, das liebeleere Leben, das Leben eines Geistes, der nichts hat, weil er nichts liebt als sein Ich, und das allein kann man nicht eine Ewigkeit lieben. So lieben kann man nur das Du, den Nächsten und Gott. Und wer kein Du mehr hat, der hat nichts mehr. Daher kommt es, dass die Menschen, die nicht lieben können, wie lebendig Begrabene sind, abgeschlossen von allem, was noch da ist, außer ihrem eigenen Ich, sie führen ein Leben in unerhörter Verlassenheit, ein Leben in unbegreiflicher Ausgestoßenheit und Heimatlosigkeit. Ein solcher Mensch kann auch kein Geschöpf mehr besitzen. Man könnte sich ja vorstellen, dass sich die Verdammten gegenseitig trösten, nein, sie könnten sich nur gegenseitig besitzen, wenn sie lieben könnten, aber eben das können sie nicht mehr. Darum können die verlornen Menschen, die ewig Hoffnungslosen auch einander nicht lieben, weil sie überhaupt keine Liebe haben. Dort drüben, in jenem furchtbaren Reich ewiger Kälte und Finsternis, bestehen alle Wesen in Ich-Atomen. Jeder von ihnen muss sich in alle Ewigkeit sagen: Ich habe keinen Menschen. So furchtbar rächt sich der Egoismus des Menschen, der von sich besessen war, der auf Erden nur sich kennt, nur sich gelten lässt, nur sich sucht, nur sich anbetet und vergöttert. Weil er niemand sucht, wird er niemand finden; weil er niemandem dient, wird er niemandem gehorchen und gehören; weil er niemand bejaht, wird er zu niemand sprechen; weil er zu niemandem geht, wird er bei niemandem sein. Das ist seine Hölle. So schrecklich ist es um die Forderung des Liebesgebotes. Auf das ewige Leben kann man sich hienieden nur durch Liebe und durch Ausbildung der Liebesfähigkeit zu Gott und den Menschen vorbereiten.

Nun gibt es das Wort Liebe in allen Sprachen. Aber, meine lieben Freunde, es ist das am meisten missbrauchte Wort in allen Sprachen. Wer von Liebe spricht, den muss man fragen: Was meinen Sie damit? Was verstehen Sie unter Liebe? Es sei deswegen darauf hingewiesen, dass die Liebe, die Gott von uns erwartet, eine geordnete Liebe sein muss, d.h. die Liebe, die uns in den Himmel trägt, ist eine Liebe, die die gesamte sittliche Ordnung Gottes bejaht. Man hört manchmal von Menschen das Wort des heiligen Augustinus angeführt: „Habe die Liebe, und dann tue, was du willst.“ Das heißt nicht, die Liebe ist ein Freibrief für die Missachtung der Gebote, sondern das bedeutet: Wer die wahre Liebe hat, der erfüllt auch wie selbstverständlich alle Gebote, der weiß nämlich, was er tun muss. Mir sagte einmal eine Dame: „Mein Schwager verfolgt mich mit der Liebe.“ Sie meinte damit, er wolle mit ihr Unzucht treiben. So wird das Wort Liebe missbraucht.

Da möchten wir nun erschrecken in tiefer Bangigkeit um das Schicksal fast aller Menschen, um unser eigenes Schicksal. Denn jene grenzenlose Liebe zwischen Gott und der Seele ist doch etwas so Großes und so Seltenes, dass wohl nur die wenigsten Menschen es fassen können. Das schönste Wort, das Christus, der Sohn Gottes, über den Himmel gesagt hat, lautet: „Vater, ich will, dass die, die an meinen Namen glauben, auch da seien, wo ich bin, und die Herrlichkeit schauen, die du mir geschenkt hast von Anbeginn.“ Er setzt also voraus, dass wir mit ihm in solcher Liebesgemeinschaft

leben werden, und dass es unsere Seligkeit ausmacht, seine Herrlichkeit zu schauen. Aber das ist nur etwas für Liebende. Wer keine Liebe zu Christus hat, dem bedeutet auch seine Herrlichkeit nichts und die Gemeinschaft mit ihm. Für ihn hat der Himmel keinen Sinn. Wenn wir nun in unsere eigene Seele schauen, müssen wir doch mit tiefem Erschrecken feststellen, dass wir weit entfernt sind von jener Liebe. Und wenn wir die Menschen betrachten, die uns umgeben, dann zeigt sich täglich aufs Neue, wie unendlich selten die wahre Liebe unter ihnen ist, ja, wie sie unfähig zu sein scheinen, die Liebe zu besitzen und zu üben. Werden diese alle, werden wir alle, wenn wir drüben ankommen, in unserer eigenen furchtbaren Enge begraben sein? Diese bange Frage ist wohl am Platze. Die wahre und reine Liebe ist selten. Aber nicht, weil die Menschen unfähig sind dazu, sondern weil die Liebe so tief vergraben und verschüttet ist in ihrer Selbstsucht und in ihrer Unlauterkeit, weil die Menschen den Zugang zu ihr nicht finden und sie nicht herausgraben aus den tiefen Abgründen ihrer Herzen wie einen goldenen Schatz, der dort im Dunkeln liegt. Aber der goldene Schatz ist doch da, und deswegen kann und wird er nicht verloren gehen, solange der Mensch ihn nicht selbst wegwirft. Und dann kann er doch einmal ausgegraben werden. Und wenn diese goldschürfende Arbeit nicht hienieden geschieht, muss sie drüben nachgeholt werden. Das ist der innerste Sinn der kirchlichen Lehre vom Fegfeuer. Die heilige katholische Kirche – so hat das Konzil von Trient gelehrt – lehrt, aufgrund der Heiligen Schriften und der Überlieferung der Väter, dass es einen Reinigungsort gibt und dass die dort festgehaltenen Seelen durch die Fürbitten der Gläubigen und durch die Feier des Opfers des Altares Hilfe empfangen. Diese Wahrheit vom Fegfeuer ist in der nachkonziliaren Zeit weitgehend unterschlagen worden. Haben Sie, meine lieben Freunde, jemals – außer in dieser Kirche – eine Predigt über das Fegfeuer gehört? Haben Sie jemals einen Bischof einen Hirtenbrief über das Fegfeuer schreiben oder hören sehen? Nein, diese vergessene Wahrheit muss aus der Vergessenheit erweckt werden. Wir dürfen die Wahrheit Gottes nicht unterschlagen. Es gibt einen Läuterungszustand, in dem die Seelen der Abgeschiedenen in schmerzhafter Weise gereinigt werden, damit sie den Zugang in die ewige Heimat finden. Dort, in diesem Reinigungszustand, müssen die Seelen in unvorstellbarer Pein alles wegräumen, was ihrer vollkommenen Liebe entgegensteht. Nur in schweren, tiefen Leiden kann diese Läuterung gelingen. Wir sehen es doch schon auf Erden: Nur die Menschen, die selbst etwas durchmachen, durchgemacht haben an Seele und Leib, sind reif und aufgeschlossen für eine wahre Liebe. Wer nicht gelitten hat, was weiß denn der? Freilich, nicht jedes Leid wirkt reifend und läuternd, aber jede Seele, die reif und lauter geworden ist, ist durch das Leid gegangen. Jeder Mensch, der ein herzliches und inniges Du sprechen kann, hat es gelernt in Stunden, wo er sein eigenes Ich nur noch weinend aussprechen konnte. So gehört das Fegfeuer zu den letzten Dingen. Es ist ein Trost, dass es auch nach dem Tode noch eine Frist gibt – vielleicht eine unvorstellbar lange –, aber eine doch einmal zu Ende gehende Frist, die es uns ermöglicht, durch alle irdischen Trübungen und Hemmungen vorzudringen zu dem großen und ewigen Geheimnis der ganz reinen, der ganz lautereren, der vollkommenen Liebe. Die Lehre vom Fegfeuer soll uns aufrütteln und ermutigen. Sie soll uns treiben, dass wir in unseren Sünden und Schwächen nicht erschlaffen. Sie soll uns trösten, dass wir in unseren Sünden und Schwächen nicht verzagen.

Meine lieben Freunde, möchten wir doch am heutigen Sonntag unsere Sehnsucht nach dem Himmel erneuern. Möchten wir auch unsere Entschlossenheit erneuern, alles zu tun, was notwendig ist, um das Ziel des Himmels zu erreichen, und alles zu vermeiden, was uns davon abhält. „Das hab ich mir vorgenommen: In den Himmel will ich kommen. Mag es kosten, was es will, für den Himmel ist nichts zu viel.“ Was kostet es? Es kostet die Einübung in die selbstvergessene Liebe. „Mensch, in das Paradies kommt man nicht unbewehrt. Willst du hinein, du musst durch Feuer und durch Schwert!“, so hat unser schlesischer Dichter Angelus Silesius einmal geschrieben. Mensch, in das Paradies kommt man nicht unbewehrt. Willst du hinein, du musst durch Feuer und durch Schwert! In Rom gibt es in einer Kirche das Grabmal eines Kardinals. Auf diesem Grabmal ist eine Inschrift angebracht, und die lautet: „Ut moriens viveret vixit ut moriturus.“ Damit er nach dem Tode zu leben anfangen konnte, lebte er wie einer, der weiß: Ich muss sterben, sich selbst absterben, der Selbstsucht entsagen, Gott lautereren Herzens dienen. Aber wenn wir das tun, meine lieben Freunde, dann dürfen wir hoffen. „Wenn du nur ernstlich willst, so ist der Himmel dein. Wie unermesslich reich kann auch der Ärmste sein!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

### Was erwartet uns nach dem Tode? (3)

Wir werden schauen

22.11.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten vor zwei Wochen angefangen, uns zu fragen: Was erwartet uns nach dem Tode? Und wir hatten die Antwort aus der Offenbarung und aus der Vernunft gefunden. Und der erste Satz dieser Wahrheit lautete: Wir werden leben. Gott wirft uns nicht mehr ins Nichts zurück. Der zweite Satz lautete: Wir werden lieben. Wenn uns Gott nämlich zu sich beruft in seine Herrlichkeit, dann ist das der Zustand einer unermesslichen Liebe. Der dritte Satz, den wir uns heute vor Augen führen, lautet: Wir werden wissen. Die große Liebe ist auch das große Wissen. Wer nicht liebt, dem wird keine Erkenntnis erschlossen. Und nur der Mensch, der wirklich liebt, erfährt die Erhellung seiner Gesamtpersönlichkeit, wie es das Wissen verheißt. Da unser Leben drüben ein vollendetes Leben sein wird, wird es auch ein vollendetes Wissen sein.

Wir werden wissen, wie unser Gott ist, der Gott, an den wir geglaubt haben. Der Lohn für unseren Glauben wird sein, dass wir schauen, was wir glauben. Die Anschauung des göttlichen Wesens wird die Übung des Glaubens und der Hoffnung ablösen. Dann erfüllt sich das Wort des Herrn: „Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Dann wird wahr, was Johannes schreibt: „Wir werden ihn schauen, wie er ist.“ Alle Zweifel werden gelöst sein, alle Unsicherheiten behoben. Niemand mehr wird zu uns sagen: Wo ist denn euer Gott? Dann heißt es nur noch: Der Herr, unser Gott, der Allmächtige herrscht, und wir sind seine Kinder und sein Volk. Einst bat der Apostel Philippus Jesus: „Herr, zeige uns den Vater, und es genügt uns.“ Jetzt heißt es: „Die Seligen sind vor dem Thron Gottes und dienen ihm Tag und Nacht, denn Gott wohnt bei ihnen.“ Die Seligen des Himmels sehen unmittelbar und unverhüllt Gott selbst von Angesicht zu Angesicht in klarer Schau. Die Gottesschau ist nicht ein neugieriges oder bewunderndes Anstarren der göttlichen Herrlichkeit, sondern es ist der liebende Blick in das entschleierte Antlitz Gottes. Die Gottesschau ist Begegnung des Menschen mit Gott. Gott und Mensch versenken sich ineinander zur innersten Verbundenheit der Liebe. Die Gottesschau bedeutet eine Vermählung zwischen Gott und dem Menschen. In mittelalterlicher Zeit haben die verschiedenen theologischen Schulen darum gerungen, zu erfahren, ob der Himmel zuerst eine Schau oder eine Liebe sei. Diese Kontroverse lässt sich sehr leicht lösen. Die Gottesschau ist ein vom Erkennen durchleuchteter Akt der Liebe, und sie ist ein von Liebe durchglühter Akt des Erkennens. Das Gottschau müssen wir also ebenso sehr als schattenloses Erkennen wie als makelloses Lieben uns vorstellen.

Es wird eine Erfüllung sein, eine Erfüllung bis in die letzten Tiefen und Höhen unserer Seele. Der Himmel ist die höchste Verwirklichung des menschlichen Wesens. Im Himmel findet der Mensch ganz zu sich selbst. Er ist höchste von Gott gewirkte Aktivität; die Teilnahme am Leben Gottes bedeutet eben höchste Erkenntnis und innigste Liebe. Das ewige Leben übertrifft das irdische Leben an Lebendigkeit. Die Seligen leben in höchster Wachheit des Geistes und des Herzens. Sie besitzen sich so, wie man sich auf Erden überhaupt nicht besitzen kann, d.h. auch unser Bewusstsein wird im Himmel keine Verhüllung, keine Dumpfheit, keine Betäubung mehr kennen. Alles in uns wird wach

und bewusst sein. Auch die Tiefen des Unbewussten und Unterbewussten, die uns ja hier aus weisen Gründen verborgen bleiben, auch sie werden sich im Lichte unseres Wissens zeigen, die Abgründe unserer Seele werden im Lichte unserer Liebe liegen. Was je gut war in uns, was je wie ein gutes Samenkorn in uns schlief, das wird jetzt aufwachen. Alle Gebete, alle guten Regungen, alle Wünsche und Werke, alle Einsprechungen Gottes, alles wird aufwachen in uns und mit der ganzen Tröstung uns bewusst werden. Es wird nichts mehr in unserer Seele sein, was nicht eingefügt wäre in das allbeherrschende Gesetz einer wissend gewordenen Liebe. Auf Erden mussten wir wie Paulus im Römerbrief sagen: „Das Wollen steht zwar bei mir, aber nicht das Vollbringen des Guten; nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will.“ Das war dieser Zwiespalt, dieser schmerzliche Zwiespalt in uns, er wird behoben sein. Es wird kein Spalt mehr sein zwischen Erkennen und Wollen, zwischen Empfinden und Streben, zwischen Pflicht und Neigung, alles in uns wird emporgehoben auf die Stufe einer großen und weiten Menschlichkeit. Es wird nichts Untermenschliches, nichts allzu Menschliches mehr in uns sein. Was wir an Kräften und Anlagen besitzen, wird entfaltet sein. Jede reine Sehnsucht, jede wirkliche Liebe wird mit hinübergehen, um ewig erfüllt zu leben. Wir werden endlich ganz und gar zu Menschen geworden sein, zu vollkommenen Menschen. Und diese Ganzheit wird uns bewusst sein, das wird unsere Seligkeit sein, die vollkommene Seligkeit, die wir erwarten. Wer überhaupt liebt, weiß, was es bedeutet, ganz und gar aus der Liebe zu leben. Man hat sich bemüht, die Formen und Umstände des ewigen Lebens zu deuten – ich glaube, dass es müßig ist, denn unsere Vorstellungen können auch nicht annähernd erreichen, was uns drüben erwartet. „Kein Auge hat es gesehen und kein Ohr hat es gehört, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ Der Apostel Paulus hat den Unterschied zwischen dem irdischen Wissen und der himmlischen Erkenntnis hervorgehoben: „Jetzt schauen wir im Spiegel, dereinst aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, wie ich selbst erkannt bin.“ So wenig ein Träumender die Wirklichkeit erfassen kann, so wenig können wir vorausträumen, was uns erwartet. Alle Tiefen, alle Inwendigkeiten, alle Möglichkeiten unseres Lebens werden erfüllt sein. Es wird keine Unerfülltheit mehr, kein bloßes Wünschen, kein leerer Traum mehr sein. Der Apostel Johannes drückt in seiner Apokalypse diesen Zustand so aus: „Sie werden nicht mehr hungern und nicht mehr dürsten. Die Glut der Sonne und die Hitze wird sie nicht mehr brennen, denn das Lamm wird sie weiden und leiten zu den Wasserquellen des Lebens, und Gott wird abwischen jede Träne von ihren Augen.“ Alle Peinen, alle Leiden des irdischen Lebens sind vergangen. Anstelle von Not und Qual ist Freude und Ruhe getreten. Wir beten ja immer: „Gib ihnen die ewige Ruhe“; damit ist nicht die Ruhe der Untätigkeit gemeint, sondern das ist eine Ruhe von höchster Tätigkeit, die aber mühelos ist. Die Tätigkeit wird ohne Anstrengung und ohne Erschlaffung vor sich gehen. Der Himmel ist tiefste Ruhe in höchstem Tun und höchste Tätigkeit in der tiefsten Ruhe.

Aber wie wird es mit denen sein, die verlorengehen? Wie wird es mit denen sein, die in dem bösen Willen ihrer liebeberaubten Seele weiterleben müssen? Selbstverständlich werden sie das große Wissen, das die Liebe verschafft, nicht besitzen, aber sie werden wissen, dass sie die Liebe nicht haben und die Einheit und die Harmonie und die Seligkeit. Das werden sie wissen, und das wird sie mit höchstem Schmerz erfüllen. Ihre Leere, ihre Verlassenheit wird die letzte und äußerste Größe erreichen; die Ausgestoßenheit, sie wird nicht mehr zugedeckt sein. In diesem Leben machen wir Menschen uns oft etwas vor, da fällt häufig ein barmherziger Schleier auf unsere Erbärmlichkeit und unsere innere Hohlheit und Hässlichkeit. Aber dieser Schleier wird gehoben werden. Hier machen sich die Menschen etwas vor, reden sich selbst etwas ein, trösten sich gegenseitig. Auch von falschen Freunden wird ihnen Trost gespendet, Illusionen werden ihnen gemacht: Es ist alles nicht so schlimm. Drüben gibt es für den liebeleeren Menschen keine Verschleierung mehr, denn er ist ganz allein. Kein Mensch, kein Engel, kein Kind, keine Freude, keine Frau, kein Genuss, keine Beschäftigung, kein Spiel und kein Ziel kann ihn trösten. Er hat nur sein eigenes Ich, und das ist ein einziger, ungeheurer Abgrund von leerer Finsternis. Sein Bewusstsein wird also entblößt sein von jeder Täuschung, von jeder Selbsttäuschung, und diese Erkenntnis wird ihn durchbohren mit der Wut der Verzweiflung. Es bleibt ihm nichts mehr verborgen von allem, was er ist und was er getan hat. Es ist nichts darunter, was ihn trösten kann; er lebt in absoluter Hoffnungslosigkeit. So kommt es, dass auch die verlorenen Menschen in ihrer ewigen Hölle ganz bewusst und wach sein werden, dass auch sie ihr Leben mit ei-

ner verzehrenden Intensität führen. Jede Erbärmlichkeit, die in ihnen ist, wird ihnen bewusst in ihrer wirklichen Gestalt. Und so wird es ein leeres, ein sinnloses, ein gottloses und freudeleeres Leben sein, ein selbstquälerisches, im eigenen Wahnsinn sich verzehrendes Leben sein. Man kann sagen: Es wäre besser, der Mensch wäre nicht geboren. Das Leben der Verlorenen ist selbstverständlich ein ebenso unerforschliches Geheimes wie jenes der gottschauenden Seelen, ja, es ist vielleicht noch schwerer zu verstehen, denn die Sünde und die Bosheit ist eben unbegreiflicher als die Güte und die Liebe; der Hass ist abgründiger als die Liebe; die Finsternis ist unfassbarer als das Licht. Und deswegen hat es auch keinen Zweck, sich die Hölle auszumalen, wie es Dante in seiner „Göttlichen Komödie“ versucht hat. Was er da schreibt, ist eben auch nur ein Phantasieprodukt. Ich empfehle es Ihnen in dieser adventlichen Zeit, einmal die „Divina Commedia“, „Die Göttliche Komödie“ von Dante zu lesen. Aber auch das ist eben nur eine Vorstellung, die mit der Wirklichkeit wenig zu tun hat, so wenig wie das Vorstellungsvermögen eines Urwaldbewohners mit dem Weltbild eines Naturwissenschaftlers. Es wird dieser Zustand das sichere und ewige Los derer sein, die freiwillig und sündhaft und schuldhaft, ganz und mit ganzem Willen sich von Gott abgewandt haben und in dieser Gottentfremdung hinübergehen in die andere Welt. Hier ist das letzte und schrecklichste Geheimnis alles Daseins uns bewusst, hier rühren wir an den Abgrund der Verlorenheit.

Das sind die letzten Dinge, die ewigen Dinge: Himmel und Hölle. Um ihretwillen ist das Menschenleben das Größte, was es gibt, außer Gott. Es fängt klein und armselig an, aber plötzlich wird offenbar, was es ist. Es endet nicht im Nichts. Es endet entweder in einer unfassbaren Größe oder in einer unfassbaren Verlorenheit. Der Mensch ist umweht von der Tragik des Ewigen und Unendlichen. Bei Dostojewski, in einem seiner Werke, fällt ein heiliger Mann auf die Knie vor einem anderen, den man für einen Verbrecher hält. Er fällt auf die Knie ob des unendlichen Leids, das diesem Menschen bestimmt ist. Man müsste ebenso niederfallen vor jedem Menschen, entweder aus Ehrfurcht vor dem göttlichen Glückswunder, das über diesen Menschen einmal kommen wird, oder aus Entsetzen über den Dämon der Unseligkeit, der er einmal sein wird. Man weiß es nur nicht, aber eines von diesen beiden wird sicher an jedem Menschen erfüllt: an mir und an Euch. Was aber auch an uns geschehen mag, meine lieben Freunde, über allem wird die unfassbare Gewissheit stehen: Die Barmherzigkeit des Herrn bleibt in alle Ewigkeit.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Nicht in Schmausereien und Trinkgelagen

29.11.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, sondern in Ehrbarkeit lasst uns wandeln. Das ist die Botschaft der heutigen Epistel. Schmausereien und Trinkgelage haben heute einen anderen Namen. Man spricht von Empfängen und Partys; das gehört dazu, das muss man mitmachen. Wenn man etwas auf sich hält, muss man einen Empfang oder eine Party geben; dann ist man „up to date“. Es ist schwer zu sagen, ob diese Partys – und wie das alles heißt – und Festivitäten einer tieferen Sehnsucht der Menschen entsprechen, etwa dem Verlangen nach Kontakt mit anderen, Überwindung der Einsamkeit, oder ob dahinter das Verlangen nach einem größeren, glanzvolleren Leben steht, die Erfüllung einer gesellschaftlichen Illusion. Sie sind nun einmal da diese Partys und Festivitäten, diese Geschehnisse, die uns in den Illustrierten von Prominenten unterbreitet werden und die in den ernsthaften Zeitungen von Soziologen und Psychologen geprüft werden auf ihren Inhalt und ihre Bedeutung. Lassen wir uns nicht irritieren von den neuen Namen; die Sache bleibt dieselbe damals wie jetzt: Schmausereien und Trinkgelage. Eine steigende Flut von Veranstaltungen, in denen die Esslust und die Trinklust gefördert und vielleicht auch befriedigt wird, vor allem Alkoholgenuss und alkoholische Exzesse. Es ist das selbstverständlich auch eine Frage des Wohlstands und des Wohllbens. Wohlstand und Wohllben fordern immer neu ihren Tribut. Verdirbt der Wohlstand die Menschen? Es wäre das die einfachste Antwort, und sie hat überdies auch ihre Berechtigung, aber sie allein genügt nicht. Sie bleibt zu sehr an der Oberfläche, sie vermag nicht die tieferen Ursachen für diesen Betrieb zu erklären. Wir stehen nämlich vor einem verblüffenden Paradox. Einerseits diese Fülle von materiellen und geistigen Gütern, die dem modernen Menschen zum Konsum angeboten werden, auf der anderen Seite die Leere in seinem Herzen, im Kern seiner Persönlichkeit. Viele Menschen haben sich innerlich verloren, denn sie haben ihren Gott verloren. Die Sehnsucht nach Betäubung, Vergessen und seelischer Gemeinsamkeit hat viele psychologische und soziologische Gründe, aber letztlich ist dafür der Verlust Gottes ursächlich. Denn er allein vermag Ruhe, Geborgenheit, Lebenssinn und Lebensfreude zu gewähren. „Wer Gott nicht sucht, endet in der Sucht“, sagt ein Sprichwort. Darum also die übertriebene Fülle von Schmausereien und Trinkgelagen, von Empfängen, Partys und Vereinsfeiern, Teenagerbällen und Repräsentationsveranstaltungen. Sie sind das Anzeichen einer Flucht, einer Flucht des Menschen vor sich selbst, vor seiner inneren Leere. Weil er seine Mitte verloren hat, kompensiert er die seelische Öde mit äußerer Betriebsamkeit, bastelt sich eine Scheinwelt zusammen, die ihm helfen soll, das Nichts in der eigenen Brust zu verdecken. Da spielt das Essen und Trinken, vor allem der Alkohol, eine große Rolle. Er ist der Tröster, der Tröster einer trostlosen Gesellschaft, die auf diese Weise sich einen Trost zu verschaffen versucht. Und es gibt wenige, die daraus ausbrechen, aber gelegentlich gibt es doch jemanden. Drüben, auf der anderen Seite des Rheins, wohnt die junge Sängerin Lena Meyer-Landrut. Der Vater ist eine bekannte Persönlichkeit, er war Botschafter in Moskau. Diese junge Sängerin bricht aus dieser Scheinwelt aus. Sie pfeift auf das Nachtleben, sagt sie. Um richtig auszupowern, zieht sie Bewegung vor. „Ich stolpere nicht auf After-Show-Partys total besoffen im VIP-Bereich herum. Ich lasse die Sau lieber beim Sport heraus“ – eine sehr erfrischende Sprache, wie man zugeben muss. „Das gibt mir viel mehr, als morgens um fünf aus dem Club gekrochen zu

kommen.“ Sie brauche keinen Rock’n’Roll in ihrem Leben. Diese erfrischende Aussage zeigt, dass es doch Menschen gibt, die dem Hang und Drang nach Schmausereien und Trinkgelagen widerstehen. Ich möchte nicht missverstanden werden, meine lieben Freunde. Wir sind nicht neidisch auf das, was andere haben, wir gönnen den Menschen jede Freude. Aber das ist ja gerade die Frage, ob das eine Freude ist, sich in Schmausereien und Trinkgelagen zu ergehen. Erzeugt das nicht in vielen Fällen dicke Bäuche und benebelte Gehirne? Die Häufigkeit, die Zwanghaftigkeit, das Übermaß, das sind die Gründe, die wir gegen diese Schmausereien und Trinkgelage vorbringen. Unser Denken kreist um Gott, und wir sehen, wie die von Gott Erkalteten vom Strudel einer menschlichen Geselligkeit verschlungen werden, wie sie die Sinnlosigkeit ihres Lebens durch Schmausereien und Trinkgelagen betäuben.

Wir alle wissen: Die Aufnahme von Speise und Trank ist zum Leben, zur Gesunderhaltung, zur Erhaltung der Kraft unentbehrlich und deswegen eine sittliche Pflicht. Das rechte Maß bestimmt sich nach dem objektiven Bedürfnis, so viel wie notwendig ist, die Gesundheit und die Kraft zu erhalten. Die Mäßigkeit ist jene Tugend, die im Genießen von Speise und Trank das sittliche Maß einhält. Die Schwelgerei beim Essen kann die Gesundheit gefährden. Im Alten Testament, im Buche Jesus Sirach, steht der Satz: „Sei beim Mahl nicht gierig und falle nicht über die Speisen her, denn viel essen macht krank.“ Von Papst Leo XIII., der bis in die neunziger Jahre alt geworden ist und sehr mäßig lebte, stammt das Wort: „Manche essen, nicht, um länger zu leben, sondern um früher zu sterben“ – wie richtig. Und der Wiener Volksprediger Abraham a Santa Clara prägte den Satz: „Die meisten Krankheiten stammen von Frissland.“ Die Schwelgerei beim Essen kann zu grober Verschwendung führen; die feinen Speisen sind nun einmal teuer, und der Besuch von Gourmetrestaurants reißt tiefe Löcher in den Geldbeutel, aber das will man nicht aufgeben. Viele sagen: Wir können uns keine Kinder leisten, wir können uns nur ein Kind, wir können uns nur zwei Kinder leisten. Aber sie leisten sich sehr viel für Essen und Trinken. Die Schwelgerei beim Essen kann auch zur Versklavung an die Sinnenlust führen. Immer neue Rezepte für raffinierte Mahlzeiten werden angeboten, immer weitere Einfälle sollen die Gaumenlust befriedigen. Es ist traurig, meine lieben Freunde, es ist traurig, wenn über einem Leben keine anderen Sterne stehen als die Mahlzeiten. Die sinnliche Lust muss durch die Vernunft beherrscht werden. Die ungeordnete Neigung nach Speise und Trank, die Gaumenlust, *gula* lateinisch genannt, ist zunächst im sinnlichen Begehren gelegen und wird, wenn sie zugelassen wird, zur Unmäßigkeit. Unmäßigkeit liegt im stofflichen Übermaß oder in der unwürdigen Hast und Gier des Essens und Trinkens oder in der Verfehlung gegen Sitte und soziale Pflicht. Die Unmäßigkeit ist eine Quellen- oder Hauptsünde, d.h. aus ihr entstehen andere Sünden. Die sinnliche Lust nährt andere sinnliche Lüste. Unbeherrschtheit und Maßlosigkeit führen vor allem leicht zur Unkeuschheit. Von dem römischen heidnischen Schriftsteller Terenz stammt das schöne Wort: „Sine Cerere et Baccho friget Venus“, d.h. frei übersetzt zu Deutsch: Der Geschlechtstrieb wird durch starkes Essen und Trinken gestärkt. Sine Cerere et Baccho friget Venus – Ceres ist die Göttin des Essens und Bacchus der Gott des Weines und Venus die Göttin der Liebe. Die Kirche weiß um Nutzen und Notwendigkeit der Beherrschung von Essen und Trinken. Sie hat das Abbruchs- und das Enthaltungsfasten eingeführt. Aber sie hat es, zurückweichend vor dem Druck der Menschen, vor der Gier der Menschen, reduziert. Es gibt im ganzen Jahr nur noch zwei Fasttage. Geblieben ist das Enthaltungsfasten am Freitag, wo wir uns also von Fleisch und Fleischspeisen enthalten sollen. Und das sollten wir als bewusste Katholiken unbedingt festhalten! Das ist ein Markenzeichen für uns. Wir denken an das Leiden des Heilandes, und um dieses Leidens willen zeigen wir, dass wir auch etwas für ihn entbehren können. Die Kirche hat aber trotz des Zurückschneidens des Fastens nicht aufgehört, die Enthaltensamkeit, die Beherrschung, die Überwindung beim Essen zu empfehlen. Sie lehrt auch heute Nutzen und Notwendigkeit von Bescheidenheit und Zurückhaltung im Essen und Trinken. Sie dienen der Schulung des Willens und der Beherrschung der sinnlichen Triebe. Keinem Christen ist es untersagt, seine Esslust zu zügeln, sich beim Essen zurückzuhalten.

Eine besondere Bewandnis hat es natürlich mit der Aufnahme berauschender Getränke. Alkoholische Getränke sind nicht in sich schlecht; sie können nützlich und manchmal sogar hilfreich sein. In der Heiligen Schrift werden der Wein und der Weingenuss gepriesen. Im Buche Jesus Sirach heißt es: „Mäßig getrunken, erfreut der Wein Herz und Gemüt.“ Ein mäßiger Trank ist für Leib und Seele ge-

sund – das bleibt bestehen. Aber gleichzeitig wird vor dem Übermaß gewarnt. „Der Wein hat schon viele zugrunde gerichtet“, das steht auch im Buche Jesus Sirach. Und der Apostel mahnt im Epheserbrief: „Berauschet euch nicht mit Wein; das führt zur Ausschweifung.“ Der Alkoholmissbrauch ist eine Quelle vieler Sünden, vor allem gegen das 5. und 6. Gebot. Viel Unglück und Not bringt der Alkoholgenuss über einzelne und ganze Familien. Ich habe einmal als Kind eine schreckliche Szene erlebt: In unserer Nachbarschaft wohnte ein kriegsverletzter Eisenbahnbeamter; er war ein Trinker. Ich habe als Kind zusehen müssen, wie er in der Trunkenheit seine Frau, die an Schüttellähmung litt, aus dem Hause trieb und verdrosch. Das Bild werde ich nie vergessen. Unmäßiges Trinken bewirkt Berauschung und Trunkenheit. Wer absichtlich oder fahrlässig vollständig berauscht wird, verzichtet auf sein menschliches Bewusstsein und seine sittliche Freiheit. Die Wirkung des Alkohols auf Gehirn und Nerven stört die normale Geistestätigkeit. Die Trunkenheit schwächt den Körper, untergräbt das Geistesleben, raubt die Empfänglichkeit für das Übernatürliche, gibt Anlass zu Gewalttätigkeit und geschlechtlicher Ausschweifung. Die Heilige Schrift zeigt die Sündhaftigkeit der Trunksucht an ihren geistlichen Folgen auf. Der Apostel Paulus warnt: „Weder Ehebrecher noch Trunksüchtige noch Lästerer werden das Reich Gottes besitzen.“ Die völlige Enthaltung von Alkohol ist teils empfehlenswert, teils pflichtmäßig. Der freie Verzicht auf alkoholische Getränke aus Gründen der Nächstenliebe, der Erbauung und der Willensschulung ist lobenswert. Es muss nicht jeder trinken. Mir sagte mein Religionslehrer, der total abstinent war: „Solange es noch Leute gibt, die zu viel trinken, muss es auch solche geben, die gar nicht trinken.“ Der Verzicht auf Alkohol ist ein Mittel der Buße und der Sühne, fördert den apostolischen Geist, stärkt den Willen und fördert die Selbständigkeit gegenüber der Gesellschaft. Der Genuss von Alkohol kann unter bestimmten Umständen total verboten sein – denken Sie an das Berufsleben, denken Sie an die Autofahrer, an die Lokomotivführer. Vor einigen Jahren stand ein Lokomotivführer vor Gericht. Der Richter forderte ihn auf, anzugeben, wie viel er getrunken habe, als er ein Unglück verursachte. Er machte dann eine Bewegung mit den Fingern: so viel, aber die Finger gingen dann immer weiter auseinander. Er hatte also erheblich viel getrunken, dieser Lokomotivführer. In Mainz stand vor kurzem ein Kraftfahrzeugmeister vor Gericht, der sich im Trunk gewalttätig bewegt hatte. Der Richter sagte: „So wie Sie hier sitzen, sind Sie ein ganz netter Kerl.“ „Ja“, sagte der Kraftfahrzeugmeister, „wenn ich anfangen zu trinken, höre ich nicht mehr auf, und dann mache ich Dinge, die ich nüchtern niemals vollbringen würde.“ Das große Vorbild der Enthaltung ist Johannes der Täufer. Als dem Zacharias die Geburt eines Sohnes angekündigt wurde, fügte der himmlische Bote kennzeichnend bei: „Wein und Berauschendes wird er nicht trinken.“ Manche sind ihm in der Enthaltensamkeit nachgefolgt. Der englische Kardinal Manning war ein echter Sozialapostel, ein Vater der Arbeiter. Er war berühmt für seine Liebe zu den arbeitenden Klassen. Beim großen Dockarbeiterstreik in London hat er es fertiggebracht, Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu versöhnen. Und bei ihrem Umzug am 1. Mai haben die Arbeiter sein Bild mitgeführt, das Bild von Kardinal Manning. Dieser Kardinal Manning redete eines Tages einem Arbeiter zu, er solle doch das Trinken aufgeben. Der Arbeiter sagte zu ihm: „Sie trinken ja auch, nur nicht solchen Fusel wie ich.“ Der Arbeiter wusste, dass Manning zum Mittagessen ein Glas Rotwein trank. Der Kardinal war rasch gefasst und sagte: „Gut, von heute an trinke ich keinen Tropfen mehr.“ Er hat diesen Vorsatz gehalten. Schwelgereien, Schmausereien und Trinkgelage tragen häufig ihre Strafe in sich selbst. Alle die Folgeerscheinungen der Unmäßigkeit sind ein Gericht über sie. Der heilige Augustinus hat sich, als er in der Kirche die Epistel von den Schmausereien und Trinkgelagen hörte, bekehrt. Vorher war er auch der Sinnlichkeit verfallen. Er versuchte, aus den Fesseln eines sinnleeren und nichtigen Lebens sich zu lösen. Er lebte in Eitelkeit und Sinnlichkeit, aber als er in der Epistel hörte: „Nicht mit Schmausereien und Trinkgelagen sollt ihr euer Leben verbringen, sondern ehrbar wandeln“, da hat er sich blitzartig bekehrt. Diese Wendung gab ihm die Freiheit der Seele, die heimkehrt zu Gott. Auch uns, meine lieben Freunde, erreicht heute der Ruf des Herrn: „Wandelt ehrbar, nicht in Schmausereien und Trinkgelagen. Es ist Zeit, vom Schlafe aufzustehen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Weichliche Kleider

06.12.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unsere Urgroßmütter würden große Augen machen, wenn sie einmal Gelegenheit hätten, die Kleiderschränke ihrer Urenkel zu betrachten. Sie selber sind ja in Leinen und Kattun aufgewachsen, einfach und schlicht. Sie würden den Kopf schütteln über die Auswahl und die Eleganz, die Vielfalt und die Qualität unserer Garderobe. Und wenn sie die Bibel kennen würden – und sie haben sie ja gekannt –, dann würden sie vielleicht sagen: Die da weichliche Kleider tragen, sind in den Palästen der Könige. Es ist auffällig, dass immer, wenn der Herr über Könige spricht, ein kritischer Ton dabei ist. Verglichen mit ihren Möglichkeiten und ihrem kärglichen Bestand herrscht bei uns so etwas wie ein Kleiderluxus. Die Menge der Kleider wird auf 5,2 Milliarden in den deutschen Kleiderschränken geschätzt. Die Kleider sind notwendig und wir erfreuen uns an ihnen; wir möchten unsere Garderobe nicht eintauschen gegen die wollenen Umschlagtücher, mit denen unsere Urgroßmütter im Winter sich bekleideten, oder mit der unförmigen Joppe, wie unsere Urgroßväter sie trugen. Aber die Kleiderfrage ist gar nicht das Entscheidende unserer heutigen Überlegungen. Es geht streng genommen nicht um die Kleider, sondern um etwas ganz anderes. „Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste? Was wolltet ihr da sehen? Einen Menschen mit weichlichen Kleidern? Die weichliche Kleider tragen, sind in den Palästen der Könige.“ Nein, der Johannes an der Furt des Jordan trug keine weichlichen Kleider, er führte ein hartes Leben der Entsagung und der Buße, er war in Kamelhaartuch gekleidet, ein Prophet, kein Idealbild für schöngeistige Ästheten. Ohne Zweifel: Johannes ist ein harter Mann – hart gegen sich und hart gegen andere. Mit ungeheurem Ernst hat er den Weg bereitet für den, der nach ihm kommt. Er ist kein schwankendes Rohr, keine Wetterfahne, kein geschmeidiger Diplomantentyp. Sein Charakterbild schwankt nicht in der Geschichte, wie man das von anderen bedeutenden oder unbedeutenden Leuten der Geschichte sagen muss. Er ist eine klar geprägte, ganz von seinem Amt geformte Persönlichkeit.

Das Wort vom schwankenden Rohr ist ein Bild. Es will aussagen, dass ein Mensch keine gefestigte Überzeugung hat, dass er vielmehr von den jeweiligen Stimmungen, Strömungen, Meinungen hin und her getrieben wird. Ein Mensch, der ein schwankendes Rohr ist, steht nicht fest, er hat keinen Standpunkt, er lässt sich verschieben. Ein solcher Mensch ist selbstverständlich auch nicht verlässlich; man kann sich auf ihn nicht verlassen. Ein solcher Mensch ist nicht nach dem Willen Gottes. Der Herr hat wiederholt und entschieden Klarheit und Entschiedenheit von seinen Anhängern und seinen Hörern gefordert. „Euer Jawort sei ein Ja, euer Neinwort sei ein Nein. Was darüber ist, das ist vom Teufel.“ „Ihr könnt nicht zugleich Gott dienen und dem Mammon“; der Mensch kann sich nicht zerteilen: entweder – oder. Und seine Jünger haben diese Verkündigung des Herrn wiederholt. Johannes erklärt: „Wenn jemand die Welt liebhat, so ist die Liebe zum Vater nicht in ihm“, also entweder Weltliebe oder Gottesliebe. Der heilige Paulus lehrt: „Die nach dem Fleische leben, trachten nach dem, was das Fleisch will. Die nach dem Geiste leben, streben nach dem, was der Geist will.“ Auch hier wieder das klare Entweder-Oder: entweder Fleisch oder Geist. Im Epheserbrief, der ein besonders wertvolles Dokument der Gedanken des heiligen Paulus ist, schreibt der Apostel an seine Gemeinde: „Wir sollen nicht unmündige Kinder sein, die sich durch das Trugspiel der Menschen und durch die Verführungs-

künste des Irrtums von jeder windigen Lehre hin und her treiben lassen.“ Vielleicht hat er gedacht an die Geschichte des Volkes Israel, das sich ja auch nicht entscheiden konnte zwischen Gott und dem Götzen Baal. Der Prophet Elias hat sie auf die Probe gestellt und zur Entscheidung aufgefordert: „Wie lange wollt ihr noch nach beiden Seiten hinken? Ist Jahwe euer Gott, dann haltet zu ihm, ist aber Baal euer Gott, dann haltet zu Baal.“ Wir sollen, meine lieben Freunde, keine schwankenden Rohre sein. Wenn wir nach reiflicher Prüfung für bestimmte Haltungen und Regeln uns entschieden haben, sollen wir daran festhalten; nur so werden wir verlässliche Menschen. Schon im täglichen Leben sollen wir uns an bestimmte bewährte Grundsätze halten, also z.B. nicht mehr ausgeben, als man einnimmt. Schulden machen, ist eine gefährliche Sache. Es gibt in Deutschland Millionen verschuldete Haushalte. Oder: Nicht versprechen, was man nicht halten kann; vorher überlegen, bevor wir eine Zusage geben. Ein Priester beschwerte sich einmal bei seinem Bischof, dass er ihm eine bestimmte Pfarrei nicht gegeben habe, die er ihm doch versprochen hatte. Der Bischof entgegnete ihm: „Ja, meinen Sie, ich hab’ sie nur Ihnen versprochen?“ Ich hatte einen akademischen Lehrer, der trug den Spitznamen „der Jeiner“, also der offenbar nicht ja und nicht nein sagen konnte, sondern immer darum herumredete. Er hatte den verdienten Namen „der Jeiner“. Erst recht braucht es Festigkeit und Beständigkeit im religiösen Leben. Sie alle wissen, dass mit dem Konzil eine allgemeine Lockerung der religiösen Übungen und Gewohnheiten eingetreten ist. Wir sollten sie nicht mitmachen. Wir sollten nicht das dumme Wort nachsprechen: Es ist eben alles anders. Ja, es ist anders, aber es sollte nicht anders sein! Als Kinder haben wir gelernt: Kein Tag ohne Gebet, kein Sonntag ohne heilige Messe, kein Monat ohne Beicht und Kommunion. Und ich kann Ihnen versichern, meine lieben Freunde, als ich Kaplan in der Ostzone war, ich hatte Dutzende von Jugendlichen, die diesen Rhythmus eingehalten haben. Wir sollten uns von solchen Prinzipien nicht durch dummes Gerede abbringen lassen. Es sind falsche Propheten, die uns einreden, man braucht nicht mehr zu beichten, das lange Beten ist überflüssig, die Kommunion kann empfangen, wer will. Im Jahre 1845 – also vor bald 200 Jahren – schrieb der Tübinger Theologe Karl Josef Hefele, später Bischof von Rottenburg: „Die Geistlichen, die auf der Kanzel stets nur sentimentales Gefasel zu Markte bringen, statt die Dogmen zu lehren, sind schuld, dass viele Laien in Glaubenssachen dem schwankenden Rohre gleichen und von jedem Winde des Irrtums bewegt werden.“ Häufig rührt das Schwanken in der Überzeugung und in der Lebensführung aus der Furcht vor dem Urteil der Menschen her, was die Leute dazu sagen. Das schreckt die meisten Menschen mehr als das Bewusstsein, was Gott darüber denkt. Die Menschenfurcht übt mehr Zwang und Druck auf die persönliche Freiheit aus als alle Gebote. Denen, die aus Menschenfurcht hin und her schwanken, ruft der Apostel Paulus zu: „Wollte ich noch Menschen gefallen, dann wäre ich nicht mehr Christi Diener.“

Johannes war ein Mann der Herbheit, ja der Härte. Zu ihm gehört das Opfer und der Verzicht. Er hat ein hartes Asketenleben geführt in der steinigen Wüste Judas. Mit ihm ist uns ein Mensch vor Augen gestellt, von dem der Herr nicht sagt: „Die da weichliche Kleider tragen, sind in den Palästen der Könige.“ Johannes war kein Schilfrohr, das vom Winde hin und her getrieben wird, weil er hart gegen sich selbst war. Wer weichlich ist, wird auch bald ein Schilfrohr sein, das vom Winde hin- und hergetrieben wird. Es geht um die Bereitschaft, zu verzichten, zu einem einfachen Leben. Mit den „weichlichen Kleidern“ ist die Haltlosigkeit gemeint, das Hin-und-Hergetriebenwerden von der Genusssucht, die Verweichlichung. An der Verweichlichung geht der einzelne Mensch und gehen die Völker zugrunde. Entsagung hat Johannes vorgelebt, Entsagung hat er von seinen Hörern gefordert: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“ Er hat eine Haltung, eine Tugend gefordert, die heute weitgehend vergessen wird, nämlich die Selbstzucht. Die Selbstzucht, die entgegen ist der Selbstsucht. Die Selbstzucht beginnt mit dem regelmäßigen Sichniederlegen zur Nachtruhe und dem regelmäßigen Aufstehen. Nur durch diese Regelmäßigkeit lässt sich das Tagesprogramm, das uns auferlegt ist, bewältigen. Es ist eine Tugend, jeden Morgen zu gebotener Stunde sich zu erheben. Es stählt den Willen, es kostet Überwindung, aber es verhilft zur Selbstachtung. Als ich in München im Priesterseminar war, da sagte unser Leiter, der Regens Prof. Pascher, einmal zu uns: „Ich kontrolliere Sie nicht, ob sie beim allgemeinen Wecken aufstehen. Aber wenn ich es erleben würde, dass einer noch liegenbleibt, dann würde ich ausspucken und mich auf dem Absatz herumdrehen.“ Wer Selbstzucht gelernt hat, geht die Erfordernisse des Tages nach einer bestimmten Reihenfol-

ge an. Sie lautet: erst das Notwendige, dann das Nützliche, schließlich das Angenehme – nicht umgekehrt: erst das Notwendige, dann das Nützliche und zum Schluss das Angenehme. Wer diese Ordnung umdreht, der versinkt in der Unordnung, im Durcheinander. Zur Selbstzucht ist auch gefordert, die anfallenden Aufgaben rechtzeitig anzugehen und pünktlich zu erledigen; nur so erspart man sich Ärger und bleibt zuverlässig. Das unbegründete Aufschieben von Arbeiten zwingt häufig zu hastiger, ungenügender Erledigung im letzten Augenblick; die Verzögerung verschafft Verdruss und Misshelligkeit. Ich habe mir in meinem Leben, wenn ich Ihnen das sagen darf, meine lieben Freunde, zum Grundsatz gemacht, jede Arbeit so früh wie möglich zu beginnen, und mit diesem Grundsatz bin ich gut gefahren. Der Mensch, der Selbstzucht gelernt hat, drückt sich nicht und flieht nicht vor unangenehmen Arbeiten. Es ist schäbig, lästige und beschwerliche Aufgaben liegenzulassen, zu versäumen, auf andere abzuschieben. Nein, wir erwerben die Tugend und gewinnen die Geneigtheit der Mitmenschen, wenn sie erleben, wie wir uns unter das Gesetz der Arbeit beugen, auch wenn die Arbeit ungeliebt sein mag und schmutzig. Der Mensch der Selbstzucht lässt sich eben nicht von seiner Bequemlichkeit und Sinnlichkeit leiten, sondern er herrscht über sie kraft seiner Einsicht und seines Willens. Wenn wir nur dem folgen, was Bequemlichkeit und Sinnlichkeit uns eingeben, da wird nichts aus uns. Wir müssen uns zwingen auch zu ungeliebter Beschäftigung, und das fördert unsere Fertigkeiten und bringt dem Willen Gewinn. Es gibt Menschen, die an ihren Liebhabereien zugrunde gehen, deswegen muss man seinen Zeitvertreib scharf bewachen. Müßiggang lehrt viel Böses. „Ein Teil des Lebens geht zugrunde, wenn eine Stunde verschleudert wird“, schreibt der große Philosoph Leibniz – ein Teil des Lebens geht zugrunde, wenn eine Stunde verschleudert wird. Man kann sich zu Tode arbeiten, gewiss, man kann sich aber auch zu Tode faulzen. Selbstzucht bedingt die vernunftgemäße Abwechslung von Arbeit und Erholung. Man kann nicht immer nur arbeiten, man muss sich auch erholen. Aber das eine wie das andere muss von der Vernunft geleitet sein, von den objektiven Bedürfnissen. Die Ruhe ist nach der Arbeit zu suchen, nicht vorher, sie muss der Lohn der Arbeit sein. Selbstzucht – das soll das Letzte sein, was ich erwähne – wird auch bei der Nahrungsaufnahme verlangt. Wir sollen das zu uns nehmen, was das Bedürfnis der Natur erfordert, nicht das, was die Esslust eingibt. Man isst und trinkt zur rechten Zeit und zur Notdurft, aber nicht zum Zeitvertreib. „Zügele die Gaumenlust“, mahnt das Buch von der „Nachfolge Christi“, „und du wirst jede andere fleischliche Neigung umso leichter bezähmen.“ Der wahre Fortschritt des Menschen besteht eben in der Selbstverleugnung. Selbstverleugnung bedeutet, sich zu dem zu zwingen, was man nicht tun möchte, und das unterlassen, was man gern tun möchte. Das ist Selbstverleugnung.

Wozu, meine lieben Freunde, strengen wir uns an, überwinden wir uns, bemühen wir uns um Selbstzucht? Welches ist das Ziel unseres Mühens? Man könnte daran denken: Nun ja, wir wollen halt edle Menschen werden, Menschen, die sich selbst bezwungen haben, Menschen, die einen Charakter ausgebildet haben; das ist ein hohes Ziel, aber es genügt nicht. Wir arbeiten an unserer Persönlichkeit, um würdig zu werden unseres Herrn, um würdig zu werden der Gliedschaft an seinem Leibe. Wir wollen das Bild Christi an uns herausarbeiten. Wir üben Selbstzucht, um fähig zu werden, Gott zu dienen und zu lieben, wie er es verdient. In jeder heiligen Messe opfern wir uns vereint mit dem Opfer Christi auf. Die Messe ist das Opfer Christi durch die Kirche und damit auch durch die Menschen der Kirche. Jeder einzelne ist aufgefordert, an diesem Opfer teilzunehmen, in dieses Opfer einzugehen. Und das beten wir in jeder Messe: „Im Geiste der Demut und mit zerknirschtem Herzen, lass uns, o Herr, bei dir Aufnahme finden. So werde unser Opfer vor dir, vor deinem Angesicht.“ Wir wollen uns, meine lieben Freunde, in dieser Adventszeit bemühen, ein würdiges Opfer für unseren Herrn und Heiland zu werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Religion der Freude

13.12.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Freuet euch. Abermals sage ich: Freuet euch, denn der Herr ist nahe.“ Dieser Ruf, diese Aufforderung, nein, dieser Befehl zur Freude kommt aus dem Gefängnis. Denn der Philipperbrief ist in Rom geschrieben, wo Paulus im Gefängnis war. Und doch heißt die Botschaft: Freuet euch. „Freuet euch. Abermals sage ich: Freuet euch.“ Dieser Freudenruf ist deswegen so bedeutsam, weil man das Christentum verdächtigt hat, die Religion des Schwermut, des Ernstes, der Trauer, der Verbote zu sein. Die Ereignisse des Christentums aber sind ganz anderer Art. Sie beginnen mit einem Freudenruf: „Ich verkünde euch heute eine große Freude, denn in der Stadt Davids ist euch der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Und als der Herr an das Ende seines irdischen Lebens kommt, da sagt er seinen Jüngern die Nähe des Todes voraus, aber er fügte hinzu: „Ich werde euch wiederssehen, und ihr werdet euch freuen und eure Freude wird niemand von euch nehmen.“ Das Christentum, meine lieben Freunde, ist die Religion der Freude. Das Christentum, das lehrt, dass es einen Gott gibt, dass ein Gott existiert, dass wir nicht allein sind im kalten Weltenraum, dass die Augen einer allmächtigen Vorsehung über uns wachen, dieses Christentum ist eine Religion der Freude. Das Christentum, das uns lehrt, dass unser Leben einen Sinn und ein Ziel hat, nicht eine sinnlose Leidenschaft, wie uns atheistische Existenzialphilosophen weismachen wollen, dieses Christentum ist eine Religion der Freude. Allerdings ist die Freude an den Herrn und Seligmacher geknüpft. „Freuet euch im Herrn“, heißt es nämlich im Philipperbrief. Es gibt auch andere Freuden, mit denen der Herr nichts zu tun hat: ein Konzert, eine Beförderung, ein unerwartetes Geschenk; das sind auch Freuden, aber das sind keine Freuden im Herrn. Freuden im Herrn sind jene, die Gott, die Christus zum Urheber haben, für die er verantwortlich ist. Die Freuden, die von Gott kommen, die sollen wir suchen: Freuet euch, aber freuet euch im Herrn.

Und jetzt wird aufgezählt, bei welchen Gelegenheiten und an welchen Anlässen wir Freude im Herrn haben sollen; die erste ist: Denn der Herr ist nahe. Paulus hatte, wie es ganz christentumsgemäß ist, die Erwartung, Christus werde nach seiner Himmelfahrt wiederkommen noch zu seinen Lebzeiten. Man kann sagen, er habe sich getäuscht, aber nein, es ist keine Täuschung, er hat nur die Verheißung des Herrn ernst genommen. Was jeder Zeit eintreten kann, ist immer nahe. Und wenn wir rechte Christen sind, müssen wir uns auch auf die Wiederkunft des Herrn gefasst machen. Es kann jeden Tag eintreten, jeden Tag kann das Zeichen des Kreuzes am Horizont erscheinen und der Herr wiederkommen. Solange die Wiederkunft des Herrn noch aussteht, hoffen wir auf ein Kommen des Herrn anderer Art. Es ist die Erwartung, dass er von seiner Macht und Güte Gebrauch macht. Dieses Kommen besteht nicht in der Überbrückung einer räumlichen Ferne, sondern im Tätigwerden Gottes, darauf warten wir. Und wir warten nicht vergebens; er hat sein Wort verpfändet. Er muss uns helfen, wenn er der getreue Gott bleiben will. Die zweite Quelle der Freude ist, dass wir unsere Güte allen Menschen zuteilwerden lassen. Das griechische Wort, das ich hier mit Güte übersetze, kann vieles bedeuten, aber ich glaube, dass die Bedeutung, die ich vorgeschlagen habe, die Güte, nicht falsch ist; im Lateinischen heißt es *modestia*. Es ist eine Freude, Menschen zu erfreuen, Menschen anzuhören, aufmerksam auf ihre Leiden einzugehen, sie zu trösten, sie aufzurichten, sie zu ermuntern. Freude machen, meine lie-

ben Freunde, bringt Freude ins eigene Herz. „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück. Freude, die wir anderen geben, kehrt ins eigene Herz zurück.“ Wer die anderen zu erfreuen trachtet, vergisst am ehesten seine eigenen Sorgen und kommt über sie am sichersten hinweg. Bald werden wir einander wieder Freude machen mit Geschenken – warum nicht? Wenn der himmlische Vater uns seinen Sohn schenkt, dann müssen wir auch einander etwas schenken. Eine weitere Quelle der Freude spricht Paulus im gleichen Brief an die Philipper an, wenn er schreibt: „Tut alles ohne Murren“ – tut alles ohne Murren, d.h.: Denkt daran, dass Gott über euch das Gesetz der Arbeit aufgerichtet hat. Es ist der Wille Gottes, dass wir uns diesem Gesetz unterwerfen. Der Gemeinde von Saloniki schreibt Paulus: „Wir gebieten euch nachdrücklich, im Herrn Jesus Christus (also per göttlicher Sanktion), sie sollen in ruhiger Arbeit ihr eigenes Brot verdienen.“ Wie dankbar muss man sein, meine lieben Freunde, wenn man arbeiten kann, denn dafür sind wir ja geschaffen. Wie traurig steht es um die Menschen, die nicht arbeiten können, weil sie körperlich nicht in der Lage sind oder weil sie keine Arbeit finden. Der Mensch, der arbeitet, ist niemals ganz unglücklich. Von Goethe stammt das schöne Wort: „Arbeite nur, die Freude kommt von selbst.“ Arbeit im Herrn ist Pflicht. Pflicht ist verbindliche Aufgabe, für die sich der einzelne verantwortlich weiß. Der Mensch hat nur Frieden, wenn er seine Pflicht getan hat. Aus erfüllter Pflicht quillt Freude. Wenn wir eine Arbeit erledigt haben, die uns aufgetragen war, dürfen wir uns freuen, dass wir es geschafft haben. Von dem gut katholischen Politiker Matthias Erzberger stammt das schöne Wort: „Erst mach dein Sach, dann sing und lach“ – eine schönes Wort: Erst mach dein Sach, dann sing und lach. Eine weitere Quelle der Freude spricht Paulus an, wenn er im gleichen Brief an die Philipper die Aufforderung richtet: „Seid so gesinnt, wie Jesus Christus gesinnt war.“ Wie war er denn gesinnt? Er war dem Willen des Vaters gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Er hat die Gebote Gottes im Willen des Vaters ernst genommen. Wir Priester haben die Freude, ja die Freude, jeden Sonntag den Psalm 118 beten zu dürfen. Der Psalm 118 ist ein Loblied auf die Gebote Gottes. Ich bete es jeden Sonntag mit großer Freude. „Ich liebe dein Gesetz“, heißt es da immer wieder. Welches Glück ist es, meine Freunde, den Willen Gottes zu kennen und dadurch zu wissen, wie unser Leben gelingen kann, wenn wir uns daran halten: die Gebote der Nächstenliebe, der Feindesliebe, die Gebote der Ehrlichkeit und der Wahrhaftigkeit, die Gebote, welche die Geschlechtskraft betreffen. Wie kann man sich so weit verirren wie der Protestantismus, der den Pfarrern empfiehlt, ein lustiges homosexuelles Leben im Pfarrhaus zu führen, wie kann man sich so weit verirren? Freude im Herrn ist es, den Willen Gottes zu kennen und zu erfüllen. Wer im Alltag mit Gott lebt, der kann niemals ganz unglücklich sein. Er weiß: Wer Gott liebt, wer Gott dient, erfüllt seinen Lebenszweck, erfüllt sein Lebenswerk. Im alten Katechismus lautete die erste Frage: „Wozu sind wir auf Erden?“ Die Antwort war: „Wir sind dazu auf Erden, dass wir den Willen Gottes tun und dadurch in den Himmel kommen.“ Das ist kurz und bündig tatsächlich ein Loblied auf die Gebote Gottes. Diese ewig junge Wahrheit zeigt uns den Weg der Freude: Gott lieben, Gott dienen. Freilich, wir wissen um unsere Schwächen. Aber das Christentum weiß auch um unsere Schwächen. Es gibt deswegen eine Planke nach dem Schiffbruch, es gibt die Vergebung der Sünden, es gibt ein Sakrament der Vergebung; darüber dürfen wir uns freuen. Wie glücklich sind wir, dass Gott uns nicht in der Sünde zugrunde gehen lässt, dass er uns nicht in der Gosse liegen lässt, dass er die verlorenen Söhne und Töchter wieder aufnimmt. Es ist eine Freude, meine lieben Freunde, beichten zu dürfen, die Lossprechung zu empfangen und frohen Herzens wieder an die Arbeit zu gehen. Beicht macht leicht!

Eine weitere Quelle der Freude sind – so merkwürdig es klingt – Leiden. Leiden schließen die Freude nicht aus. Von der heiligen Theresia von Avila stammt das schöne Wort: „Gott führt jene, die er liebhat, den Weg der Leiden. Und je größer seine Liebe ist, umso härter sind die Leiden.“ Sie hat das Gesetz der Liebe Gottes begriffen. Gott führt jene, die er liebhat, den Weg der Leiden. Und je größer seine Liebe ist, umso härter sind die Leiden. Die Leiden sind also ein Segen über Auserwählte, nicht ein Fluch über Verstoßene. „Für jedes freudig getragene Leiden werden wir den lieben Gott in gesteigertem Maße in der Ewigkeit lieben“, ein weiteres Wort der heiligen Theresia von Avila. Für jedes freudig – freudig! – getragene Leiden werden wir den lieben Gott in gesteigertem Maße in der Ewigkeit lieben. Und das ist ja nichts anderes als die Wiedergabe dessen, was in der Heiligen Schrift steht: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen weinend, den Samen auszustreuen, aber sie kehren jauchzend zurück und tragen ihre Garben.“ Wegen dieser Funktion der Leiden kön-

nen Leiden zu einer Quelle der Freude werden. Sie zeigen uns: Gott hat uns nicht vergessen. Er schickt mir Leiden, dass ich mich seiner erinnere. Es wird nicht leicht einen jungen Menschen geben, der so viel gelitten hat wie die zweite Theresia, Theresia von Lisieux, mit 24 Jahren qualvoll an Miliar-tuberkulose zugrunde gegangen. Und doch stammt von ihr das Wort: „Alles hienieden ermüdet mich. Ich finde nur noch eine Freude, nämlich zu leiden. Und diese Freude, die so gar nicht im Gefühl liegt, übersteigt jede andere. Ich finde nur noch eine Freude, nämlich die, zu leiden.“ Es ist der Wiederhall dessen, was uns auch in der Apostelgeschichte berichtet wird. Die Apostel wurden ja gefangengenommen, ausgeprügelt, gezeißelt und dann wurde ihnen verboten, im Namen Jesu zu predigen. Aber wie haben die Apostel sich verhalten? Sie gingen jauchzend aus dem Hohen Rate fort, weil sie gewürdigt worden waren, für den Namen Jesu Schmach zu leiden. Sie erinnerten sich an das Wort des Herrn: „Selig seid ihr, wenn die Menschen euch schmähen, verfolgen und alles Unrechte widerrechtlich gegen euch sagen. Freut euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel.“ Der Apostel Petrus schreibt ähnlich in seinem 1. Brief: „Freut euch, dass ihr an Christi Leiden teilhabt, damit ihr auch bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit euch freuen und frohlocken könnt.“ Noch einmal ein Wort eines Apostels, des Apostels Jakobus. In seinem Briefe ruft er den Christen seiner Zeit zu: „Haltet es für lauter Freude, wenn ihr in mancherlei Prüfungen geratet. Ihr wisst ja, dass, wenn euer Glaube bewährt ist, er Geduld bewirkt.“

Unverständlich oder schwer zu verstehen scheint es, dass auch der Tod eine Freudenquelle sein kann. Er scheint ein Störer der Freude zu sein, dass wir abtreten müssen von dieser Welt, dass wir, die wir uns hier so behaglich eingerichtet hatten, alles aufgeben müssen, dass wir alles preisgeben müssen, an dem wir so gehangen haben. Und doch, und doch, meine lieben Freunde, kann der Tod ein Freudenquell sein. Einer hat es uns vorgemacht, nämlich Paulus. Im selben Briefe an die Philipper, von dem wir heute die Epistel gehört haben, in diesem Briefe, in dem so viel von der Freude und von der Aufforderung, sich zu freuen, die Rede ist, spricht Paulus von seiner Sehnsucht nach dem Tode: „Ich habe das Verlangen, abzuschneiden (also zu sterben) und bei Christus zu sein.“ Sterben ist ihm Gewinn. Warum? Weil er heimgeht zu Christus. Wir erinnern uns, dass die Kirche diese Wahrheit aufgenommen hat. In der Präfation der Totenmesse heißt es: „Uns wird das Leben im Tod nicht genommen, es wird nur verwandelt.“ Auf uns wartet der Himmel der Freuden, eine unaussprechliche Seligkeit, und deswegen gilt für uns der Ruf: Freuet euch, freuet euch im Herrn, freuet euch in der Hoffnung auf die selige Ewigkeit. Es gab auch damals Christen, die trauerten über die Verstorbenen. In Saloniki waren solche, und ihnen schreibt Paulus, sie sollen nicht betrübt sein wegen der Entschlafenen wie die Übrigen, die keine Hoffnung haben: „Wir glauben ja, dass Christus gestorben und auferstanden ist, und so wird Gott auch die Entschlafenen durch Christus herbeibringen mit ihm.“ Als die siebenzig Jünger, die Jesus ausgesandt hatte, von ihrer Apostolatsreise zurückkamen, da berichteten sie voller Freude: „In deinem Namen sind uns auch die bösen Geister untertan.“ Der Herr dämpfte ihre irdisch gemeinte Freude: „Nicht darüber sollt ihr euch freuen, dass euch die Geister untertan sind, freut euch vielmehr, dass eure Namen im Himmel eingeschrieben sind.“

Die katholische Religion ist die Religion der Freude. Sie vermittelt die Freude im Herrn, also durch die Verbindung mit Jesus Christus, durch den heiligen Dienst, den wir ihm darbringen, durch die Fürsorge, die wir von ihm erfahren. Diese Freude mündet in den Frieden, und der Friede ist eigentlich die höchste Freude, das höchste Glück. „Der Friede Gottes“, so schreibt der Apostel in seinem Briefe, „der alles Begreifen übersteigt, bewahre eure Herzen und eure Gedanken in Christus Jesus, unserem Herrn.“ Ach, meine lieben Freunde, wenn unser Herz und unsere Gedanken bei Jesus sind, dann sind sie wahrlich gut aufgehoben, dann kann uns kein Feind schaden, dann werden wir mit allem fertig, dann sind wir wahrhaft unerschütterliche Menschen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das dreifache Gericht

20.12.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In den eben gelesenen Worten des Apostels aus dem 1. Korintherbrief ist von einem dreifachen Gericht die Rede: vom Gericht der Menschen, vom eigenen Gericht und vom Gerichte Gottes. Das Urteil der Menschen: „Mir liegt wenig daran“, sagt der Apostel, „dass ich von euch gerichtet werde.“ Die Menschen urteilen gern, häufig, scharf, oft ungerecht, übereilt, auf ungenügende Anzeichen hin. Paulus sagt, es liegt ihm wenig daran, dass er von den Menschen gerichtet werde, er sagt nicht: Es liegt mir gar nichts daran. Das würde zu seiner eigenen Verkündigung in Widerspruch treten. Er hat nämlich an anderer Stelle an die Gemeinde in Korinth geschrieben: „Wir wollen verhüten, dass uns jemand übel nachredet, denn wir nehmen Bedacht auf das, was recht und billig ist, nicht bloß vor dem Herrn, sondern auch vor den Menschen.“ Das Urteil der Menschen ist ihm also doch nicht gleichgültig und das mit Recht. Es hat seinen Wert, auf das Urteil der Menschen zu achten. Man kann daraus lernen, Nutzen ziehen, denn das Urteil der Menschen kann uns Anlass zur Selbstkritik werden. Wir werden aufgerufen, nachzudenken: Warum sagen die Menschen so über uns, über mich? Wir sollten das Urteil der Menschen nicht unterschätzen. Die anderen denken auch nach und beobachten uns und urteilen über uns. Wenn die Mitmenschen uns beurteilen, dann sollte das Anlass sein, uns zur Ernüchterung zu bringen, zur Überlegung zu zwingen: Was ist denn berechtigt an dem Urteil der Menschen? Wir sollten uns daran gewöhnen, das Urteil der Menschen zu bedenken. Wenn sie uns loben, sollten wir uns fragen, ob wir das Lob verdient haben; wir wissen ja, wie unsere Handlungen zustande kommen. Die Menschen unserer Umgebung sehen nur die Außenseite, wir kennen auch die Innenseite, die Motive, die Absichten, die uns bei unserem Tun leiten. Deswegen werden wir, wenn wir ehrlich sind, das Lob, das uns gespendet wird, auf seine richtige Dimension zurückführen. Mir sagte einmal ein Priester das ernüchternde Wort: „Es wird überall mit Wasser gekocht; man muss nur wissen, wo die Töpfe stehen“, d.h. nur der ganz dumme und der ganz oberflächliche Mensch ist immer zufrieden mit sich selbst und ruht sich auf seinen angeblichen Lorbeeren aus, schreibt sich das Gute, das er wirkt, selber zu und vergisst den Anteil der anderen. Wenn die Menschen uns tadeln, sollen wir uns fragen, ob wir den Tadel nicht verdient haben. Wir kennen unser eigenes Ungenügen, wir wissen um unsere Unvollkommenheit, wir erleben unser Versagen. Wir müssen uns fragen: Hat der Tadler vielleicht recht? Wenn nicht im Ganzen, so doch teilweise? Von meinem unvergessenen Bischof Piontek stammt das wunderbare Wort: „Von einem Lob kann man selten etwas lernen, von einem Tadel immer.“ In dem Tadel, der uns trifft, kann ein Korn Berechtigung sein; er sollte uns Anlass zur Selbstprüfung werden. Es ist doch so, meine lieben Freunde, wie einmal die kluge Frau Marie von Ebner-Eschenbach geschrieben hat: „Man hat entweder einen zu guten oder einen zu schlechten Ruf. Man hat nie den Ruf, den man verdient.“

Man darf das Urteil der anderen nicht unterschätzen, man darf es aber auch nicht überschätzen. Es darf uns nicht zerbrechen. Man darf sein Befinden nicht vom Urteil der Menschen abhängig machen; unser Wert bestimmt sich nicht nach der Meinung der Mitmenschen. Wie sagt der heilige Pfarrer von Ars: „Man ist das, was man vor Gott ist, nicht mehr und nicht weniger“ – man ist das, was man vor Gott ist, nicht mehr und nicht weniger. Der Verleumder kann uns in schlimmes Gerede bringen, aber

ein reines Gewissen kann er uns nicht rauben. Kritik, Geringschätzung, Aburteilung sind schmerzlich, sie treffen unser Selbstwertbewusstsein, sie können unser Selbstvertrauen untergraben. Wenn sich die absprechenden Urteile häufen, wenn sie aus wirklich oder vermeintlich kompetentem Munde kommen, dann kann sich aus dem, was uns da gesagt wird, Beklemmung, Niedergeschlagenheit, Entmutigung ausbreiten. Es kann sich ein Minderwertigkeitsgefühl entwickeln, aufgrund dessen einer meint, ich bin zu nichts nütze, ich taue zu nichts. Wir hatten in der Oberschule, die ich besucht habe, einen barbarisch harten Direktor. Für ihn waren die meisten „Scheißkerle“, „Scheißkerle“ hat er uns fortwährend an den Kopf geworfen. Aber zu einem, mit dem Namen Scholz, sagte er: „Scholz, dir stiert die Dummheit aus den Augen heraus.“ Wie mag der Junge sich gefühlt haben? Bloßgestellt vor der ganzen Klasse: „Dir stiert die Dummheit aus den Augen heraus.“ Wie muss er sich entmutigt gefühlt haben? Wir dürfen an den Urteilen der Menschen nicht zerbrechen; so weit darf es nicht kommen. Unser Wert hängt nicht vom Urteil der Menschen ab. Es gibt auch keinen wertlosen Menschen. Jeder Mensch, ein jeder Mensch hat von Gott eine Qualität, eine Bedeutung, eine Aufgabe zugewiesen bekommen, und daran muss man sich erinnern, wenn sich die absprechenden Urteile über uns häufen. Wir dürfen sie nicht überschätzen.

Zu dem fremden Urteil kommt das eigene Urteil. Paulus sagt, dass auch sein eigenes Urteil ihm nicht voll gültig und entscheidend ist: „Zwar bin ich mir nichts bewusst, aber deswegen noch nicht gerechtfertigt.“ Wie urteilen wir über uns selbst? Wir tragen das Gewissen in uns. Es ist, wenn es richtig gebildet ist, Gottes Stimme. Es ist ein Wächter über unser Denken, Wollen und Handeln. Das Gewissen wägt ab, was zu tun und was zu unterlassen ist; das ist das vorangehende Gewissen. Das Gewissen urteilt auch über das, was wir gedacht, getan, gewollt haben; das ist das nachfolgende Gewissen. Ich sage noch einmal: Wenn das Gewissen recht gebildet und wachsam ist, haben wir einen gerechten Urteiler über unser Leben in uns. Aber darauf kommt es an: Gewissensbildung ist gefragt. Wie bilden wir unser Gewissen? Wir bilden es durch die sichere Lehre der Kirche; einen anderen Gewissensbilder haben wir nicht, die sichere Lehre der Kirche, nicht die Meinung eines Theologen, auch nicht die verirrte Meinung eines liberalen Bischofs, sondern die Lehre der Kirche. Das ist eben der Unterschied zwischen katholischer Kirche und Protestantismus. Im Protestantismus wie im katholischen Bereich – leider – treten Irrlehrer auf, aber nur im Katholizismus gibt es ein unfehlbares Lehramt, an das wir uns halten können, ja halten müssen, das mit untrüglicher Sicherheit feststellt, was Wahrheit ist. Wir sind freilich auch beim Gewissen nie ganz sicher, dass wir uns nicht selber täuschen. Der Mensch, jeder Mensch neigt dazu, sich selber zu betrügen. „Aber darum“, sagt Paulus, „bin ich noch nicht gerechtfertigt.“ Wir müssen uns bewusst sein, dass wir zur Selbsttäuschung neigen. Ein gewisses Misstrauen gegen uns selbst muss immer in uns sein. Gewissen können verbildet werden. Viele Menschen suchen eine Rechtfertigung für ihr vom Gesetz Gottes abweichendes Verhalten, indem sie sich gängigen Meinungen anschließen. Sie argumentieren, was viele tun oder was alle tun, das kann nicht falsch sein. Nein, diese Ansicht trägt. Die Massen können irren, sind verführbar, suchen den bequemen Weg. Es gibt auch andere Mittel, um sich selbst scheinbare Ruhe zu verschaffen. Man redet sich etwas Beruhigendes ein, um nicht selbst betrübt zu werden. Friedrich Nietzsche hat das wunderbare Wort gesprochen: „Das hast du getan“, sagt mein Gedächtnis. „Das kannst du nicht getan haben“, sagt mein Stolz. Endlich gibt das Gedächtnis nach. „Eigenliebe macht Augen trübe. Das größte aller Übel ist nicht die Sünde, sondern die Selbsttäuschung. Bekehrung kann die Sünde tilgen, aber Selbstverblendung verewigt sie. Die Eigenliebe ist selbstsüchtig, dass sie sich in allem sucht; sie ist sinnreich, dass sie sich in allem findet, und sie ist so tückisch, dass sie sich in allem versteckt. Paulus warnt vor der Selbsttäuschung: „Wer vermeint etwas zu sein, obwohl er doch nichts ist, der betrügt sich selbst.“ Er fragt: „Was hast du denn, was du nicht empfangen hast? Hast du es aber empfangen, warum rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ Paulus kannte die Selbsttäuschung und warnte vor ihr. Wir stehen alle auf den Schultern anderer, wir sind abhängig in unserem Tun von der Mitarbeit vieler anderer – und das sollten wir ehrlich zugeben.

Wenn das Gewissen recht gebildet ist, gibt es uns klare Weisung, und dann prüfen wir nach, ob wir seiner Weisung gefolgt sind, ob wir gewissenhaft gehandelt haben. Es war ein Heide, der Heide Seneca, der Lehrer Neros, der das schöne Wort gesprochen hat: „Tagtäglich soll man sein Herz zur Rechenschaftslegung heranziehen“ – tagtäglich soll man sein Herz zur Rechenschaftslegung heranziehen.

Und die Kirche leitet uns an, jeden Abend Gewissenserforschung zu halten. „Wenn die Stunde der Ruhe gekommen ist, wenn du dein Lager aufsuchst“, schreibt der heilige Chrysostomus, „ziehe erst das Rechnungsbuch aus deiner Brust, das dir der Schöpfer mitgegeben hat, und lies darin. Das lässt sich auch noch bei gelöschttem Licht, noch in der Dunkelheit tun.“ Ebenso wichtig, aber viel mächtiger als die abendliche Gewissenserforschung ist das Bekenntnis der Sünden im Bußsakrament. Hier klagen wir uns selbst nach sorgfältiger Gewissenserforschung an. Wir bekennen unsere Sünden nach Art und Zahl. Und wenn sich ein Priester einer Sünde schuldig gemacht hat, dann muss er dazu sagen: Ich bin Priester, denn das könnte die Art der Sünde verändern. Er ist eine gottgeweihte Person; seine Sünden wiegen schwerer. Wir bekennen die Sünden vollständig, aufrichtig, reumütig, demütig. Die katholische Beichte, meine lieben Freunde, ist Gewissenspflege im höchsten Sinne des Wortes. Sie ist keine Tyrannei der Gewissen, sie ist die Befreiung der Gewissen von der Tyrannei der Sünde. Vor einiger Zeit besuchte mich eine Dame, der ich als Kind Unterricht im Lateinischen gegeben hatte. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder. Jetzt kam sie zu mir, um mir ihre Eheschwierigkeiten zu berichten. Um damit fertigzuwerden, sei sie zu einem Psychotherapeuten gegangen, und sie habe erfahren, dass ihr Mann ebenfalls bei einem Psychotherapeuten in Behandlung ist. Ich frage mich: Können die beiden Psychotherapeuten ihnen dauerhaft helfen? Wäre es nicht vielleicht hilfreicher gewesen, wenn sie regelmäßig gebeichtet hätten? Ihre Schuld eingestanden hätten? Sich vor Gott als Sünder erkannt hätten? Hätte nicht die Beichte vielleicht auch das geleistet, was der Psychotherapeut leisten will? Ich bin kein Feind der Psychotherapie; sie kann nützlich, vielleicht manchmal notwendig sein, aber ich warne davor, ihre Möglichkeiten zu überschätzen. Der Psychotherapeut vermag zu beruhigen, aber das Bußsakrament verschafft Ruhe. Der Psychotherapeut versucht, dem Patienten die Schuld auszureden, das Bußsakrament nimmt sie hinweg; das ist der Unterschied. Die Ratschläge und Weisungen des Psychotherapeuten können hilfreich sein, aber gar nicht selten stehen sie im Widerspruch zur Glaubens- und Sittenlehre der Kirche. Wie kann etwas hilfreich sein, meine lieben Freunde, was gegen den Willen Gottes steht?

Das Urteil der Menschen, unser eigenes Urteil wird gekrönt vom Urteil Gottes. Das Urteil der Menschen und das eigene Urteil finden ihre Berichtigung im Urteil Gottes. „Der mich richtet, ist der Herr“, schreibt Paulus in der heutigen Epistel. Hier liegt die letzte Entscheidung. Gott wird das Verborgene aufhellen, zuerst im persönlichen Gericht nach unserem Tode. Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber folgt das Gericht. Ein jeder von uns wird Gott Rechenschaft über sich ablegen. Eine göttliche Kraft wird bewirken, dass einem jeden seine Werke, gute und böse, blitzartig, mit wunderbarer Schnelligkeit vor das Gedächtnis treten. Nicht der geringste Gedanke, nicht das leiseste Wort wird bei diesem Gericht unberücksichtigt bleiben. Denn das Gericht Gottes ergeht in Gerechtigkeit. Er teilt jedem zu, was er verdient. Hier werden alle falschen Urteile der Menschen und auch die falschen Urteile in der eigenen Brust korrigiert. Im persönlichen Gericht siegt die Wahrheit. Aber das ist nicht alles. Eines steht noch aus: das Weltgericht am Ende der Zeiten. „Er wird kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.“ Der Menschensohn wird erscheinen, und dann wird jedem Anerkennung werden von seinem Gott, vorausgesetzt, dass er sie verdient hat. Den Einwohnern von Athen, den alten Heiden, kündigte Paulus an: „Gott hat einen Tag festgesetzt, an dem er die Welt nach Gerechtigkeit richten wird durch einen Mann, den er bestellt hat und bei allen beglaubigt hat, indem er ihn von den Toten auferweckte.“ Wir kennen diesen Mann: Es ist Jesus von Nazareth. Im Angesichte aller Menschen werden alle Generationen, alle Institutionen, jeder einzelne öffentlich und unverhüllt in ihrem Wert oder Unwert dargestellt werden. Dieser Entscheidung wird in einem allgemeinen Gerichte gefällt und ist für alle leicht erkennbar. Unser ganzes Leben wird vor der ganzen Menschheit enthüllt. „Da senken sich die stolzen Blicke der Menschen, da wird der Hochmut der Männer gebeugt“, schreibt der Evangelist unter den Propheten, Isaias. Meine lieben Freunde, wir befinden uns in der Vorbereitung auf das Fest der Geburt unseres Herrn und Heilandes. Es soll ein Fest der Freude und des Friedens sein. Aber wie kann man Freude in sich empfinden, wenn nicht der Frieden mit Gott im Herzen ist? Wie soll ein friedloser Mensch, ein vor Gott friedloser Mensch Freude empfinden? Und deswegen muss man Friede machen mit Gott, Friede machen durch Reue, Bekenntnis, Beichte, Lossprechung. Das ist die wichtigste Vorbereitung auf das Weihnachtsfest. Es gibt keine würdigere und bessere Vorbereitung als diese: eine demütige, reuevolle Weihnachtsbeichte. Sie bereitet

dem Christkind eine Krippe in unserem Herzen, sie macht uns wieder zu Kindern Gottes. Dann wird es in uns Weihnacht, dann können wir wirklich singen: Christ, der Retter ist da!  
Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das göttliche Kind

25.12.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Geburt unseres Herrn und Heilandes Versammelt!

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ So haben wir eben in der dritten Weihnachtsmesse im Evangelium gehört. Aber „dieses Wort“, so geht es weiter, „ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“. Das ewige persönliche Wort: Gott von Gott, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt nicht geschaffen, das ewige persönliche Wort des ewigen Gottes ist hörbar geworden auf Erden. Und siehe, es ward hörbar im Weinen eines Kindes, im Lachen eines Kindes; so klingt das Wort Gottes auf Erden, wie Kinderworte klingen. Damit hat Gott uns eine Lehre erteilt. Seitdem Gott ein Kind geworden ist, ist Kindlichkeit – nicht Kindischkeit – die günstigste Voraussetzung für die religiöse Haltung, ja, für das Gewinnen der ewigen Seligkeit. Wenn dieses Kind von Bethlehem herangewachsen sein wird, dann spricht es die Worte: „Wenn ihr nicht werdet wie Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Was ist denn damit gemeint: werden wie Kinder? Papst Leo der Große zählt auf, was unter Kindlichkeit zu verstehen ist: das rasche Abklingen der inneren Regungen, die schnelle Bereitschaft zum Verzeihen, kein Nachtragen von Beleidigungen, kein Haschen nach Rang und Würden, Liebe zu geselliger Gemeinschaft, natürlicher Sinn für Gleichheit untereinander. Und eine, die es auch gut verstanden hat, nämlich Theresia von Lisieux, fügt noch hinzu: „Kindlichkeit heißt: sein Nichts erkennen, alles von Gott erwarten, sich über seine Fehler nicht allzu sehr betrüben, sich über nichts beunruhigen.“ Kind sein, meine lieben Freunde, garantiert die Ähnlichkeit mit dem Krippenkind von Bethlehem. Wir verstehen, dass Angelus Silesius dichten konnte: „Mensch, wirst du nicht ein Kind, so gehst du nimmer ein, wo Gottes Kinder sind: Die Tür ist gar zu klein.“

Dieses ewige Wort, das Gott ist, das auch das Licht der Menschen geworden ist, leuchtet in der Finsternis. Ein großes Licht ist aufgegangen, wie die Propheten vorausverkündet hatten, aber siehe, das Licht, das in dieser Nacht um Mitternacht aufging, das waren die zwei Augensterne eines Kindes. Das fleischgewordene Wort war das Licht der Menschen, das Licht, das in der Finsternis leuchtet. Es musste das Licht sein, denn so war es von ihm vorherverkündet worden. „Das Volk, das in Finsternis wandelt“, hat der Prophet Isaias 700 Jahre vor dem Geschehen in Bethlehem vorausgesagt, „schaut ein großes Licht. Über denen, die im finsternen Land wohnen, erstrahlt ein Licht.“ Die geheimnisvolle Menschwerdung des Wortes zeigt dem Auge unseres Geistes das neue Licht der Herrlichkeit. Als man es wenig später in den Tempel einführen wird, da hat es der greise Simeon erkannt: „Ein Licht zur Erleuchtung der Heiden.“ Wenn dieses Kind seine amtliche Tätigkeit aufgenommen haben wird, dann wird es sich zu diesem seinem Wesen bekennen: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Und er fordert die Menschen auf: „Glaubet an das Licht, damit ihr Kinder des Lichtes werdet.“ Der LOGOS, das menschengewordene Wort Gottes, ist das Licht, weil er die Wahrheit ist; auf die Wahrheit kommt alles an. Er bringt die Wahrheit, er verscheucht das Dunkel des Irrtums, der Verhüllung, der Unwissenheit. Es sagt der Menschheit, wer Gott ist und was Gott von uns erwartet.

Dieses Licht ist schön. Die Lieder, die wir in der Weihnachtszeit singen, künden die Schönheit dieses Kindes. „Dies schönste der menschlichen Kinder ist Gott, in die Menschheit gekleidet. Er hat sich

zum Mittler der Sünder aus göttlicher Liebe geweiht.“ „Wie schön bist du, o Kind, wie schön du Friedensfürst aus höchsten Hohn. Kein Menschenkind dir gleichen kann, dich betet deine Mutter an.“ „Schönster Herr Jesus“, singen wir, „Herrscher aller Herren, Gottes und Mariä Sohn, dich will ich lieben, dich will ich ehren, meiner Seele Freud' und Kron'.“ Warum ist das Kind schön? Weil es ein Anfang ist, weil es jung ist, ein Aufgang, weil es noch nicht verbraucht, noch nicht verdorben ist, noch nicht vergangen ist und verwelkt. Alles ist noch im Beginn, und so will Gott sagen: So bin ich: der ewige Anfang, der ewige Aufgang, die ewige Jugend. Ja, genau das ist es, meine lieben Freunde, Gott ist immer ein Anfang, immer noch steht die ganze Herrlichkeit ihm zur Verfügung. Darum auch hat der Heiland einmal den Juden auf die Frage: „Wer bist du eigentlich?“ die geheimnisvolle Antwort gegeben: „Ich bin der Anfang, der zu euch predigt.“ Der ewige Anfang, der Aufgang, die unsterbliche Jugend, die Unvergänglichkeit ist unser Gott, so schön wie die Jugend, wie der Aufgang der Sonne. Von Gott wird nie etwas vergehen, nie etwas verbraucht werden, nie wird auch nur eine Sekunde seiner Ewigkeit hinter ihm liegen. Die Philosophen haben mit Recht gesagt: Gott ist das stehende Jetzt – nunc stans, das stehende Jetzt. Und im Brief an die Hebräer, da heißt es: „Du, Herr, hast im Anfang die Erde gegründet und deiner Hände Werk ist der Himmel. Sie werden vergehen, du aber bleibst. Sie werden altern wie ein Kleid, wie einen Mantel wirst du sie zusammenrollen, und wie ein Kleid werden sie gewechselt werden; du aber bist derselbe, und deine Jahre werden nicht zu Ende gehen.“

Nun können wir sehen, wie Gott ist: wie ein Kind, liebenswürdig, der Liebe wert wie ein Kind. So liebenswürdig ist Gott wie ein Kindlein. Ein Kind kann man nur lieben, ein Kind weckt unwiderstehlich unsere Liebe. Als das Kind zum Manne herangewachsen war, wurde der Messias gefragt: Welches ist das größte Gebot im Gesetze? Er antwortete: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deiner ganzen Seele, mit deinem ganzen Gemüte und mit deinen Kräften; das ist das erste und größte Gebot.“ O ja, aber den unendlichen ewigen Gott zu lieben, das ist schwer, denn Gott ist unanschaulich. Wir lieben das, was wir mit unseren Augen sehen und mit unseren Händen betasten. Wir endlichen Wesen haben keine adäquate Vorstellung von Gott; das Unendliche kann man sich überhaupt nicht vorstellen, für uns Menschen geht alles zu Ende. So fällt es uns schwer, Gott zu lieben. Aber siehe da, Gott kommt unserem Unvermögen zu Hilfe. Er ist als Kind zu uns gekommen. Nun haben wir keinen Grund und keine Ausrede mehr, wenn wir ihn lieben sollen; ein Kind kann man nur lieben. So liebenswürdig, so liebenswert ist Gott wie ein solches Kind. Uns wird es doch leicht, ein Kind zu lieben; wir könnten nicht sagen, warum wir es nicht lieben sollen. Siehe, nun ist Gott in der Gestalt dieses Kindes gekommen, damit es uns leicht werde, ihn zu lieben. Wenn wir Jesus lieben, lieben wir unseren Gott. Es muss ihm unendlich viel daran liegen, dass er seine erfinderische Weisheit aufgeben hat, um einen Weg zu finden, auf dem uns die Gottesliebe ganz leicht werden soll. So ist er als Kindlein zu uns gekommen. Clemens von Brentano hat die Liebenswürdigkeit des Kindes mit seiner Würde begründet: „Welche Würde trägt ein Kind! Sprach das Wort doch selbst die Worte: Die nicht wie Kinder sind, gehen nicht ein zur Himmelspforte. Welche Würde trägt ein Kind! Wer dies einmal je empfunden, ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden.“ So sollen, so wollen, so können wir ihn lieben, den liebenswürdigsten aller Menschen. „O Kindelein, von Herzen dich will ich lieben sehr, in Freuden und in Schmerzen, je länger mehr und mehr.“

Gott ist liebenswürdig. Er ist auch liebevoll, d.h. die Liebe geht auch von ihm aus. Der dankbarste Liebesempfänger ist immer ein Kind. Ein Kind ist unendlich dankbar für jedes gute Wort, für jedes Zeichen der Liebe und für jede Zuneigung. Es schenkt seine Liebe dem, der es gern hat. Und dazu ist Gott nun gekommen als Kind, um uns liebzuhaben, um uns seine Liebe zu beweisen. Aus Liebe zu uns hat er den Schoß der Jungfrau nicht verschmäht; aus Liebe zu uns wählt er den Futtertrog der Tiere zu seinem Bettchen; aus Liebe zu uns hat er sich müde gewandert; aus Liebe zu uns hat er sein kostbares Leben dahingegeben. Der tiefste Grund für die Menschwerdung des LOGOS ist der Wille Gottes, uns seine Liebe zu zeigen. Die frohe Botschaft des Evangeliums lautet nicht: Der Mensch kann zu Gott kommen, sondern: Gott kommt zum Menschen. In unserem schönsten Weihnachtslied singen wir ja: „Gottes Sohn, o wie lacht Lieb aus deinem göttlichen Mund.“

Jedes Kind ist auch ein Geheimnis. Sein Geist, seine Seele wohnt in seinem Körper, das Kind ist hellwach; seine Augen, seine Gesten verraten es. Es ist unvergleichlich anders als Junge von Tieren, ein junger Hund, eine junge Katze. Nein, das junge Kind ist wach, nimmt alles wahr, was um es vor

sich geht, aber es hat noch nicht das Instrumentarium, um sich eindeutig und differenziert zu äußern, es fehlt noch die Ausbildung des Gehirns und die Sprache. Jedes Kind ist ein Geheimnis, erst recht natürlich das Kind von Bethlehem. Es ist von einzigartiger Beschaffenheit. Von ihm hat der Prophet vorhergesagt: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt; die Herrschaft ruht auf seinen Schultern. Wunderrat, Gottheld, Vater der Zukunft, Friedensfürst, so heißt sein Name“ – unerhörte Aussagen über dieses Kind von Bethlehem. Dieses Kind ist wahrer Gott und wahrer Mensch; er musste beides sein. Wäre er nicht wahrer Gott, so brächte er keine Erlösung; wäre er nicht wahrer Mensch, so böte er kein Beispiel. In diesem Kind vereinigen sich in einmaliger Weise Wirklichkeiten, die ansonsten getrennt sind. Er, der allen Nahrung gibt, hungerte; er, der allen Trank geschaffen hatte, dürstete. Auf seiner Erdenwanderung ward er müde, der uns selbst der Weg zum Himmel ist. Das Kirchenlied sagt deswegen mit recht: „Der die ganze Welt regieret, Sonne, Mond und Sterne führet, als ein Mensch die Armut spüret, hat die Krippe sich erkoren. Dieses Kind ist uns gegeben, das uns allen schenkt das Leben, Tod und Hölle vor ihm beben, ohne dies Kind wären wir verloren.“ Wahrhaftig, welch ein Geheimnis ist ein Kind, welch ein Geheimnis ist dieses Kind! „Gott ist auch ein Kind gewesen. Weil wir Kinder Gottes sind, kam ein Kind, uns zu erlösen. Welch Geheimnis ist ein Kind! Wer dies einmal je empfunden, ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden.“

So ist Gott in dieser Gestalt zu uns gekommen, in der er uns sagen will: Seht, ich bin so wie dieses Kind. Ihr braucht mir nur ein gutes Wort zu geben, ihr braucht euch nur meiner anzunehmen, ihr braucht mich nur gernzuhaben, und ich gehöre euch wie ein Kind. So kommt er zu uns mit keinem anderen Anspruch, als uns zu hören. „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt“, nur geschenkt will Gott uns werden, sonst überhaupt nichts. Das ist das Ziel seiner Weltschöpfung und seiner Welterlösung und das Ziel aller seiner Heilsanstalten, dass er uns hören will, dass er uns in seine Arme und in sein Herz schließen will. Selbst wenn er Gebote gibt, wenn er uns droht, wenn er straft – er tut es nur, um uns zu hören, um die Tore aufzusprengen, die in unsere Seele führen. Er will uns geschenkt werden, sonst gar nichts. Er will uns nicht gebrauchen oder ausnützen, wie die Menschen einander gebrauchen und ausnützen. Er will nichts von uns empfangen, er ist ja unendlich reich. Er will nur, dass wir ihn aufnehmen, wie man ein Kind aufnimmt, dass wir ihn empfangen, dass wir Kommunion mit ihm halten. „Ach, könnte nur dein Herz zu einer Krippe werden, Gott würde noch einmal ein Kind auf Erden.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der erste Blutzuge des Krippenkindes

26.12.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Botschaft des zweiten Weihnachtstages ist die ernsteste des ganzen Kirchenjahres. Sie ist dem 23. Kapitel des Matthäusevangeliums entnommen. Jesus rechnet darin in einer erschreckenden Weise mit seinen Feinden ab, mit seinen Widersachern: den Schriftgelehrten und Pharisäern. Nicht weniger als acht Mal ruft der Herr ihnen „Wehe. Wehe euch!“ zu. „Blinde Führer und Heuchler“ nennt er sie, „sie sitzen auf dem Stuhl des Moses, sie machen ihre Gebetsriemen breit und ihre Quasten lang, bei den Gastmählern und in den Synagogen nehmen sie die ersten Plätze ein, auf dem Markte lassen sie sich grüßen und von den Leuten Meister nennen.“ Am Schluss steigert der Herr seine Anklage zur Klage und ruft über die Stadt Jerusalem aus: „Jerusalem, Jerusalem, du mordest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind. Wie oft wollte ich dich sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt, du aber hast nicht gewollt!“ In der Epistel aus der Apostelgeschichte wird uns einer vorgestellt, den sie ermordet haben, nämlich Stephanus, der Diakon der jungen Kirche. Stephanus wirkte voll Kraft und Heiligen Geistes große Wunder und Zeichen inmitten des Volkes. Er ragt unter den sieben Diakonen hervor. Stephanus – wie der Name schon sagt – war ein Diasporajude, also hellenistisch gebildet. Er disputiert mit seinen früheren Gesinnungsgenossen von den verschiedenen Synagogen rund um das Mittelmeer. Der zentrale Punkt der Auseinandersetzung ist, dass Jesus Christus die Offenbarung des Alten Testaments erfüllt und überboten hat. Die Rede des Stephanus rekapituliert die Geschichte Israels, und zwar dergestalt, dass zwei Dinge heraustreten. Einmal wird der Glaube an den lebendigen Gott akzentuiert, der von Abraham bis zu Moses und von Josue bis zu David ohne Tempelkult und ohne Opfersicherung ausgekommen ist. Und andererseits wird das permanente Schwanken der Volksmasse zwischen Glaubensgehorsam und Götzendienst hervorgehoben. Denn die Anklage der Gegner, die den Stephanus dem Hohen Rat überliefert, lautet auf Gotteslästerung: „Er hat den Tempel (die Stätte Gottes) und die Thora (das Gesetz Gottes) gelästert. Der Mann hat sich gegen die heilige Stätte verfehlt und gegen die heilige Thora. Er hat behauptet, Jesus von Nazareth werde den Tempel zerstören und das Gesetz verwandeln.“ Wenn wir genau hinschauen, dann beobachten wir, dass sich im Prozess des Stephanus der Prozess Jesu wiederholt. In beiden Fällen geht es um die gottverfügte Umwandlung des alten, vergangenen in das neue und immerwährende Testament. Vorgebildet sind beide Prozesse im Schicksal und Geschick der Propheten. Sie haben die wandelnde Masse des Volkes zu Gott zu führen versucht und sind gescheitert.

Die Rede des Stephanus muss auf die Zuhörer einen gewaltigen Eindruck gemacht haben. Er stellt die junge Christengemeinde als Repräsentantin des wahren Israels dar, als Vollmachtvollstreckerin des Moses und der Propheten. Und da bricht der Tumult los. Als sie dies hörten, wurden sie aufs Äußerste erregt und knirschten mit den Zähnen, schrien mit lauter Stimme, hielten sich die Ohren zu und drangen auf ihn ein. Es kommt also nicht zu dem amtlichen, offiziellen Gerichtsverfahren, das anscheinend beabsichtigt war, nein, es kommt zu einer kurzschlüssigen Erledigung des Falles. „Sie schleppten ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn.“ Aber nicht so sehr die Einzelheiten des Prozesses und seines tödlichen Ausgangs werden in der Apostelgeschichte hervorgehoben, sondern mehr die Gestalt und die Haltung des Zeugen. „Stephanus war voll des Heiligen Geistes“, sagt unser Bericht,

und die hohen Beamten des Judentums, die dabei waren, sahen sein Gesicht wie das eines Engels an. Er richtet seine Augen zum Himmel empor und erblickt die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen. Der Himmel ist geöffnet. Jesus, der ja sonst zur Rechten Gottes sitzt, hat sich erhoben. Was heißt das? Das heißt, dass der Himmel bereit ist, ihn aufzunehmen, und dass Jesus ihm entgegengeht. „Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn stehen zur Rechten Gottes.“ Und wie es dann allmählich mit ihm zu Ende geht, betet er: „Herr, nimm meinen Geist auf!“ So hatte schon einmal einer gebetet, als er am Kreuze hing: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Der erste Zeuge des weihnachtlichen Geheimnisses verkündet mit erhobener Stimme, dass Jesus, der Verurteilte, der Ausgestoßene im Glorienlicht Gottes steht in der Herrlichkeit des allmächtigen Vaters. Mehr noch, dieser einzige Sohn des himmlischen Vaters ließ sich in die Krippe legen, um die Menschen zurückzureißen vom Abgrund, um sie heimzubringen in Gottes Umarmung. Denn das Gebet des sterbenden Herrn „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ wird ja im Gebet des Nachfolgers wiederholt: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“ Als er dies gesprochen hatte, entschlief er.

Meine lieben Freunde, gestern feierten wir die zeitliche Geburt unseres ewigen Königs; heute feiern wir das siegreiche Leiden seines tapferen Soldaten. Gestern trat unser König, mit dem Fleisch der Menschen bekleidet, aus dem Schoß der Jungfrau und würdigte sich, die Welt zu besuchen; heute bricht sein Soldat aus dem körperlichen Zelt aus und wandert als Sieger in den Himmel. Jener nahm Fleisch an und trat als Kämpfer in das Schlachtfeld dieser Zeitlichkeit ein; dieser legte das vergängliche Gewand seines Körpers ab und stieg zum Himmel empor in das ewige Leben, in die Seligkeit des Vaters. Jener stieg herab, in Fleisch gehüllt, dieser stieg hinauf, gekrönt mit seinem Blute. Er stieg hinauf unter dem Steinhagel der Juden, jener kam herab unter dem Freudengesang der Engel. „Ehre ist Gott in der Höhe“, so jauchzten gestern die Engel; heute nahmen sie den jubelnden Stephanus in ihre Gemeinschaft auf. Gestern verließ der Herr den Schoß der Jungfrau; heute trat sein Soldat aus dem Kerker des Fleisches aus. Gestern war Christus für uns in Windeln gewickelt; heute wurde Stephanus von ihm mit dem Kleid der Unsterblichkeit bekleidet. Gestern trug die Enge der Krippe das Jesuskind; heute nahm die Unermesslichkeit des Himmels den heiligen Stephanus auf. Das ist die Botschaft des zweiten Weihnachtstages.

Es ist die Erfüllung dessen, was wir gestern im Evangelium der dritten Weihnachtsmesse gehört haben: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Wie seine Botschaft so traf die Erscheinung des heimlichen Königs auf Widerspruch, nicht nur auf die Neutralität der Abseitsstehenden, sondern auf die Leidenschaft der Ärgernisnehmenden. Der weise Simeon hatte es im Tempel vorhergesagt: „Dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird.“ Es ist schrecklich, es ist entsetzlich, dass die verleblichte Menschenliebe Gottes mehr Ablehnung als Annahme erfährt. Gott hat seinen Sohn doch nicht in die Welt gesandt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn selig werde. Nun aber wird Gottes Absicht durchkreuzt vom Nein der Menschen. Das ist das Gericht, dass die Menschen die Finsternis mehr lieben als das Licht. „Denn ihre Werke waren böse.“ Ja, so ist es. Der Böse kommt nicht ins Licht, damit nicht seine Werke offenbar werden. „Der Böse hasst das Licht; er kommt nicht ans Licht, damit nicht seine Werke aufgedeckt werden“, sagt Jesus. So ist es, meine lieben Freunde, und ich fürchte, so wird es weitergehen und immer bleiben. Das Heilsangebot Gottes steht, das Licht des Glaubens leuchtet, aber dem Menschen – jedem Menschen! – ist überlassen, ob er das Angebot annimmt oder ob er es unbeachtet lässt. Der Mensch – jeder Mensch! – bereitet sich das Heil oder das Unheil selbst. Stellen wir uns, meine lieben Freunde, an die Seite des Stephanus. Halten wir dem Krippenkind die Treue, lassen wir uns nicht irremachen durch falsche Stimmen. Einer ist unser Meister: Jesus Christus.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Hirten an der Krippe

27.12.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die alte, vertraute und doch ewig junge Botschaft der Weihnacht lautet: „Ich verkünde euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Im Weihnachtslied geben wir das Echo auf dieses Verkünden des Engels:

Es kam ein Engel hell und klar  
von Gott aufs Feld zur Hirtenschar;  
der war gar sehr von Herzen froh  
und sprach zu ihnen fröhlich so:  
„Vom Himmel hoch, da komm ich her,  
ich bring euch gute neue Mär.  
Es ist ein Kindlein heut geboren,  
von einer Jungfrau auserkoren.“

Der Engel der Verkündigung blieb nicht allein. Es kamen viele weitere Engel hinzu und sie stimmten den immer jungen und ewig alten Lobgesang an: „Ehre ist Gott in der Höhe und Friede den Menschen des Wohlgefallens!“ Vier Mal kommt in der Ansage der Engel das Wort „euch“ vor: „Euch ist der Heiland geboren.“ Wer ist damit gemeint? Es sind zunächst die Hörer seiner Botschaft, es sind die Hirten jener Gegend, die bei ihrer Herde Nachtwache hielten. „Stille Nacht, heilige Nacht!“, singen wir zu Weihnachten, „Hirten erst kundgemacht, durch der Engel Alleluja.“ Die Botschaft Gottes erging nicht an die Hohen Priester in Jerusalem, auch nicht an die Schriftgelehrten, sondern nach Gottes Willen sollten die ersten Menschen, denen die Kunde vom Erscheinen Gottes auf der Erde kundgetan wird, Hirten sein. Die Hirten waren nach aller Wahrscheinlichkeit Schafhirten; in Palästina lebte man vom Schaf. Es lieferte den Menschen Milch und Käse, die Wolle für die Kleider, das Leder für die Sandalen, das Fleisch für festliche Mahlzeiten. Die Schafe bedurften der Fürsorge, der Betreuung, des Schutzes, und diesen Dienst leisteten die Hirten. Sie waren immer bei den Tieren, bei Tag und bei Nacht, deswegen heißt es: „Sie hielten Nachtwache bei ihrer Herde“, um sie zu schützen vor Räubern oder wilden Tieren. Hirten empfangen die Botschaft von dem Heil, das Gott bereitet hat – ohne Zweifel einfache, schlichte, ungebildete Männer, vielfach geringschätzig angesehen. Aber die Werteskala Gottes ist eine andere als die der Menschen. Auf den Halden vor Bethlehem trug sich zu, was der Herold Christi, der Apostel Paulus, wenige Jahrzehnte später in die Worte fassen wird: „Was die Welt töricht nennt, das hat Gott erwählt; was die Welt für niedrig hält, das hat Gott erwählt; was sie verachtet, das hat Gott erwählt.“ Die Hirten geraten ob der Erscheinung des Engels in große Furcht. Immer, wenn Gott sich den Menschen naht, erschrecken sie. Auch Maria erschrak, als der Engel Gabriel bei ihr eintrat. Die Hirten werden mit großer Furcht erfüllt, als sie die Herrlichkeit Gottes erleben, aber der Engel beruhigt sie: „Fürchtet euch nicht!“ Im Kirchenlied heißt es: „Sie bebten vor dem Got-

teslicht, er aber sprach: „O fürchtet nicht!“ Die Hirten hören die Botschaft, die unerhörte Botschaft von der Geburt des Heilandes, des Messias, des Herrn. Sie hören sie und nehmen sie auf; sie hören und glauben. Sie sind nicht skeptisch, sie suchen nicht nach einer natürlichen Erklärung dieses Geschehens, sie sind überzeugt, dass sich der Himmel aufgetan hat. Vielleicht – sie waren ja vermutlich gläubige Menschen – wussten sie von der Weissagung des Propheten Michäas, 700 Jahre vor der Geburt Christi: „Und du, Bethlehem Ephrata, du bist die kleinste unter den Fürstenstädten Judas, aber aus dir wird der hervorgehen, der Israel regieren wird“ – vielleicht wussten sie davon.

Die Hirten begreifen jedenfalls, dass sie nicht umsonst dieser Erscheinung gewürdigt werden. Sie verstehen, dass Gott etwas von ihnen will, dass sie auserwählt sind als Zeugen und Prüfer eines unerhörten Geschehnisses. Indem der Engel ihnen ein Zeichen gibt für die Wirklichkeit des Geschehenen, verbindet er damit die Aufforderung, sie sollen sich durch Augenschein von der Tatsächlichkeit seiner Ansage überzeugen. Die Hirten haben verstanden, dass ihnen die himmlische Botschaft zuteil wird, damit sie sich ihrer Wahrheit vergewissern, dass sie sich auf den Weg machen, das Kind zu sehen. Der Engel verweist sie nach Bethlehem. Bethlehem liegt etwa 8 Kilometer von Jerusalem entfernt auf zwei Hügeln, die durch einen Sattel verbunden sind. Maria und Josef befanden sich zur Zeit der Niederkunft in Bethlehem, aber nicht in der Ortsmitte, sondern am Rande. In der Ortsmitte war alles überfüllt, die Herberge war zu, und so nahmen sie eine Höhle, eine Felsgrötte als Ziel ihrer Wanderung. Dort, wo sonst das Vieh untergebracht wurde, wo sich aber eine Futterkrippe befand, da nahmen sie Platz, um das Kind zur Welt zu bringen und zu versorgen. Die Hirten waren nicht in Bethlehem, sonst hätten sie nicht sagen können: „Wir wollen nach Bethlehem gehen.“ Das Hirtenfeld muss in einiger Entfernung von Bethlehem gelegen haben – vermutlich ostwärts in Richtung auf die Wüste Juda und das Tote Meer –, aber sie entschließen sich, der Aufforderung des Engels zu folgen. „Transeamus usque Bethlehem et videamus hoc verbum quod factum est“, so singt in Schlesien von Görlitz bis Kattowitz eine jede Gemeinde zu Weihnachten: Lasst uns nach Bethlehem gehen und sehen, was dort geschehen ist – Transeamus usque Bethlehem. Sie gehen, aber nicht im Schritt, sondern im Sturmschritt. „Sie gingen eilends“, so heißt es im Evangelium, dorthin, wohin sie der Engel beorderte hatte. Einmal drängt es, sie das Kind zu sehen, von dem der Engel gesprochen hatte, zum anderen wollen sie natürlich ihre Herde nicht lange im Stich lassen. So sprechen alle unsere Kirchenlieder von der Geschwindigkeit, mit der die Hirten nach Bethlehem gehen. „Die Hirten hören in der Nacht der Engel Lied bei ihrer Wacht. Zur Krippe eilen sie geschwind, anbeten Gott, den Herrn, im Kind.“ Der Engel hatte den Hirten ein Zeichen gegeben, das ihnen das Finden des Heilandes erleichtern oder ermöglichen sollte: „Ihr werdet ein Kindlein finden, in Windeln gehüllt und in einer Krippe liegend!“ Und genau das trifft ein. Sie finden Maria und Josef und das Kind; das Zeichen ist durch die Wirklichkeit bestätigt. Was sehen die Hirten? Vermutlich das weinende – denn Kinder weinen bei der Geburt häufig –, eben geborene Kind armer Eltern. Was glauben sie? Dass in Erfüllung gegangen ist, was viele Generationen von Israeliten erwartet, erhofft, erbetet hatten. „Da liegt es, das Kindlein, auf Heu und auf Stroh; Maria und Josef betrachten es froh. Die redlichen Hirten knien betend davor, hoch oben schwebt jubelnd der Engelein Chor“, so singen wir im Kirchenlied zu Weihnachten. Und jetzt berichten die Hirten „genau“, so heißt es im Evangelium, genau, was ihnen vom Engel über dieses Kind gesagt worden war. Wem berichten sie es? Natürlich zuerst dem heiligen Paar, das an erster Stelle hier beteiligt war; sie ging die Botschaft ja in erster Linie an. Aber die Hirten schwiegen auch gegenüber anderen nicht. Sie werden ihren Familien, ihren Nachbarn, ihren Bekannten davon erzählt haben; sie konnten nicht schweigen von dem, was sie gehört und gesehen hatten. Die Hirten sind die ersten Herolde und Missionare des auf Erden erschienenen LOGOS geworden. Eine Person war von dem Bericht der Hirten zutiefst bewegt. Es war die Mutter des Kindes. Sie hatte gewiss in Nazareth die Botschaft des Engels erhalten, der sie auf ihre große Aufgabe vorbereitete. Sie war sich ihrer Erwählung gewiss, jetzt aber war ihre Mutterschaft wahr geworden, jetzt war das eingetroffen, was ihr vorhergesagt worden war, jetzt lag das Kindlein in der Krippe. „Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären.“ Jetzt hat sie ihn geboren. Was Maria von den Hirten hörte, war die Bestätigung dessen, was sie vor neun Monaten vom Engel Gabriel vernommen hatte. Aber Maria hörte nicht nur die Mitteilung der Hirten, sie behielt sie, „sie bewahrte sie getreu“, so steht im Evangelium, „sie bewahrte

sie getreu“, und mehr noch, sie dachte darüber nach, „sie erwog sie in ihrem Herzen“. Die Mutter des Herrn ist eben auch die erste Jüngerin des Herrn.

Mit dem Gehorsam gegenüber dem Verkündigungsendel war die Aufgabe der Hirten erfüllt. Sie hatten seine Botschaft gehört, sie hatten ihre Bestätigung gesehen. Die Hirten konnten natürlich nicht in Bethlehem bleiben, sie hatten ja Dienst, mussten für ihre Herde sorgen. Die Pflicht rief sie zurück zu ihrer Nachtwache. „So kehrten sie heim“, so heißt es, zu ihren Tieren, aber sie waren andere geworden, als sie vordem gewesen waren. Sie kehrten heim, als gläubig gewordene. Sie hatten begriffen, sie waren Zeugen eines unerhörten Eingriffs Gottes auf die Erde geworden, darum „lobten und priesen sie Gott“, so heißt es im Evangelium, für alles, was sie gehört und gesehen hatten, so wie es ihnen gesagt worden war. Die völlige Übereinstimmung der Engelsbotschaft mit den von ihnen festgestellten Verhältnissen hatten sie sicher gemacht: Die Engelterscheinung war keine Einbildung, sie war keine Selbsttäuschung, sie war Wirklichkeit. Wir wissen nicht, meine lieben Freunde, wie es mit den Hirten weitergegangen ist. Wenn sie lange genug gelebt haben, könnten sie den, der im Futtertrog der Tiere gelegen hatte, noch als Prediger und Wundertäter erlebt haben. Vielleicht waren sie bei seinem triumphalen Einzug in Jerusalem dabei. Möglicherweise waren sie Zeugen seine Verhaftung und seiner Leiden – wir wissen es nicht. Aber sicher bleibt: Es gibt keine Verkündigung der Geburt Jesu ohne die Hirten auf den Feldern von Bethlehem.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Gott in Rechnung stellen

01.01.2016

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir wünschen einander im neuen Jahre Glück. Glück ist der Zustand der Geordnetheit, des Friedens und der Zufriedenheit im Herzen. „Glücklich“, sagt Goethe einmal, „ist auf die Dauer nur der Zufriedene.“ Wir hoffen, dass unsere Glückwünsche in Erfüllung gehen. Aber das geschieht nur dann, wenn wir sie über die Brücke leiten, die zu Gott führt. Wünsche aussprechen ohne Bezug auf Gott, ist sinnlos. Wünsche einem anderen vermitteln, die sich auf Gott gründen, solche Wünsche kommen zu ihrer Erfüllung. Wir wissen: Es kann, es kann! ein wahres Glück nicht geben ohne Gott. Getrennt von Gott ist Glück unmöglich; das ist metaphysisch ausgeschlossen. Das Glück ist gebunden an den Frieden, an die Gemeinschaft mit Gott. Und das soll unser Vorsatz im neuen Jahre sein: Wir wollen in diesem Jahre Gott ernster und gläubiger in Rechnung stellen als bisher. Wir wollen ernster und gläubiger mit unserem Herrgott rechnen. Es wird in Wirtschaft und Wissenschaft viel gerechnet; wir haben ganze Rechenautomaten aufgestellt. Und das Rechnen ist auch notwendig, aber das Rechnen kann auch kalt machen. Nicht immer ist Arbeitslosigkeit in Rentabilitätsschwierigkeiten begründet, sondern manchmal auch vom kalten Nutzen. Soziale Spannungen und nationale Konflikte gehen nicht selten auf eiskalte Berechnung unter den Menschen und unter den Staaten zurück. Man rechnet herzlos, und die Menschen sind eine Nummer, eine Zahl. Und was ist die Geburtenkontrolle, was ist die Empfängnisverhütung? Sie ist meistens nichts anderes als eine kalte Berechnung, ob zu dem werdenden Leben eines Kindes ja oder nein gesagt werden kann und soll, ganz unabhängig von Gott und von Gottes Gesetz, ob man sich, wie man sagt, ein Kind leisten kann. Der Mensch, der sich in den Mittelpunkt seiner Rechnungen stellt, merkt nicht, wie die Menschheit, und damit auch er selbst, diese Rechnung schließlich mit seinem Persönlichkeitsverlust bezahlen muss. Und das sollte anders werden in diesem Jahr. Wir wollen uns vornehmen, im neuen Jahre mit Gott zu rechnen. Gott darf nicht der große Unbekannte sein, sondern wir wissen, dass Gott eine Wirklichkeit ist, eine Wirklichkeit über allen Wirklichkeiten. Er ist zwar der Unfassbare, der Unermessliche, der Unendliche, aber er ist kein Stoff, er ist Geist, d.h. Gott ist die Wirklichkeit über allen anderen Wirklichkeiten. Wer Gott aus der Rechnung streicht, der wird erleben, dass seine Rechnung nicht aufgehen kann. Wer Gott aus der Rechnung streicht, begeht einen Rechenfehler.

Physiker und Astronomen erforschen das Weltall, fragen nach der Entstehung und Entwicklung des Alls. Wir danken ihnen für diese Untersuchungen; sie haben ihren eigenen Reiz. Es ist eine dem Menschen gestellte Aufgabe, zu erforschen, wie das, was ist, entstanden ist und wie es ausgeht. Nur sollte man nicht vergessen, nach dem Urheber des Weltalls zu fragen. Bei jedem Bauwerk forschen wir nach dem Erbauer, nach dem Baumeister; bei Himmel und Erde sollten wir desgleichen tun. Manche wollen die Frage nach dem Ursprung verbieten. Wie sagt Kant: Das Kausalgesetz ist auf die empirische Wirklichkeit, die uns umgibt, eingeschlossen. Nein, das Kausalgesetz ist ein das gesamte Sein umgreifendes und durchherrschendes Gesetz. Das Weltall ist nicht nur da, sodass man nicht fragen kann, warum es und wie es da ist, nein, das Weltall muss einen Urheber haben. Die Welt und der Mensch können nicht aus unpersönlichen Kräften entstanden sein. Die Ordnung der Welt lässt sich

nicht erklären ohne einen Ordner. Die Zielstrebigkeit lässt sich nicht erklären ohne einen, der das Ziel gesetzt hat. Wir Christen fragen deswegen: Wie kam es zu diesem Anfang? Wer hat ihn gesetzt? Die Antwort: Gott hat den Anfang alles Werdens gesetzt. Er hat auch das unpersönliche und ursprüngliche Chaos geschaffen. Gott ist der Uranfang, der Schöpfer mit den Attributen der Allmacht und der Freiheit. Die Schöpfung der Welt als Schöpfung, als Werk des Schöpfergottes ist absolut voraussetzungslos. Was ist befriedigender für die Vernunft, zu sagen, es gäbe einen ungewordenen, ewigen und ungeordneten Stoff, oder zu glauben, dass eine unendliche, ewige, anfanglose, persönliche Macht aus freiem Liebeswillen das All geschaffen hat? Im Jahre 1796 veröffentlichte der französische Physiker Laplace ein Buch über die Entstehung des Sonnensystems. Danach wurden von einer rotierenden und kontrahierenden Gasmasse infolge zunehmender Fliehkräfte nacheinander Gasringe abgetrennt. Sie kondensierten zu Planeten; die Hauptmasse wurde zur Sonne. Napoleon fragte Laplace, wo in seinen Aufstellungen Gott vorkomme. Laplace antwortete: „Dieser Hypothese bedarf ich nicht.“ Gott, meine lieben Freunde, ist keine Hypothese, d.h. eine Annahme, die in ihrer Wahrheit noch nicht feststeht. Gott ist eine personale Wirklichkeit, in der alles Wirkliche seinen Grund und Ursprung hat. Die Wissenschaft spricht nicht gegen die Lehre davon, dass Gott alles geschaffen hat, sie stützt diese Lehre. Die stete Entwicklung der astronomischen Weltordnung schließt eine unbegrenzte Vorgeschichte der uns zugänglichen Welt aus. Sie muss einen Anfang haben. Die astronomische Theorie des sehr schnellen Entweichens der Spiralnebel und damit einer ständigen Ausdehnung des Weltalls weist auf einen Anfang dieser berechenbaren Ausdehnung hin. Entweder man verzichtet darauf, zu fragen, wer diesen Anfang gesetzt hat, oder man kommt zu einem Wesen von unendlicher Kraft. Wir nennen es Gott. Alle einzelnen Ursachen der Welt sind bewirkte Ursachen. Es gibt aber keinen regressus in infinitum. Am Anfang muss eine außerhalb der Kette von Ursachen liegende Erstursache sein, die sich selbst begründet, die nicht von einem anderem begründet wird; wir nennen sie Gott. Wer die Welt verstehen will, muss mit Gott rechnen, mit Gott als dem Schöpfer.

Gott, meine lieben Freunde, ist eine singuläre, ganz und gar einfache und unveränderliche geistige Substanz, eine überweltliche Persönlichkeit. Person ist durch Geistigkeit, Ganzheit und unmittelbare Einmaligkeit bestimmt. Die Geistigkeit beinhaltet Vernunft und Willen; beides bei Gott ins Unendliche gesteigert. Von Boethius stammt die Definition der Person: *naturae rationalis individua substantia* – Person ist die ungeteilte Wesenheit einer vernünftigen Natur. Dieser Naturbegriff ist auf Gott anwendbar. Gott ist lebendig, tätig, wirksam, er kann sich zum Menschen wenden, ihn ansprechen. Er hat gesprochen zu den Empfängern der Offenbarung, zu den Stammvätern, zu den Propheten, zuletzt zu seinem und durch seinen Sohn. Gottes Reden sind uns aufbewahrt in der Heiligen Schrift, deswegen ehren wir die Schrift und hören auf sie. Wir sprechen davon, sie sei durch Inspiration, durch Anhauchung, durch Eingebung zustande gekommen, unbeschadet der menschlichen Tätigkeit der Autoren. Der Protestantismus folgt angeblich seit Luther dem Schriftprinzip, d.h. man will alles, aber auch nur das glauben, was in der Schrift enthalten ist. Man nimmt den Text der Bibel her, erforscht, was daraus für Leben und Handeln eines Christen zu entnehmen ist. Man muss also Inhalt und Sinn der biblischen Aussagen erklären. Dabei kommt alles darauf an, wie man die Heilige Schrift angeht. Da versichern uns die meisten protestantischen Erklärer der Heiligen Schrift, diese sei ein Buch wie jedes andere. Man müsse es also genauso verstehen, erklären, wie man andere Bücher versteht und erklärt. Wie erklärt man andere Bücher? Nun, mit Hilfe der Hermeneutik, also mit den Regeln, die nun einmal für das Erklären gültig sind. Das heißt: In der Geschichte der Menschen geht es menschlich, nur menschlich, manchmal allzu menschlich und sogar in gewissen Fällen untermenschlich zu. Aber eines ist sicher: Aus dem Menschlichen tritt keine Geschichte heraus. Wenn man dieses Prinzip auf die Heilige Schrift anwendet, dann bedeutet das: Auf dieser Erde kann nur passieren, was jeden Tag passiert oder jedenfalls jeden Tag passieren kann. Geschichtlich beglaubigt, geschichtlich gesichert kann nur sein, was in den bisherigen oder in den möglichen Weltenlauf eingepasst ist. Dieses Prinzip hat der evangelische Theologe Ernst Tröltzsch aufgestellt. Er sagt, alles was geschieht, gehorcht drei Prinzipien: der Kritik, der Relation und der Analogie. Was sich dadurch nicht erklären lässt, existiert nicht. Das heißt: Er und die Kollegen, die ihm folgen, lesen die Heilige Schrift, als ob Gott nicht existierte. Sie betreiben die Erklärung der Heiligen Schrift, als ob Gott nicht existierte. Sie rechnen nicht mit Gott, mit seiner Vorsehung, mit seiner Macht, mit seinem Eingreifen. Und weil sie nicht mit Gott

rechnen, kommen sie dazu, alles Einmalige, Unerhörte, Wunderbare als ungeschichtlich aus der Schrift zu entfernen. Also: Es fällt dahin die wunderbare Empfängnis des Sohnes Gottes; es gibt keine Menschwerdung des LOGOS; es gibt keinen Sühnetod Jesu; es gibt keine wahrhafte Auferstehung. Das alles können Sie bei protestantischen Theologen lesen. Auf diese Weise wird die einmalige Offenbarung Gottes in Christus eingeebnet. Sie wird zu einem der vielen Fälle in der Religionsgeschichte, ob das nun Buddhisten, Taoisten oder Konfuzianer sind. Diese Meinung, meine lieben Freunde, hat natürlich verheerende Auswirkungen. Sie zerstört den Glauben der Gemeinde. Wenn Gott zu den Menschen redet, dann sind eben die Bücher, die diese Reden bezeugen, anders, grundlegend anders, als die übrigen Bücher zu lesen. Man muss rechnen mit dem Eingreifen Gottes, muss gefasst sein auf sein Wirken. Wer nicht mit Gott rechnet, kommt, wenn er konsequent ist, zum Atheismus. Der evangelische Theologe Herbert Braun – hier in Mainz hat er gewirkt, ich habe ihn gekannt – bestreitet die Wirklichkeit des persönlichen Gottes, seine Objektivität, sein Gegenübersein. Gott ist für ihn das „Woher meines Umgetriebenseins“. Man muss mit Gott rechnen, mit seinem gesetzgeberischen Willen, mit seinen Mahnungen und Warnungen, mit seinen Drohungen und Strafen, mit seinem allwissenden Auge.

Das Rechnen mit Gott ist im Leben des Einzelmenschen und im Leben der Menschheit unentbehrlich. Gott ist der Gesetzgeber, der seine Gebote für den Einzelnen und für die ganze Menschheit gegeben hat. Sie wollen beachtet sein, wenn das Leben des Einzelnen gelingen und das Leben der Gemeinschaft friedlich verlaufen soll. Vor einigen Jahren kam ein französischer Abgeordneter aus den Pyrenäen nach Paris, um an der Sitzung des Parlamentes teilzunehmen. Er übergab dem Wirt des Hotels, in dem er abstieg, das Geld für die ganze Sitzungsperiode. Der Wirt fragte ihn: „Wollen Sie eine Quittung?“ „Nein“, sagte der Abgeordnete, „Gott hat es gesehen.“ Darauf antwortete der Wirt: „Sie glauben an Gott?“ „Ja, selbstverständlich, Sie nicht?“ „Nein.“ „Ja, dann geben Sie mir eine Quittung.“ Wo man mit Gott nicht mehr rechnet, wird die Unzufriedenheit wachsen und werden die Menschen am irdischen Leid und an den menschlichen Unzulänglichkeiten zerbrechen. Wo man mit Gott nicht mehr rechnet, da zerfallen die Familien; dort wird die Treue in der Ehe nicht mehr gehalten, dort wird die Heiligkeit der Ehe nicht mehr bewahrt. Wo man mit Gott nicht mehr rechnet, kann man den Frieden nicht finden. Die Gottlosen haben keinen Frieden! Wo man mit Gott nicht mehr rechnet, wird man die Angst nicht mehr los. So viele Fragen des Lebens bleiben unbeantwortet und offen, vor allem die letzte große Lebensfrage bleibt ohne Lösung. Und deswegen, meine lieben Freunde, wollen wir uns vornehmen, im neuen Jahre mit unserem Herrgott zu rechnen, mit Gott, dem Allmächtigen, bei dem kein Ding unmöglich ist. Wir wollen rechnen mit Gott, dem Allweisen; seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken und unsere Gedanken sind nicht seine Gedanken. Wir wollen rechnen mit dem gerechten Gott, damit wir nicht der Versuchung erliegen, allein auf seine Barmherzigkeit zu vertrauen. Diese Gefahr besteht immer, dass die Menschen alles zudecken wollen mit der angeblichen alles verzeihenden Gerechtigkeit Gottes. Gott verzeiht alles, er gewährt seine Gerechtigkeit, aber dem reuigen Menschen! Es muss furchtbar sein, in die Hände des lebendigen Gottes zu geraten, deswegen ist es angemessen, meine lieben Freunde, wenn wir unsere Lebensrechnung begleichen. Wir wissen nicht, wer von uns das Ende dieses Jahres nicht erleben wird. Wir müssen damit rechnen, dass Gott uns während dieses Jahres abberuft; Alte müssen sterben, Junge können sterben. Und deswegen: Sterblicher, denk ans Sterben! Mache deine Rechnung mit Gott, bevor es zu spät ist! Das soll unser Vorsatz sein im neuen Jahr: Wir wollen lauterer und tatkräftiger mit Gott rechnen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der heilige Name Jesus

03.01.2016

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Für den heutigen Menschen ist der Name unbedeutend. Er ist fast wie eine Nummer, die man eben braucht, um festzustellen, um wen es sich handelt. Viele wissen gar nicht einmal um die Bedeutung ihres Namens. Und wenn wir sagen „in Gottes Namen“ oder „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“, dann ist das eine fast hartgewordene Formel, die wir vielfach gebrauchen, ohne sie zu bedenken. Anders ist es in der Bibel. In der Welt der Bibel bedeutet der Name einen Anruf, ja, eine Berufung. Im Namen ist Art, Auftrag und Schicksal einer Person enthalten; daher die vielen Namenerklärungen in der Heiligen Schrift. Der Stammvater der Israeliten hieß nämlich ursprünglich Abram. Als Gott ihm die Verheißung gegeben hatte, dass er Stammvater eines großen Volkes werden solle, änderte er den Namen. Er gab ihm jetzt den Namen Abraham, d.h. Vater der Menge. Als der Sohn Mariens am 8. Tage nach seiner Geburt beschnitten werden sollte, da erhielt er den Namen, der alle Hoffnung der Menschheit in sich schließt: Jesus, d.h. Gott rettet – Jahwe (das ist der Name für Gott bei den Juden) rettet. Seine Sendung als Retter, Befreier, Arzt und Heiland ist darin enthalten. So hatte ihn schon der Engel genannt, als er noch nicht im Mutterschoße empfangen war. Nun ist mit dem Namen Jesus der Name Christus verbunden. Christus ist die Übersetzung des hebräischen Wortes Messias und bedeutet der Gesalbte. Wenn also zu dem Namen Jesus der Name Christus hinzugefügt wird, was ja berechtigt ist und was wir fortwährend tun, dann bedeutet das: Dieser Jesus, den Gott schon ausgezeichnet hat als den Retter, ist nun tatsächlich der im Alten Testament verheißene, vom jüdischen Volk erwartete und schließlich gekommene Messias, der Gesalbte des Herrn. Dieser Name, meine lieben Christen, ist für uns von überragender Bedeutung. Ich möchte nicht mehr leben, wenn ich ihn nicht mehr aussprechen dürfte. Der Name Jesus Christus ist

1. das Siegel unserer Eingliederung in ihn bei der Taufe,
2. die Gewähr der Gegenwart seiner Macht und
3. die Bürgschaft unserer Errettung am Jüngsten Tage.

Der Name Jesu ist erstens das Siegel unserer Eingliederung in Christus durch die Taufe. In der Taufe erhalten wir den Namen Jesu Christi, werden wir Christiani, Christen. Wir könnten auch sagen Jesuaner, aber es hat sich eingebürgert, und zwar zuerst in der Gemeinde in Anti-ochien, die Anhänger Jesu als Christianer, als Christen zu bezeichnen. Der Täufer nennt über dem Täufling den Namen des Herrn Jesus Christus, und der Täufling spricht seinerseits das Bekenntnis: Herr ist Jesus Christus, und gehört damit dem an, dessen Name er von nun an anrufen darf. Die Taufe bringt den Täufling in sakramentale Beziehung zur Person Jesu als des Menschensohnes. Er eignet ihm diesen zu, er stellt ihn unter den Schutz dieses Namens. Das ist der Sinn, meine lieben Freunde, weswegen der Name Jesus bei der Taufe über dem Täufling angerufen wird; der Täufling wird zum Eigentum Jesu gemacht. Jetzt gehört er ihm, jetzt ist er unter seinen Schutz gestellt. Auf seinen Namen getauft sein, heißt, von der Kraft seiner Gottheit erfüllt werden, heißt, geheiligt, heißt, neu geschaffen werden. Den Sklaven und Händlern von Korinth schreibt Paulus: „Ihr wurdet abgewaschen, geheiligt, gerechtfertigt im Namen

unseres Herrn Jesus Christus und im Geiste unseres Gottes.“ Die an seinen Namen glauben, sind nach dem Zeugnis des Johannesevangeliums jene, denen er „Macht gibt, Kinder Gottes zu werden“. Sein heiliger Name ist angerufen über uns: „Verlass uns nicht, Herr, unser Gott“, so beten wir jetzt.

Der Name Jesu ist zweitens die Gewähr der Gegenwart seiner Wundermacht. Der Herr wird angerufen, damit er mit seiner Wundermacht eingreifen kann. In Korinth, dieser großen Hafenstadt, hatte sich ein Mitglied der Gemeinde der Blutschande schuldig gemacht, Inzest begangen, also Geschlechtsverkehr mit einer Verwandten. Dieses unerhörte Begebnis war für Paulus Anlass, die Gemeinde aufzufordern: „Versammelt euch im Namen Jesu Christi und in der Kraft Jesu Christi und übergibt diesen Mann dem Satan, damit das Fleisch zugrunde gerichtet und der Geist gerettet werde.“ Das heißt, die Gemeinde soll durch Anrufung des Namens Jesu dessen Kraft wirksam machen. Der Mann soll in sich gehen, ausgesondert werden aus der Gemeinde, damit er sich bekehrt, und dann, wenn er sich bekehrt hat, kann er gerettet werden. Der Name Jesu wird in den Exorzismen verwendet. Die Exorzismen sind Befehle, im Namen Jesu einen Besessenen freizugeben. Der Satan wird aufgefordert, im Namen Jesu sich von dem Besessenen zu lösen. Und das ist geschehen. Jesus hat ja einmal zur Verbreitung seiner Sendung 70 Jünger ausgesandt, und als sie zurückkamen, da meldeten sie: „In deinem Namen sind uns die bösen Geister untertan.“ Die 70 haben erfahren, dass die Anrufung des Namens Jesu den Sieg über die bösen Geister bedeutet. Der Herr warnt allerdings vor solchen, die zwar seinen Namen im Munde führen, aber nicht die Früchte des Evangeliums bringen. Wenn diese am Tage des Gerichtes sagen werden: „Herr, haben wir nicht in deinem Namen Dämonen ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Wunderwerke getan?“ dann wird er ihnen antworten: „Ich habe euch niemals gekannt. Weichet, ihr Übeltäter!“ Im Tempel zu Jerusalem bettelte ein behinderter Mensch, ein Lahmgeborener – ich weiß nicht, ob er Multiple Sklerose hatte oder vielleicht Kinderlähmung – Petrus und Johannes, die zum Gebet in den Tempel kamen, an. Petrus erklärte: „Ich bin mittellos; ich habe kein Gold und auch kein Silber. Aber was ich habe, das will ich dir geben.“ Dann fasste er den Mann an, richtete ihn auf und sprach: „Im Namen Jesu Christi: Steh auf und wandle!“ Und siehe da, der Mann stand auf und sprang im Tempel umher vor Freude. Großes Aufsehen bei den Massen, das Volk lief zusammen und sie meinten, hier seien Götter auf Erden erschienen. „Nein“, sagt Petrus, „nicht durch unsere Kraft ist das geschehen, sondern auf den Glauben an seinen Namen hat Jesus diesen Lahmgeborenen geheilt. Der Name Jesu hat seine Kraft an ihm erwiesen.“ Diese Tat kam natürlich auch dem Hohen Rat in Jerusalem zu Gehör, und seine Mitglieder waren sofort bereit, sich des Falles anzunehmen. Sie fragten den Petrus: „In welcher Kraft und in welchem Namen habt ihr das getan?“ Das gibt Petrus Gelegenheit, ein Bekenntnis zu Jesus abzulegen: „Im Namen Jesu Christi von Nazareth, den ihr gekreuzigt habt, den Gott aber von den Toten auferweckte, in diesem Namen steht dieser gesund vor euch.“ Das Wunder gibt also Petrus Gelegenheit, die Auferstehung Jesu zu bezeugen; ein Toter wirkt keine Wunder. Wenn jetzt ein solches Geschehnis unter Anrufung des Namens Jesu geschieht, dann ist klar, dieser Jesus ist wieder lebendig geworden und zeigt seine Macht. In Philippi – das ist eine Stadt in der heutigen Türkei – ging Paulus mit seiner Begleitung zum Gebet. Da begegnete ihnen eine Magd, die einen Wahrsagegeist hatte. Sie brachte ihren Herren durch ihren Wahrsagegeist vielen Gewinn ein; sie hat also ihre Gabe umgemünzt in finanzielle Bereicherung. Und sie folgte nun Paulus und seinen Begleitern und schrie: „Diese Menschen sind Diener des wahren Gottes, die euch den Heilsweg verkünden.“ Das tat sie an vielen Tagen, und das wurde Paulus allmählich lästig. Und deswegen wandte er sich um und sagte der Frau bzw. dem Geiste, der aus ihr sprach: „Ich befehle dir im Namen Jesu, von ihr auszufahren.“ Da fuhr er in derselben Stunde von ihr aus. Jesus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen, und der Christ wendet sich durch diesen Mittler an Gott. Deswegen, meine lieben Freunde, immer die vielen Schlussgebete in unserer heiligen Messe „durch Jesus Christus“. Die an Gott gerichteten Gebete sind Lobpreisungen im Namen Jesu Christi. „Danket Gott für alles im Namen des Herrn Jesus Christus“, schreibt Paulus an die Gemeinde in Ephesus – danket Gott für alles im Namen Jesu Christi. Und so hat es der Herr selber gesagt: „Was immer ihr bitten werdet in meinem Namen, das werde ich tun.“ „Wenn ihr mich in meinem Namen um etwas bitten werdet, werde ich es tun.“ Weil der Name des Herrn so mächtig ist, weil Gott diesen Namen so mit Kraft erfüllt hat, deswegen ist er ein Name über allen Namen. In diesem Namen muss

sich jetzt ein jedes Knie beugen, im Himmel, auf der Erde und unter der Erde, und jede Zunge muss bekennen: Jesus Christus ist Herr im Namen Gottes, des Vaters.

Der Name Jesu ist schließlich drittens die Bürgschaft unserer Errettung am Jüngsten Tage. Die Kirche hat niemals aufgehört, an das Ende dieser Welt zu glauben, an die Wiederkunft Christi, an sein Gericht, an das allgemeine Gericht. Petrus hat in seiner Pfingstrede die Schrecken der letzten Tage geschildert: Angst und Entsetzen werden sich auf der Erde ausbreiten, die Menschen werden vergehen vor banger Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Und doch gibt es eine Hoffnung. „Jeder, der den Namen des Herrn anruft, wird gerettet werden.“ Durch die Anrufung dieses Namens wird eben eine Macht in Bewegung gesetzt, und diese Macht ist die Macht Gottes. Jeder!, der ihn anruft, wird gerettet werden, d.h. der Name Jesu ist von universaler Bedeutung. In seiner Verteidigungsrede vor dem Hohen Rat, vor dem die Jünger erscheinen mussten, rief Petrus aus: „Es ist unter dem Himmel kein anderer Name gegeben, durch den wir gerettet werden als der Name Jesu Christi.“ Der Name Jesu, meine lieben Freunde, ist konkurrenzlos, mit ihm kann es kein anderer Name aufnehmen, weder Buddha noch Laotse noch Mohammed. Sie alle sind machtlos; sie vermögen nicht zu helfen. Es gibt keinen zweiten Heilsweg neben Jesus Christus. Das Christentum ist die einzige gottentstammende Religion, es ist die absolute Religion. Johannes, der Seher auf Patmos, sah das Lamm auf dem Berge Sion stehen und bei ihm 144.000 Auserwählte. „Sie trugen seinen Namen und den Namen des Vaters auf ihrer Stirn. Und sie sangen ein neues Lied vor dem Thron und vor den vier Tieren und vor den vierundzwanzig Ältesten. Niemand konnte das Lied singen als nur die hundertvierundvierzigtausend Erwählten.“ Sie sind von der Erde erkaufte; sie folgen dem Lamm, wohin es geht. Warum? Sie haben seinen Namen nicht verleugnet; in ihrem Munde ward keine Lüge erfunden. Der Name Jesu, meine lieben Freunde, ist uns heilig. Es ist der Name, den Gott selbst durch den Engel dem Sohn Mariens gegeben hat. Es ist der Name, der über dem Kreuze stand, als er den Pfahl, den Marterpfahl zu unserem Heil bestiegen hat. Es ist der Name, der über uns angerufen wurde, als wir Gott zugeeignet wurden in der heiligen Taufe. Der Name Jesu soll uns im ganzen Leben begleiten. „Jesus, dir leb ich! Jesus, dir sterb ich! Jesus, dein bin ich, tot und lebendig!“, so singen wir an jedem Herz-Jesu-Freitag. In meiner Todesstunde, meine lieben Freunde, möge mir Gott die Gnade verleihen, zu sprechen: Mein Jesus, Barmherzigkeit!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Wirklichkeit der Weisen aus dem Morgenland

10.01.2015

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Dieser Tage kam ein Glied unserer Gemeinde, die Frau Ebersmann, zu mir mit allen Zeichen des Entsetzens und erzählte mir, sie habe im Fernsehen gehört, dass es die drei heiligen Könige überhaupt nicht gegeben habe, es sei eine Legende und darum brauche man sich nicht zu kümmern. Dazu ist folgendes zu sagen, meine lieben Freunde: Erstens ist das Fernsehen nicht befugt, zu Fragen des Glaubens Stellung zu nehmen. Für Fragen des Glaubens hat Gott eine Institution geschaffen. Wir nennen sie katholische Kirche; sie ist dafür zuständig. Zweitens ist es eine offenkundige Tatsache, dass die große Überzahl der Journalisten keine Bindung an den Glauben und keine Bindung an die Kirche hat. Man kann von ihnen keine Wiedergabe der Glaubenslehre erwarten. Drittens: Es ist eine schmerzliche Tatsache, dass die Mehrzahl der evangelischen Theologen die Reise der Magier zum Jesusknaben ebenfalls als ungeschichtlich erklärt. Von daher stehen wir katholischen Christen allein. Wir haben vom Protestantismus Unterstützung nicht zu erwarten. Viertens zeigen sich – Gott sei es geklagt – auch in der nachkonziliaren katholischen Kirche Erosionserscheinungen. Katholische Theologen folgen ihren protestantischen Vorgängern und bestreiten die Wahrheit und Wirklichkeit des Besuches der Weisen aus dem Morgenland. Wir, meine lieben Freunde, wollen uns an die Heilige Schrift und an ihre Auslegung durch das kirchliche Lehramt halten. Der Unglaube bringt unaufhörlich Einwände gegen die Geschichtlichkeit des Evangeliums – nicht bloß gegen die Magiererzählungen – vor. Der Glaube vermag sie ohne Ausnahme zu widerlegen. Behaupten ist leicht, beweisen ist schwer, kann unmöglich sein. Die Leugner der Geschichtlichkeit der Erzählung von den Magiern haben den Bericht des Evangeliums gegen sich. Da steht es schwarz auf weiß: „Es kamen Weise aus dem Morgenland nach Bethlehem, um Jesus anzubeten“; einen gegenteiligen Bericht gibt es nicht. Der Evangelist Matthäus lässt seine Absicht deutlich erkennen, Geschichte zu berichten, nicht eine Legende zu erfinden. Er stellt nämlich das Erscheinen der Magier in den zeitgeschichtlichen Rahmen. Er gibt Daten an, nämlich die Regierungszeit des Königs Herodes und die Geburt Jesu. Herodes kam im Jahre 40 v. Chr. zur Regierung und starb im Jahre 4 v. Chr.; das ist das Jahr 750 nach der Gründung der Stadt Rom. In diese Zeit fällt die Geburt Jesu. Das Evangelium gibt keinen genauen Zeitpunkt an für die Niederkunft Mariens. Wir müssen das Datum zu erschließen versuchen aus anderen Mitteilungen. Herodes – und das ist die wichtigste – ließ alle Knaben in Bethlehem und Umgebung bis zu 2 Jahren töten, entsprechend der Zeit, die er von den Magiern erkundet hatte. „Die Zeit bis zu 2 Jahren“ setzt voraus, dass das Erscheinen des Sternes mit der Geburt, mit dem Zeitpunkt der Geburt Jesu zusammenfiel. Daraus ist zu schließen, dass Jesus zur Zeit der Ankunft der Weisen in Bethlehem wenigstens 1 Jahr oder 1½ Jahre alt war, d.h.: Jesus ist spätestens zu Beginn des Jahres 6 v. Chr. geboren – spätestens zu Beginn des Jahres 6 v. Chr. Ja, wie kommen wir zu dieser merkwürdigen Feststellung? Weil die Zeitrechnung, deren wir uns bedienen, falsch angesetzt ist. Sie stammt aus dem 6. Jahrhundert von dem Mönch Dionysius Exiguus. Er hat die Geburt Jesu auf das Jahr 753 nach der Gründung Roms festgelegt, und das war falsch.

Die Frage muss dann gestellt werden: Wann sind die Magier in Bethlehem erschienen? Wie viel Zeit ist vergangen seit der Geburt Jesu? Das Evangelium macht darüber keine Angaben. Die Weisen

sind jedenfalls nicht schon am 13. Tage nach der Geburt Jesu erschienen. Das haben früher viele angenommen, weil sie das Fest Erscheinung (Epiphanie) mit dem Fest der Geburt Jesu am 25. Dezember zusammensahen, und das sind 13 Tage. Diese Rechnung geht nicht auf. Die Ankunft der Magier fällt in erheblich spätere Zeit als die Geburt Jesu. Die heilige Familie befindet sich nicht mehr in der Grotte. Es heißt ausdrücklich, dass die Magier „das Haus“ betraten; sie war umgezogen. Herodes – und das muss ich noch einmal erwähnen – ließ alle Knäblein bis zu 2 Jahren töten. Damit hoffte er, den gefährlichen Rivalen aus dem Felde geschafft zu haben. Jesus muss also zu diesem Zeitpunkt bereits längere Zeit auf der Welt gewesen sein. Wenn Jesus nur 14 Tage auf der Welt gewesen wäre oder 4 Wochen, dann hätte er ja die Knäblein, die 14 Tage oder 4 Wochen alt waren, töten lassen. Aber wenn er die töten ließ, die bis zu 2 Jahre alt waren, dann zeigt das, dass er mit einer längeren Lebensdauer des Jesusknaben rechnet. Selbstverständlich ist diese Berechnung, die ich Ihnen darbrachte, eine Hypothese, ein Versuch zu erklären, wie und wann die Weisen aus dem Morgenlande erschienen sind; es ist eine Kombination. Aus dem Evangelium ergeben sich eben nur andere Daten, aus denen man diese Kombination erschließen kann.

Wer sind die Männer, die zur heiligen Familie kommen? Es sind babylonische Magier – *magoi* heißt es im griechischen Text –, Chaldäer, Männer, die in der Sternkunde bewandert waren. Sie kommen aus Babylonien, das ist das Zweistromland (heute Irak) oder aus Persien (heute Iran), jedenfalls aus dem Osten; nach dem Westen sind sie gewandert. Es ist wichtig, ja unerlässlich, meine Freunde, die Berichte der Evangelien von den Zutaten zu unterscheiden. Unser Glaube gilt dem Wort Gottes, nicht menschlichen Erfindungen. So gibt das Evangelium nicht an, wie viele Weise gekommen sind. Man erschließt eine Dreizahl aus den Geschenken: Gold, Weihrauch, Myrrhe. Aber die syrische Kirche nimmt 12 Magier an. Das Evangelium schweigt über die Zahl. Unter dem Einfluss bestimmter alttestamentlicher Texte hat man angenommen, dass sie Könige waren, diese Männer, oder königlichen Geblütes. Darüber schweigt das Evangelium. Das Evangelium weiß nichts davon, sondern stellt uns schlichte Männer vor, die nichts Fürstliches an sich haben. Die uns geläufigen Namen Kaspar, Melchior und Baltasar sind erst im 6. Jahrhundert erkennbar. Das Evangelium schweigt darüber. Rainald von Dassel, der Erzbischof von Köln, brachte im Jahre 1164 Reliquien – also körperliche Überbleibsel – der Weisen aus Mailand nach Köln. Diese Reliquien sind vermutlich im 5. Jahrhundert aus Konstantinopel nach Mailand gekommen; ihre Herkunft ist unbekannt. Das Evangelium schweigt darüber.

Nun zu der Hauptsache, nämlich zu der Geschichtlichkeit des Erscheinens der Magier. Es besteht kein Grund, den Besuch der Weisen aus dem Bereich der Geschichtstatsachen zu streichen. Der Evangelist Matthäus hat den Bericht von der Erscheinung der Magier nicht selbst geschaffen, er hat ihn übernommen aus der Überlieferung. Er hat ihn in der Überlieferung vorgefunden und in sein Buch aufgenommen. Das beweist die echt palästinensische Lokalfarbe, das Lokalkolorit, wenn man so sagen darf, der Erzählung. Der König Herodes wird dargestellt, so wie er war, nämlich als ein grausamer Despot. Die Hohen Priester und Schriftgelehrten, die er befragt, sind uns bekannt als die maßgebenden Ausleger der Heiligen Schrift. Die Weisen werden in keiner Weise herausgestellt, sondern lediglich als fromme Männer geschildert, die den neugeborenen König anbeten wollen. Der Evangelist hat wohl verstanden, Tatsachen von Legenden zu unterscheiden. In dem ganzen Abschnitt wird nichts Glanzvolles von dem neugeborenen Messias berichtet, keine auffallenden Ereignisse, keine wunderbaren Begebnisse; es ist eine ganz nüchterne, karge Erzählung. Das spricht gegen ihren legendären Charakter. Die Magier sind nicht als Könige dargestellt, die mit fürstlichem Gepränge einziehen, sondern als schlichte Reisende, die kein Aufsehen erregen. Der Besuch der Magier ist ganz unauffällig. Wäre es anders gewesen, hätte das Haus, in dem sich der Knabe befand, leicht festgestellt werden können, und es wäre ein Leichtes gewesen, ihn ohne Aufsehen aus dem Wege zu räumen. Weil es aber die Magier unterließen, Herodes über den Aufenthaltsort des Kindes zu unterrichten, wählte er einen anderen Weg, um den Rivalen loszuwerden, den Kindermord von Bethlehem.

Dass Matthäus Geschichte berichten will, beweisen die sog. Reflexionszitate. Was sind Reflexionszitate? Das sind Anführungen aus dem Alten Testament, die auf Tatsachen aufgepfropft werden. Man hatte bestimmte Tatsachen vor sich, geschichtliche Vorgänge, und jetzt suchte man im Alten Testament, ob es dort Vorankündigungen, Weissagungen gegeben haben könnte, die auf diese Ereignisse hinwiesen. Solche Reflexionszitate kommen hier drei Mal vor. Nämlich einmal, als Herodes die

Schriftgelehrten fragte, wo der Messias geboren werden sollte, und er die Antwort erhält: in Bethlehem, da bringt Matthäus die Weissagung des Propheten Michäas: „Du, Bethlehem, bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas, denn aus dir wird hervorgehen der Messias.“ Wo Matthäus von der Flucht der heiligen Familie nach Ägypten spricht, greift er auf eine Weissagung des Propheten Hoseas zurück. Und wenn er den bethlehemitischen Kindermord beschreibt, zitiert er aus dem Buch Jeremias. Diese Texte sind also nicht geschichtsbildend, sondern sie sind zu den geschichtlichen Tatsachen hinzugefügt, um sie als gottgewollt und von Gott vorausgesehen darzustellen. Sie wollen zeigen, dass sich im tatsächlichen geschichtlichen Leben Jesu alttestamentliche Weissagungen erfüllt haben. Für den Besuch der Weisen kommt schon deswegen nicht in Frage, dass eine Weissagung des Alten Testaments die Legende hervorgebracht haben soll, weil zu dem Erscheinen der Magier kein Zitat aus dem Alten Testament angeführt wird, keine Weissagung aus dem Alten Testament. Ja, wie soll dann – nach den Behauptungen der Ungläubigen – aus einer Weissagung diese Geschichte hervorgetrieben worden sein, wenn es gar keine Weissagung dieser Art gibt? In dem Bericht des Matthäus ist lediglich ein Hinweis auf den Stern des Messias. Der Stern kann schon deswegen nicht als legendär erklärt werden, weil der Glaube an den Einfluss der Sterne auf das Geschick der Menschen und an die Führung der Menschen durch Sterne dem Alten Testament und dem Judentum fremd ist, ja, von ihm radikal abgelehnt wird, weil nicht die Sterne das Leben des Menschen lenken, sondern weil Gott die Sterne lenkt. Wohl aber passen der Stern und seine Führung trefflich zu der Gestalt der Weisen. Sie waren Astronomen, sternkundige Männer, und darum erscheint ihnen ein Stern und nicht wie dem Josef ein Engel. Als sternkundige Männer glauben sie am Erscheinen eines bestimmten Sternes das Anzeichen der Geburt eines in der ganzen alten Welt erwarteten Retterkönigs erkannt zu haben, und das veranlasst sie, ihn aufzusuchen. Es ist merkwürdig, meine lieben Freunde, sehr merkwürdig: Theologen, die nichts von Sternkunde verstehen, halten die Erzählung vom Stern der Weisen für legendär. Astronomen, Wissenschaftler der Sternkunde, also Fachleute, zögern nicht, den Bericht vom Stern als wahre Beschreibung eines Phänomens der Sternenwelt anzuerkennen und suchen nach einer Erklärung. Sie haben verschiedene Möglichkeiten erwogen, den Stern zu erklären. Sie dachten an einen Kometen. Manche brachten den Halleyschen Kometen ins Spiel. Oder sie dachten an eine Nova, einen neuen Stern. Das war vor allem Johannes Kepler, dem wir die Keplerschen Gesetze verdanken. Johannes Kepler errechnete für das Jahr 7 v. Chr. drei Konjunktionen (Begegnungen) der Sterne Saturn und Jupiter. An drei Tagen im Jahre 7 waren sich diese beiden Sterne Saturn und Jupiter ganz nahe, und zwar am 29. Mai, am 4. Oktober und am 5. Dezember. Kepler erklärte das Phänomen so, dass er als Folge der Planetenkonjunktion einen neuen Stern annahm, eben den Stern von Bethlehem. Darin sind ihm die meisten Astronomen nicht gefolgt. Sie nehmen vielmehr an, dass der neue Stern, der Stern von Bethlehem, die Konjunktion, die Verbindung, die Begegnung von Saturn und Jupiter war. Die Weisen haben also nach dem Himmel geschaut und den Frühaufgang des Planeten Jupiter beobachtet. Der Stern Jupiter galt im Altertum als der Stern des Weltherrschers, als der Königsstern. Und dieser Planet näherte sich nun dem Planeten Saturn. Saturn wurde als Stern der Juden angesehen. Als die Weisen beide zusammensahen, da nahmen sie an: Im Judenland geschieht die Geburt eines hochbedeutsamen Königs. Und so entschlossen sie sich zur Abreise, wahrscheinlich oder wohl sicher unter dem Antrieb der Gnade. Nicht der Stern, der nur der Anlass war, sondern die Gnade Gottes hat sie bewogen, dem Stern zu folgen. Die Magier werden auch nicht – wie man erwarten möchte – durch den Stern direkt zum König der Juden geführt, sondern sie werden nur zu der Reise ins Judenland veranlasst. Sie müssen in Jerusalem erst nach dem Aufenthaltsort des Neugeborenen forschen: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ Um es herauszubekommen, lädt Herodes die Schriftkundigen vor; sie geben die gewünschte Auskunft: „In Bethlehem, im Lande Juda.“ Diese Information gibt Herodes an die Weisen weiter. Jetzt wissen sie Bescheid, wohin sie sich wenden müssen, um den König zu finden, dem sie kniefällig huldigen wollen. Die alttestamentliche Weissagung weist ihnen den Weg nach Bethlehem.

Den Leugnern der Erscheinung der Magier in Bethlehem ist zur Stütze ihrer Leugnung etwas ganz Merkwürdiges eingefallen. Sie behaupten, ihre Reise sei die Nacherzählung, der Nachklang, also die Erfindung einer aus der Geschichte bekannten Huldigungsfahrt. Im Jahre 66 n. Chr. unternahm der parthische (persische) König Tiridates mit großem Gefolge eine Reise nach Rom. Dort beabsichtigte

er, dem Kaiser Nero wie seinem Gott, dem Mithras, zu huldigen und Geschenke zu bringen. Diese Erzählung – so behaupten die Ungläubigen – soll das Vorbild für die erfundene Geschichte vom Erscheinen der Weisen bei Jesus und seinen Eltern sein. Meine lieben Freunde, diese beiden Berichte berühren sich nur in äußerlichen und nebensächlichen Zügen. Der Bericht des Matthäus ist der viel weniger großartige, er ist viel schlichter. Die Legende verfährt anders. Die Legende sucht nämlich ihre Erzählung aufzuputzen mit besonderen, wunderbaren Begebnissen, sie neigt zur Ausmalung und zur Steigerung. Das alles fehlt bei Matthäus. Dem Bericht des Matthäus über die Ankunft der Weisen fehlen alle Züge der Ausmalung, wie sie einer Novelle eigen sind. Die Erzählung vom Erscheinen der Magier ist keine phantasievolle Idylle, sie ist vielmehr das Vorspiel für die Furcht der heiligen Familie, für die Flucht nach Ägypten, für die Verfolgung des Messiaskindes. Hier fehlt die Poesie nun wirklich. Aber sie passt genau zu dem Charakter des Herodes. Schließlich ist der Bericht des Matthäus in der palästinensischen Urgemeinde überliefert worden, ist also viel älter als die Reise des Tiridates im Jahre 66 n. Chr.

Die Behauptung, das Kommen der Magier zu der heiligen Familie sei ungeschichtlich, ist unbegründet. Sie ergibt sich nicht aus wissenschaftlichen Erwägungen, sondern aus den weltanschaulichen Vorurteilen der Ungläubigen – kein einziger Einwand schlägt durch, ein jeder kann begründet abgewiesen werden. Die Ungläubigen lehnen die Historizität des Erscheinens der Magier ab, weil er nicht in ihr weltanschauliches Konzept passt. Und was ist dieses Konzept? Sie machen die weltanschauliche Voraussetzung: Wunderbares kann es nicht geben. Wo etwas Wunderbares berichtet wird, dort spricht die Legende und nicht die Geschichte. Die Ungläubigen stellen das Axiom auf: Was jeden Tag und überall passiert, das kann auch in der Geschichte Jesu passiert sein. Was aber außergewöhnlich, unerhört und einmalig ist, das ist der Phantasie seiner Anhänger entsprungen. Und beim Unglaube ist noch vieles andere eine Legende: die Menschwerdung Gottes. Viele – ich weiß nicht wie viele, aber sehr viele – protestantische Theologen bestreiten die Menschwerdung Gottes. Sie bestreiten die wunderbare Empfängnis der Jungfrau; sie bestreiten die Verwandlung von Wasser in Wein in Kana; sie bestreiten das Seewandeln Jesu; sie bestreiten die Erweckung des Lazarus vom Tode; sie bestreiten die Auferstehung Jesu; sie bestreiten seine Himmelfahrt. Sie bestreiten also viele andere Dinge, nicht nur das Erscheinen der Magier bei Jesus. Nach dem Unglauben ist alles legendär, was nicht ständig oder gelegentlich auf dieser Erde geschieht und nicht auf innerweltliche Ursachen zurückgeführt werden kann, d.h. der Unglaube rechnet nicht mit Gott. Er erklärt die Evangelien, als ob es Gott nicht gäbe. Lassen wir uns, meine lieben Freunde, nicht irremachen. Glauben wir den Evangelisten. Die Wissenschaft ist nicht gegen uns, sie ist für uns. Wir sind nicht rückständig, wir sind auf der Höhe der Zeit. Wir gehen zur Krippe, zum Jungfrauensohn mit dem Bekenntnis im Herzen und auf den Lippen: Wir haben seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten.

Amen.

